



5364

Die Schweiz

in

Original-Ansichten

ihrer interessantesten Gegenden,

historisch merkwürdigsten Städte, Badeorte, Kirchen, Burgen und sonstigen
ausgezeichneten Baudenkmäler

alter und neuer Zeit.

Nach der Natur aufgenommen

und in Stahl gestochen

von den ausgezeichnetsten Künstlern unserer Zeit.

Mit

einem historisch-topographischen Text

von

H. Ruge.

Zweiter Band.

Die Nordschweiz.

Darmstadt.

Druck und Verlag von Gustav Georg Lange.

1863.

Rh 416/2



Der Kanton St. Gallen.

Aus dem Gebirgs-Labyrinth, welches das südöstliche Viertel der Schweiz bedeckt, treten wir, dem Lauf des Rheines folgend, in das offenere und freundliche St. Galler Land, das sich von der hohen Kette zwischen Vorderrhein und Walensee-Thal bis an den Bodensee erstreckt. In seinem südlichsten Theile finden wir gewaltige Berge, welche mit ihren firnbedeckten Gipfeln auf Schneefelder, Gletscher, schöne, mit zahlreichen Viehherden bedeckte Alpen und enge, steinige Hochthäler herabblicken, deren Fuß aber in schnellem Absturz die Einsenkung der Seez und des Walensee berührt; niedrigere, aber noch immer hohe Berge, welche sich mit der Säntisgruppe verknüpfen, füllen den mittleren, von der Thur durchströmten Theil; nordwärts aber breitet sich mit sanften theils bewaldeten, theils hoch hinauf kultivirten Höhen ein freundliches Hügelland aus, welches die beiden Halbkantone Appenzell umschließt. Während die unteren Theile des Kantons, das Ufer des Bodensee und das Rheinthäl, weniger als 1300 Fuß über dem Meerespiegel liegen, steigt der höchste Berg 10000 Fuß an; dazwischen aber finden sich alle Höhenstufen, breite Thalgelände mit Wein- und Getreidebau, waldige Hügel und Anhöhen, Alpen, nackte Geröllhalben und eisige Gletscherthälchen, die einen im Vorlande und Juragebiet, die andern inmitten der majestätischen, der prächtigen Alpenwelt.

Während bei den Kantonen, welche wir bisher durchwandert haben, die Geschichte des kleinen Staates stets bis in eine sehr frühe Zeit hinaufreicht, ist das gleiche bei St. Gallen nicht der Fall. Der Kanton St. Gallen besteht erst seit Anfang dieses Jahrhunderts und wenn auch alle seine einzelnen Theile seit langer Zeit in nahen Beziehungen zu Eidgenossenschaft standen, so bildeten sie doch kein Ganzes, welches eine Geschichte zu haben vermochte. Auch er muß ursprünglich von Kelten bewohnt gewesen sein, aber seine jetzigen Bewohner gehören dem alemannischen Stamm an, welcher den größten Theil der Nordschweiz in Be-

sitz genommen hat. Bald nachdem sich der heilige Gallus im siebenten Jahrhundert an der Steinach angesiedelt hatte und von seinen Nachfolgern ein klösterliches Stift begründet worden war, nahm auch die Stadt St. Gallen ihren Anfang. Ursprünglich ein unbedeutendes Städtchen, welches dem fürstlichen Abt gehorchen mußte, wußte sie sich nach und nach manche kostbare Freiheit zu verschaffen, bis endlich, als die Bürgerschaft zahlreich und vermögend geworden, der lang dauernde, wechselvolle, aber endlich glücklich beendete Kampf um die Unabhängigkeit begann. So bildeten sich im Lauf der Jahrhunderte ähnlich wie zu Basel und Chur dicht bei einander zwei politische Körper, zwei kleine Staatswesen, mit einander oft widerstreitenden Interessen: die Abtei mit ihrem schönen, nach und nach durch Erbschaft und Kauf erworbenen Landbesitz, der sogenannten alten Landschaft und dem Toggenburg, und die Stadt mit ihrem weit kleinern Gebiet, aber stark und einflußreich durch die Hingebung, die Ausdauer und die Tapferkeit ihrer fleißigen, Arbeit und gewerbliche Thätigkeit liebenden Bürger. Beide, die Stadt wie die Abtei, verbündeten sich schon frühzeitig zu Schutz und Trutz mit einzelnen eidgenössischen Ständen, bis sie endlich mit dem größeren Theil derselben ewige Burg- und Landrechte schlossen und dadurch, wenn auch mit eingeschränkten Rechten, in den eidgenössischen Bund traten. Außerdem lagen im Bezirk des jetzigen Kantons St. Gallen bis zu Ende des 18. Jahrhunderts mehrere Unterthanenlande der acht alten Orte und der Kantone Zürich, Schwyz und Glarus, nämlich Sargans, das Rheinthal, Gaster, Uznach, Werdenberg und Sax, unter sich durch Lage, Kultur und Geschichte außerordentlich verschiedene Districte, welche von eidgenössischen Vögten verwaltet wurden. Als im Jahre 1798 von Westen her die Ideen der Freiheit und Gleichheit in die Schweiz drangen und alle Theile derselben tief erschütterten, konnte sich auch das jetzige St. Galler Gebiet ihrem mächtigen Einfluß nicht entziehen. Zunächst entstanden als Glieder der einen, untheilbaren helvetischen Republik die Kantone Säntis und Linth, von denen der letztere mit dem Linththal das Toggenburg, Sargans und Werdenberg, der erstere außer Appenzell die übrigen Districte umfaßten; zur Mediations-Zeit aber bildete sich der jetzige Kanton St. Gallen. Aus Theilen zusammengesetzt, deren Einwohner in Hinsicht auf Religion, politische und religiöse Ansichten, Vermögen, Erwerb- und Lebens-Verhältnisse sich außerordentlich unterscheiden, hatte er im Lauf der letzten sechszig Jahre oft schwere Kämpfe durchzumachen; bald siegte die eine, bald die andere der beiden großen Hauptparteien, um der Verwaltung sofort eine neue, einseitige Richtung zu geben, aber kein Konflikt vermochte den Bestand des Kantons zu erschüttern und mehr und mehr haben sich bereits die früher sehr heterogenen Theile unter der herrschenden freien Verfassung zu einem der Einheit zustrebenden Staatswesen verschmolzen.



J. Rohbock del.

J. Foppel sculp.

ST. GALLIEN.

(St. Gallen)

Druck & Verlag v. C. G. Lange in Darmstadt.

Der Kanton St. Gallen umfaßt ein Gebiet von etwa 35 deutschen Quadrat-Meilen oder gegen 88 schweizerischen Quadratstunden und besteht aus vier Haupttheilen, welche sich nach den Flußgebieten bestimmen: dem nach Nord gerichteten Rheinthal, dem westlich ziehenden Gebiet der Seez, des Wallensee, der untern Linth und des obern Zürichsee, dem Thal der Thur und dem Thälchen der Sitter mit dem Vord des Bodensee. Im Süden berühren die Kantonsgrenzen Bündten, Glarus und Zug, im Westen Zürich und Thurgau, im Norden den Bodensee, im Osten Lichtenstein und Vorarlberg, von denen es durch den Rhein geschieden wird. Die beiden freundlichen Halb-Kantone Appenzell Inner- und Außer-Rhoden werden von St. Gallen vollständig umschlossen. Die höchsten Gebirge liegen in seinem südlichen Theile gegen Bündten hin an den Quellen der Tamina, Seez und Murg; man hat diesen Theil in Erinnerung an das Berner- und Bündtner-Oberland nicht mit Unrecht das St. Galler Oberland genannt. Hier ziehen sich vom Centralpunkt des hohen Sardona-Stockes Zweigketten nach Nordost, Nord und Nordwest, von denen einzelne ihre Gipfel bis über die Schneegrenze hinausstrecken. Alle Thäler sind nordwärts geöffnet und nur einzelne derselben mit Ortschaften besetzt, deren Einwohner sich von Viehzucht und Alpenwirthschaft nähren. Zahlreich sind dagegen die Dörfer in dem tief einschneidenden Thal, welches sich von der Wasserscheide des Oberrheins bis an den Zürichsee hinabzieht und durch welches die Straße und die Eisenbahn von Thur nach Zürich geht. Nördlich von denselben erhebt sich die Bergkette, welche unweit vom Rhein mit dem Alvier beginnt und sich im Valsries und den Churfürsten bis zum Speer westwärts streichend fortsetzt. Auf der mittäglichen Seite rauh und steil abfallend, sinkt sie auf der nördlichen, die mit Alpweiden bedeckt ist, sanfter hinab zur Thur, welche von ihrer Quelle bei Wildhaus nach der Thurgauer Grenze strömend einen gegen Osten offenen Bogen bildet. Einst machte das Thurthal, deshalb auch das Toggenburg genannt, den Haupttheil der Besitzungen der edlen und angesehenen Grafen von Toggenburg aus. Die Grenzen desselben berühren den Bergstock des Säntis, dessen Gipfel weit umher die Thäler und Höhen überschaut. Im obern Theil besitz das Toggenburg Viehweiden und Sennereien, im untern dagegen Felder und Aecker, auf denen alle Arten Getreide gebaut werden. Auf der westlichen Seite des Rheins zu den Bergen des Appenzell, dem Zuge des Ramor und Hohenkasten, ansteigend, liegt das St. Galler Rheinthal, ein schmaler, langgestreckter District, der etwas mehr als 5 Quadrat-Meilen umfaßt. Auf den Höhen mit Waldungen bedeckt, bringt er im Thalgrund zwar nur wenig Getreide, aber reichlich Obst, Kartoffeln, Hanf, Flachs und trefflichen Wein hervor, leidet indeß nicht selten durch die Überschwemmungen des wilden Stroms. Endlich im Nordwesten breiten sich die Bezirke Gossau, St. Gallen und Norschach aus, ein freundliches, fruchtbares mit Hügelu bedecktes und wohl angebautes Gelände, das namentlich in den ebenen

Theilen Obst, Getreide und gegen den Bodensee hin auch Wein hervorbringt und gleich einen Theil des Toggenburg auch für die gewerbliche Thätigkeit geeignet ist.

Je verschiedener die Höhenverhältnisse sind, je zahlreicher sich die Thalrichtungen herauszustellen, je einflussreicher die verschiedenen Winde zu wirken vermögen: desto mannigfaltiger muß sich für einen selbst kleinen Bezirk das Klima gestalten. Von einem gleichmäßigen Klima kann daher für den Kanton St. Gallen nicht die Rede sein. Während in einzelnen Theilen noch Schnee fällt oder unfreundliche Winternebel das Land bedecken, wirkt in anderen Theilen die wärmende Sonne schon kräftig auf den Boden ein und ruft die herrlichste Blumen- und Gräserdecke hervor; hier wehen regelmäßig rauhe Winde, dorthin lenkt der Föhn seine erschlaffenden Ströme, an einem andern Orte herrschen fast immer stille Lüfte. Nur die benachbarten Landschaften stehen sich in der Regel klimatisch nahe, aber selbst da giebt es nach Höhenlage und Thalrichtung nicht selten bemerkenswerthe Verschiedenheiten.

Auch die Bevölkerung des Kantons zeigt in den einzelnen Bezirken große Verschiedenheiten, die zum Theil in den Verhältnissen ihrer engeren Heimath ihren Grund haben, zum Theil aus anderen Ursachen hervorgewachsen sind. Wenn die St. Galler auch im Allgemeinen Alemannen sein müssen, so werden sich doch in einzelnen und zwar namentlich den Gebirgs-Districten noch Reste der früheren Bewohner, der Kelten und der Rhätier, erhalten haben und namentlich möchten Nachkommen der letzteren im Oberlande vorhanden sein. Auf den Volkscharakter in den einzelnen Bezirken hat ferner die Confession eingewirkt, selbst wo Protestanten und Katholiken von einer und derselben Herkunft bei einander wohnen, gleichen sie sich nicht vollständig. Außerdem fällt die Beschäftigung ins Gewicht. Der Senn, welcher einsam im Gebirg wohnt, fast täglich um sein Leben mit der Natur kämpft und auf die einfachsten Mittel des Lebens und des Unterhaltes hingewiesen ist, unterscheidet sich schon wesentlich von dem Thalmann, der sich mit Obst- und Weinbau und Landkultur beschäftigt, steht aber noch ferner dem Städter und dem Fabrik-Arbeiter, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend im dumpfigen, mit verdorbener Luft angefüllten Raum sich einer oft geisttödtenden Arbeit hingeben muß. Selbst die Sprache ist nicht gleichmäßig; jeder oft sehr kleine Bezirk hat seinen eigenen Dialect, seine verschiedenen Bezeichnungen für dieselben Dinge. Sitten und Bräuche, obwohl sie in neuerer Zeit mit den Volkstrachten immer mehr verschwinden, Volkssage und Volksglaube, und was sonst noch aus der Vorzeit her stammt, wie z. B. Form und innere Einrichtung der Wohnhäuser, haften in unverändert derselben Gestalt immer nur an einzelnen Gegenden und selbst das Recht hat sich so verschiedenartig und dabei so fest ausgebildet, daß nur langsam und mit Vorsicht annähernd gleichmäßige Rechtszustände hergestellt zu werden vermögen.

Die Zahl aller Einwohner des Kantons beläuft sich gegenwärtig auf etwa 180000, davon sind nur 70000 Protestanten, 110000 aber Katholiken. Von Juden mögen etwa hundert vorhanden sein. Größere Gemeinden sind die Hauptstadt St. Gallen, welche mit den Außengemeinden 19000 Seelen zählt, und das freundliche Städtchen Altstätten im Rheinthal (7300 Seelen). Alle übrigen Ortschaften haben bis höchstens 2000 Einwohner, viele der kleineren werden nur von wenigen Hunderten von Menschen bewohnt. Wie in den übrigen deutschen Kantonen herrscht in St. Gallen der Holzbau vor; steinerne Häuser finden sich nur in den Städten und größeren Ortschaften des Thallandes. Dabei zerstreuen viele Gemeinden die Wohngebäude über ihr ganzes Gebiet; gleich dem verwandten Appenzeller liebt es der St. Galler sich auf seinem Grund und Boden bei seinen Wiesen und Aekern in freundlicher, sonniger, weit ausschauender Lage entfernt von den Nachbarn, mit denen er dennoch gern verkehrt, anzubauen.

Wir haben Bündten an der untern oder Tardisbrücke, welche sich westlich von Malans über den Rhein legt, verlassen und setzen von hier aus unsere Wanderung fort. Die Straße wendet sich nordwestlich, läuft fast parallel mit dem Rheinstrom und erreicht bald durch hübsche fast ebene Gelände im Bezirk Sargans den freundlichen Marktflecken Ragatz, in dessen Nähe auch die Eisenbahn hinzieht. Schon zur Römerzeit muß hier eine Ansiedlung gewesen sein, denn an dieser Stätte theilten sich die Straßen durch das untere Rheinthal und über den Kunkels-Paß. In Urkunden wird Ragatz schon 998 erwähnt. Im Mittelalter gab es im Orte eine sogenannte Suß zur Niederlegung der Waaren, welche über die Bündtner-Pässe aus Italien kamen oder dorthin gingen; sie hat sich bis zur neuesten Zeit erhalten. Ragatz gehörte lange der Abtei Pfäfers, welche hier eine Statthalterei besaß. Die Lage des Ortes ist ungemein anmuthig, die Ebene, in welcher er sich aufbaut, weit und fruchtbar, hohe und interessante Berge erheben sich im Falkniß und Kläschberg in Nordost und Ost, in den Grauen Hörnern, deren Spitze mit ewigem Schnee bedeckt ist, in Süd, und unmittelbar beim Flecken, auf welchen verfallene Burgen herablicken, mündet das schöne, romantische Felsenthal, das die wilde, vom Sardona-Gletscher kommende Tamina durchbraust. Die Einwohner besitzen schöne Alpen und Wälder und bekennen sich zur katholischen Confession. Im Sommer ist Ragatz einer der besuchtesten Orte der Schweiz. Nicht die Fremden allein, welche nach Pfäfers wandern, machen hier gern eine kurze Station; auch zahlreiche Kurgäste lassen sich für Tage und Wochen in den Gasthöfen nieder, um das beliebte warme Bad zu benutzen. Eine mehr als 12000 Fuß lange Röhrenleitung führt das heiße Pfäferser Heilwasser so gut und so schnell

hierher, daß es noch immer 27 bis 28 Grad Reaumur Wärme zeigt und Tausende von Kranken, welche nicht gern in dem zwar furchtbar schönen, aber abgelegenen und finstern Pfäfers verweilen mögen, Gesundheit und neue Lebenskraft zu geben vermag.

Drei Wege führen von Ragaz aus ins Thal der Tamina. Zunächst der alte einst einzige Weg zum Bade, ein steiniger Saumpfad, welcher durch prächtigen Buchenwald und über schöne Wiesen auf der linken Seite des Baches ziemlich jäh ansteigt und nach etwa zwei Stunden zu dem Dorfe Valens gelangt, das sich am Fuße der mächtigen Grauen Hörner auf freier, fruchtbarer Höhe erhebt. Ein steiler Pfad windet sich von hier aus im Zickzack viele hundert Fuß zum Bade hinab, ein anderer leitet in eine prachtvolle Schlucht über die Valenser Mühle zu dem ebenfalls diesseits der Tamina gelegenen Vättis. Selten nur wird dieser Weg noch von Fremden benutzt, desto häufiger ziehen Fußwanderer, Reiter und kleine Wagen auf der Hauptstraße, welche sich näher am Tamina-Bach hält, empor. Schon beim Beginn des Weges kündigen sich die Naturschönheiten, welche Pfäfers bietet, an. Wild braust der Bach in enger Schlucht, in deren Nähe alte Mühlen liegen, über einen dunklen Fels, von dem er schäumend in die Tiefe stürzt. Je weiter wir aufwärts steigen, desto enger wird die Schlucht; graue steilabstürzende Felswände, deren oberer Rand ihrer Höhe wegen wir nicht erblicken, schließen sie ein und springen häufig von rechts und links so weit vor, daß sie den Durchgang ganz zu versperren scheinen. Hier und da braust ein kleines Bächlein herab; an andern Stellen winden sich seltsame weiße Kalkstreifen durch das marmorartige schwarze Gestein, oder grünt und blüht am Fels die Alpenrose. Dabei raußt der Bach unermüdlich gegen die schwarzen Blöcke in seinem Bett, welche seinen Lauf hemmen wollen, bald sie rücksichtslos überfluthend, bald eilig zwischen ihnen durchschlüpfend, bald indem er sie nur wild tobend mit weißem Schaum überspritzt.

Eine Stunde sind wir gewandert, zum zwanzigsten Male haben wir einen Felsvorsprung umschritten und vor uns liegen in einer Meereshöhe von etwa 2000 Fuß, eingeschlossen von steilen Wänden, welche sich mehr als 600 Fuß gen Himmel erheben, die zusammengeschobenen Gebäude des Bades, denen man es bald anmerkt, daß sie einem Kloster, welches sie erbauen ließ, ihren Ursprung verdanken. Ernst, fast finster, mit schmalen, engen Gängen, hoher Helle und zellenartigen Zimmern versehen, stößt es den Kurgast eher ab, als daß es ihn anzieht; Lust und Freude, so meint man, sollen aus diesen Räumen verbannt sein. Und in der That wollen sie niemals recht aufkommen; die Brust scheint fast immer beengt: so mild die Luft ist, wir athmen sie nicht voll und kräftig ein und selbst der Sonnenschein, der uns nur wenige Stunden des Tages beglückt, übt seine belebende Wirkung in weit schwächerem Maaße aus als anderswo. Grauenhaft muß es hier sein, wenn bei heftigen Gewittern der Donner rollt und die kalben

Blitze hin und her zucken, oder wenn bei lange anhaltenden Unwettern der Regen in dichten Tropfen niederrauscht und kleinere und größere Wasserströme von den Felsen herabbrausend das Werk und die Zuflucht der Menschen mit Vernichtung zu bedrohen scheinen, wenn im Winter die ungeheuren Eiszapfen frachend und zersplitternd niederfallen und der hoch oben in den Hängen gelagerte, halb vereiste Schnee sich loslöst und stäubend in die Tiefe stürzt.

Zwei Punkte werden vom Bade häufig besucht, zuerst der schöne Aussichtspunkt Galandaſchau mit dem Blick auf das in der Schlucht liegende Bad, das Gebirge und namentlich die Pyramide des wilden Galanda, und dann die in graufiger Umgebung liegenden Badequellen oberhalb des Bades. Auch wir wenden uns den letzteren zu und betreten die einfache aber feste hölzerne Brücke, welche sich über die schnell fließende Tamina hinzieht. Näher rücken jetzt die hohen Flußwände aneinander: an dem Fuß der einen derselben nimmt uns ein schmaler Bretterpfad auf, der auf Balken ruhend mit starken eisernen Klammern an den Felsen befestigt ist. Wasser tröpfelt auf denselben an vielen Stellen herab und befeuchtet ihn; dennoch ist er sicher und gefahrlos. Zu unserer Linken zieht sich die Leitung hin, welche das Wasser der Quellen zum Bade und von dort nach Magaß führt. Schmäler und immer schmäler wird die enge Spalte, durch welche der Himmel hereinblickt, selten dringt ein Sonnenstrahl noch in die Tiefe, hier und da sind wir genöthigt das Haupt zu neigen und kaum scheint es noch der Tamina gelingen zu wollen, sich zwischen den Felswänden hindurchzuzwängen. Dampf brausend, hochaufschäumend schlägt sie unaufhörlich gegen den Bord und die Blöcke in ihrem mehr als 20 Fuß tief eingeschnittenem Bett, deren einst raube Oberfläche sie nach und nach geglättet hat. Jetzt hat sich das Gewölbe soweit geschlossen, daß nur ein schmaler Spalt, über den Fußpfade hinwegleiten, den blauen Himmel erblicken läßt. Wir befinden uns in einer finstern, schauervollen, in der Tiefe kaum 20 Fuß weiten Höhle, deren dunkle Wände durch die Feuchtigkeit, welche nie und auch in der heißesten Sommerzeit nicht verschwindet, schwarz erscheinen und deren oft ungewöhnliche, magische Beleuchtung seltsam wechselt, je weiter wir in sie eindringen. Rechts über dem Fluß zeigt sich eine Grotte, welche einmal eine Büßerkapelle aufnehmen sollte; sie wird nach der heiligen Magdalena genannt, weil man einst ihr Bild als wunderbares Naturspiel im Gestein wahrnehmen wollte. Schweigend schreiten wir vorwärts und nahen uns, nachdem wir über 600 Schritte zurückgelegt haben, den Quellen; die Lichtstrahlen mehren sich und fallen auf den empor wirbelnden Dampf, in welchem sich, wenn die Sonne hoch über der Schlucht steht, hin und herschwankende Regenbogen bilden. Wir haben den Ort erreicht, wo jetzt reichlicher als vor Jahrhunderten das heilbringende heiße Wasser aus dem Fels hervorquillt.

Wann die Quellen entdeckt wurden, ist unbekannt, der Sage nach bemerkte sie zuerst ein Jäger der Abtei, ein Carlin von Hohenbalken aus Bündten, der im Jahre 1038 bis in diese schauervolle Einöde vordrang, um Vogelnester auszunehmen. Erst zweihundert Jahre später sollen sie benutzt worden sein; 1382 wurde unmittelbar über den Quellen das erste Badehaus errichtet, zu denen später noch zwei andere kamen. Sie waren über dem Boden am Felsen befestigt und man stieg zu ihnen von oben auf schlechten Leitern herab, wenn man es nicht vorzog, sich an einem Seil durch eine Oeffnung im Dach herabzulassen. Viele Fremde entfernten sich, so bald sie den Ort gesehen hatten; sie scheuten sich von dem nicht gefahrlosen Gang in die schauervolle Tiefe. Guler erzählt in seiner 1616 erschienenen Rhätia seltsame Dinge von der Kurmethode zu Pfäfers; viele Leute gehen, berichtet er, nimmer in das Bett und verlassen auch des Essens wegen nicht das Bad; sie lassen sich die Speisen ins Bad bringen, schlafen auch darin und kommen weder Tag, noch Nacht nicht daraus, erquicken einander mit Gesang und kurzweiligen Gesprächen, wobei sie aber, wie in einer Mühle, ziemlich laut sprechen müssen, von wegen des starken Getöses des Baches, der unterhalb durch die unebenen Felsen dahin rauschet. Allerdings hielten Viele nur acht bis zehn Tage im Bade aus. Aller Unannehmlichkeiten ungeachtet ward es aber von vornehmen und angesehenen Leuten häufig besucht; auch Ulrich von Hutten benutzte es einige Zeit vor seinem Tode. Später wurden die Zugänge verbessert und Treppen angelegt; als aber Felsstürze wiederholt die Badehäuser bedrohten und eine Feuersbrunst sie im Jahre 1629 zerstörte, errichtete Abt Jodocus von Pfäfers ein Kurhaus unterhalb der engen Schlucht auf der Stelle des jetzigen und leitete dorthin die Quellen. Nach und nach entstanden die jetzt noch vorhandenen Badehäuser, welche meist aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts stammen; außerdem wurden die Quellen, die an Kraft und Wassermenge verloren hatten, gereinigt und in der neuesten Zeit ist es sogar gelungen, die Wassermasse durch Bohrungen der Art zu vermehren, daß sowohl das Bad Pfäfers als Ragatz ausreichend versorgt werden können. Gegenwärtig und zwar seit 1837, in welchem Jahre die Aufhebung der Abtei erfolgte, gehört Bad Pfäfers mit dem Kloster und mit Ragatz dem Kanton St. Gallen, der vor 25 Jahren den jetzigen Weg durch das Thal der Tamina herstellen und fahrbar machen ließ.

Pfäfers ist ein so wunderbarer, außerordentlicher Ort, daß nicht leicht ein Tourist an ihm vorübergeht; die Mehrzahl der Kurgäste wird aber Ragatz um so sicherer vorziehen, je weiter es sich entwickelt. Nur diejenigen, deren Zustand die höhere Temperatur des Badewassers von 30 Grad erfordert, müssen Pfäfers selbst besuchen. Chemische Untersuchungen der Quellen haben nur geringe, einflußlose Beimischungen ergeben; ihr Wasser ist fast ganz rein, trotzdem es, wenn es steht, etwas Badeleim absetzt, hat einen schwachen Schwefelgeruch, enthält sehr wenig

Kohlensäure und schmeckt deshalb süßlich. Wirksam ist es besonders bei Unterleibsleiden, aber auch bei Augenleiden und anderen Uebeln; man bedient sich desselben zwar auch innerlich, aber nur selten und nur auf ausdrückliche Verordnung des Arztes.

Setzen wir nunmehr, nachdem wir die schauervollen Partien des Bades besucht haben, unsere Wanderung in das obere Tamina-Thal fort. Zwar führt vom Bade aus ein hübscher Pfad durch ein Wäldchen von Buchen und Ahornen am linken Ufer der Tamina aufwärts bis dahin, wo wir mühelos die enge Felsenspalte, in welcher der Bach fließt, überschreitend zu einer Felsentreppe und über dieselbe auf den Weg nach der Abtei gelangen; wir aber ziehen es vor, nach Ragatz zurück zu kehren und dort den Reitweg nach Dorf Pfäfers einzuschlagen. Zwischen Hof Ragatz und der Mühle durchschreitend steigen wir auf der rechten Seite der Tamina, das schöne weite Thal bis nach Sargans und nach Maienfeld hin fortwährend überblickend, empor und kommen bald an den verfallenen Resten der dem Kloster einst zugehörigen schönen Feste Wartenstein, dem anmuthig gelegenen Kapellchen St. Jörg und der Höhe Tabor vorüber, von der aus sich ein prachtvoller Blick auf die zerrissenen Berge am rechten Bord des Walensee, den Alvier, den Balfries, den Ramor, das untere Rheinthal und die Gebirge des Vorarlberg und das Prättigau öffnet. Bald erreichen wir das ehemalige, jetzt gewöhnlich Birminisberg genannte Benedictiner-Kloster Pfäfers. Im Jahre 720 von St. Birminius begründet, ward es schon in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens so mächtig und angesehen, daß seine Aebte die Fürstenwürde empfangen und sich im 17. Jahrhundert vom Bisthum Chur unabhängig machen und unmittelbar unter die päpstliche Gewalt stellen konnten. Durfte es auch nie mit der Abtei St. Gallen weiteifern, so leistete es in seiner Blüthezeit doch viel für Kunst und Wissenschaft und besaß ein schönes Archiv und eine bedeutende gutgeleitete Bibliothek. Im Jahre 1798 verlor es einen großen Theil seiner Besitzungen und seines Vermögens und wurde 1838 endlich ganz aufgehoben. Die schönen Klostergebäude, welche, nachdem sie Staats-Eigenthum geworden waren, zu einer Irrenanstalt bestimmt wurden, stammen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts und liegen auf anmuthiger, weitichtiger Höhe. Nahe dabei erhebt sich aus schönen Wein- und Obstgärten das aus etwa 60 meist kleinen, schwarzen, unansehnlichen Häuschen bestehende Dorf Pfäfers, während jenseits der Tamina sich auf der mit Felsentrümmern überschütteten Höhe am Fuß der Grauen Hörner die Ortschaften Balens und Basön hinlagern.

Oberhalb Dorf Pfäfers wird der Weg schlechter und rauher; hoch über dem Taminaaschlunde führt er aufwärts. Links erheben sich die Galanda-Höhen, deren Gestein graugelblich schimmert, während rechts nach dem theilweise zusammengestürzten Gipfel der Balenser Alp und nach den seltsam geformten und begleiterten Grauen

Hörnern hinauf der schwarze Schiefer überwiegt. Bei einer alten Sägemühle unweit vom Weiler Viadura macht die Tamina einen malerischen Fall. Zwischen Flußwänden und über anmuthige Wiesen im Angesicht des Monte Luna und seiner Nachbarn wandernd erreichen wir das von einem fröhlichen Hirtenvölkchen bewohnte Dorf Vättis, bei dem sich trotz der schon bedeutenden Meereshöhe noch einige Obstbäume finden. Hier öffnet sich zwischen den Gebirgsstöcken des Galanda und der Grauen Hörner am Simel und Drachenberg westlich vom Dorfe das fünf Stunden lange Calfeuser Thal. Ein rauher Fußpfad führt auf der linken, ein Reitweg auf der rechten Thalseite; zwischen beiden braust die junge Tamina. Prächtige Wasserfälle stürzen beim Beginn des Sommers zahlreich von den Höhen. Nach der Ueberlieferung von Vättis war das hochgelegene Thal einst von Niesen bewohnt, deren Gebeine man vor einigen Jahrhunderten häufig gefunden haben soll. Einzelne Schädel zeigt man in einer Höhle und noch bezeichnet man die Stätte, wo die Niesen ihren Viehmarkt abhielten, so wie die Untermauern des Rathhauses auf Sardona-Alp. Auch Drachen sollen einst in einer Höhle des Thals, dem sogenannten Drachenloch, welche aus drei mit Tropfsteingebilden gezierten Abtheilungen besteht, gehaust haben. Vier Stunden höher hinauf hinter der St. Martins Kapelle befindet sich die Sardona-Alp mit der Hauptquelle des Tamina-Baches, dem prächtigen Sardona-Gletscher. Dem hohen Gipfel der Scheibe vorgelagert, hängt der schöne Eisstrom mit großen Gletschern, welche die mächtigen Felszacken umziehen, zusammen und bildet so ein gewaltiges Eisfeld, dessen beide mächtige Ausläufer bis in das Thal hinabgehen. Wie man zu Vättis erzählt, war hier vor vielen Jahrhunderten eine prächtige Alp, welche einem gottlosen Sennen gehörte. Als dieser ein üppiges, verschwenderisches Leben führte und mit seiner Dirne die arme, darrende Mutter verachtete und verspottete, brach ein fürchterliches Unwetter, das allem Leben auf der Alp ein Ende machte, herein. Zu gleicher Zeit drang unaufhaltsam der Sardona-Gletscher von den Höhen herab vor und bedeckte die schönen Tristen, welche noch heute unter dem starrenden Eise begraben sind und wohl niemals wieder Gras und Blumen hervorbringen werden.

Von Vättis, von dem aus man in 4 Stunden auf den Galanda-Gipfel gelangen kann, leitet südwärts der alte Bergpfad durch schönes Wiesengelände nach dem Dorfe Kunkels und von dort durch ein Wäldchen von Tannen und Buchen zum Kunkels-Paß, in dessen Nähe der früher oft genannte Görbsbrunnen, eine periodische Quellen, aus einem Felsen hervorbraust. Westlich vom Paß erhebt sich der Galanda, links der Ringelberg, der sich an die Scheibe anschließt. Jenseits auf der Bündtner Seite schreiten wir über eine steile Schutthalde abwärts, gelangen in einen engen mit Wald umzogenen Felskessel, la Foppa, die Grube genannt, der einst vielleicht ein See war und sich durch seine üppige Vegetation auszeichnet, und von dort endlich nach dem Bündtnerischen Dorfe Tamins oberhalb

Reichenau, dessen wir bereits beim Vorderrheinthal erwähnt haben. Sicherem Spuren zufolge benutzten schon die Römer neben der Straße durch das Rheinthal diesen Paß, den einst gleich allen übrigen eine Landwehr oder Serra verschloß.

Von Ragaz folgen wir der Churer Chaussee, neben der die Eisenbahn fast parallel herläuft, weiter nach Nordwest, indem wir eine breite fruchtbare, von hohen grauen Bergen umschlossene Ebene durchschreiten. In der Gegend, welche Rascheer heißt, kommen wir an dem schmalen, kaum 200 Fuß breiten Damm vorüber, welcher seltsamer Weise die Wasserscheide zwischen zwei bedeutenden Stromgebieten bildet und mit seiner Krone nur etwa 20 Fuß höher als der Rhein liegt. Als im Jahre 1618 der Rhein außerordentlich hoch anschwoll, mußten künstliche Erhöhungen gemacht werden, um sein Ueberfließen ins Thal der Seez zu verhindern und nicht unmöglich ist, wenn sich die Geschiebe in seinem Bette mehren, sein Durchbruch zum Wallen- und Zürichsee, welcher die Ueberschwemmung des ganzen unteren Landes und die schnelle Zerstörung der fruchtbaren Gelände oberhalb und unterhalb Zürich zur Folge haben würde. Rechts an der Straße am Fuße der Grauen Hörner liegen die Dörfer Wilters und Wangs; in dem letzteren bestand früher das alte originelle Recht, daß diejenigen Einwohner, welche an den Alpenrechten des Dorfes theilnehmen wollten, ihre Brautnacht im Orte selbst feiern mußten. Der nächste Ort ist das kaum 1000 Einwohner zählende Städtchen Sargans, der Hauptort des Bezirkes, früher der der nach ihm benannten Grafschaft. Im Jahre 1811 abgebrannt, ist es seitdem schöner wieder aufgebaut worden und jetzt ein offener Ort, während es früher gut befestigt war. Das alte Schloß liegt mit seinen Gebäuden und Thürmen malerisch auf einem Marmorfels, hat eine herrliche Aussicht bis weit hinab an den Rhein und auf die gewaltigen Berge des Oberlandes und das breite Thal der Seez bis an den Walensee, ist aber in seinem Innern finster und unfreundlich. Einst hauste auf demselben der eidgenössische Vogt, der das Ländchen beherrschte. Hinter dem Ort erhebt sich der Gonzen, in welchem sich ein uraltes schon den Römern bekanntes Bergwerk, das in großer Menge Rotheisenstein liefert, befindet.

Südlich von Sargans am linken Thalrand liegt in der Nähe des alten Schlosses Nidberg der große Marktflecken Mels am tief eingeschnittenen schluchtartigen Eingang des Weistannenthals, das rechts von den gewaltigen Grauen Hörnern, links von Spitzmeilen eingeschlossen wird. Hoch oben an der Grenze Bündtens entspringt die Seez, welche bei Mels in das Hauptthal dringt, um es zu durchfließen und endlich in den Wallenstadter See zu münden. Außer dem in stillem Thalgrund gelegenen Orte Weistannen besitzt es mehrere Weiler, schöne

Wälder und Alpen, prächtige Aussichten und anmuthige Wasserfälle, wird indefs obwohl man aus ihm über den Niesentengrat und die Zoosalp in den Kanton Glarus gelangen kann, wenig besucht. Die Gegend umher ist sagenreich. Im Tobel der Seez soll eine Quelle gediegenen Goldes fließen, die oft von bergkundigen Venetianern besucht wird. Einst in den Mailänder Kriegen bewirthete ein Venetianer einen jungen Weistanner, erzählte ihm dabei, er sei das alte Kräutermännchen, das bei den Eltern des Burschen oft mit einem Krug auf der Schulter erschienen sei und bei ihnen übernachtet habe. Noch zweimal werde er ihn füllen; dann habe er genug. Zugleich zeigte er dem Weistanner in einem Bergspiegel seine Eltern, welche eben daheim zu Abend speiten. Auf dem Gefarrabühl bei Mels aber sollen einst zu St. Pirminius Zeit die Heiden ihre Feste gefeiert haben und kommen nach dem Volksglauben noch heut die Heren aus St. Gallen, Glarus und Bündten zu großen Festen und Tänzen zusammen und oft schon fanden die Sennen, wenn sie nach einer Herennacht nach Safarra gingen, dort die feinsten, zierlichsten Damenschuhe im Grafe liegen.

Am Fuß des wilden, finstern Valsfries zieht sich die Straße von Sargans nach Wallenstadt auf dem rechten Ufer der Seez durch ein breites anmuthiges Thal. Jenseits am Rand der Abhänge der Flumser Alp liegt Mols, wo das Eisen des Gonzen verarbeitet wird, und das freundliche Dorf Mädris. Magnatsch und Halbmil haben wir bald hinter uns und erreichen Bärtschis, über welchem auf freistehendem hohen Felsen die aussichtsreiche Kapelle St. Georg thront. Unter derselben befindet sich eine Höhle, in welche nach der Meinung des Volks ein gewaltiger Schatz gebannt sein soll. In der Nähe liegt am linken Bord der Seez der große Kreisort Flums, welcher nicht weniger als 150 Häuser und gegen 2000 Einwohner zählt. Uralt und schon 766 in Urkunden erwähnt, besitzt er ein Rathhaus und eine Kirche mit den Gräbern der Tschudi von Gräplang, welche einst auf dem nahegelegenen jetzt verfallenen Schlosse Gräplang wohnten. Von Flums führt ein Alpenpfad durch das Thal des wilden Schilzbach in sieben Stunden nach Glarus hinüber, ein anderer Pfad leitet an der Ruine Bömmelstein vorbei an den Wallenstadter See, den auch wir in kurzer Zeit auf der gebahnteren Hauptstraße beim kleinen Städtchen Wallenstadt erreichen.

Wallenstadt ist ein alter Ort, der seinen Ursprung dem lebhaften Verkehr dankt, welcher die Straße von Zürich nach Chur, aus der Schweiz nach Italien benutzte; alle Waaren, welche über den Wallenstadter See kamen oder über ihn versandt wurden, mußten hier gelagert werden. Früher lag das Städtchen in sumpfiger Gegend fast unmittelbar am Rand des Sees; seit der Anlegung des Linthkanals ist es weiter von demselben entfernt, seine Flur leidet aber noch fortwährend durch die Ueberschwemmung der wilden Seez. Die Gebäude sind meist finster und unfreundlich, der Ort nur durch den Handels- und Reisenden-Verkehr

belebt. Schöne Standpunkte finden sich an den Höhen in der Nähe und namentlich an den Abhängen und Vorsprüngen der sieben Kurfürsten oder Ruffürsten jener fast kahlen, rauhen, tief zerklüfteten und steilen Berge, welche den Wallenstadter See auf der nördlichen Seite einfassen und viele hundert Fuß senkrecht in denselben abstürzen, auf der Toggenburger Seite aber schöne, sanfter niedergehende Alpen besitzen. Ihr Name hat zu vielen etymologischen Untersuchungen Anlaß gegeben, ist aber noch heut nicht aufgeklärt. Ueber sie führen zum Theil leicht gangbare Bergwege in das freundliche Toggenburg hinüber, z. B. über die Niedere zwischen Sichelkamm und Käseruck oder am Käseruck hin, auf dessen Grat sich eine herrliche Aussicht über die Gebirge von Bündten, Glarus, Appenzell und Vorarlberg öffnet.

Der Wallenstadter See oder richtiger Walensee ist der wildeste der größeren Seen der Schweiz. Etwas mehr als drei Stunden lang und über eine halbe Stunde breit, liegt er 1307 Fuß über dem Meere und hat eine Tiefe von 300 bis höchstens 550 Fuß. Seine Himmelsrichtung ist von West nach Ost. An seinem oberen Ende fließt die Seeg ein, an der südlichen Seite die Murg und nahe der westlichen Spitze die Linth, welche ihn sofort wieder verläßt, um sein Wasser in den Zürcher See hinüberzuleiten. Nur an den schmalen obern und untern Enden sind die Ufer flach, an den beiden andern Seiten erheben sich gewaltige steil ansteigende Berge, welche im Fluß selbst fast senkrecht in die Tiefe abstürzen, im Norden die Kurfürsten, im Süden die Berge zwischen Spitzmeilen, Schild und Mürtchenstach. Seiner ganzen Bildung und Umgebung nach hat der Walensee große Aehnlichkeit mit dem freilich in der Schönheit nachstehenden Brienzsee. Auf der rechten Seeseite ist an vielen Stellen kaum ein Vord vorhanden; die beiden Ortschaften, welche sich hier in stiller Einsamkeit hingelagert haben, Quinten und Bättlis, befinden sich auf kleinen abgeschlossenen Vorsprüngen. Auf der linken, welcher die Eisenbahn folgt, sind dagegen die Ufer sanfter abgedacht; freundliche Wäldchen, herrliche Wiesen und fruchtbare Aecker wechseln mit hübschen Ortschaften, industriellen Etablissements und einladenden Landhäuschen. Hier und da zeigen sich im Frühjahr an den Felswänden kleine Bäche, welche in schäumenden Katarakten in die Tiefe stürzen, im Sommer aber fast ganz austrocknen. Ueberall finden sich die herrlichsten Parthieen, von hundert Punkten läßt sich ein prachtvoller Blick über den ganzen See und seine wechselvolle und stets großartige Einfassung gewinnen, und wer sich gern eine Station wählt, von der aus er lohnende Wanderungen zu machen vermag, der wird kaum einen anmuthigeren Punkt finden, als die mittleren Ortschaften der Südseite sind.

In alter Zeit wurde der ganze Verkehr zwischen Wallenstadt und Wesen am unteren Ende des Sees zu Wasser durch Schiffe bewirkt; nie hat an der Nordseite ein Weg sich hingezogen und auch auf der Südseite war nicht, wie frühere

Forscher behaupteten, mehr als ein schlechter Pfad vorhanden. Hier soll zwar, die Römerstraße durch gegangen sein, aber sichere Spuren derselben haben sich bis jetzt nicht gefunden, und was die oft besprochenen Ortschaften Primisch, Terzen, Quartan, Quinten u. s. w. betrifft, so ist in neuerer Zeit nachgewiesen worden, daß sie Stationen der Römer nicht besaßen. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erhielt der Walensee sein Dampfschiff, aber nach Eröffnung der Eisenbahn ist es schnell wieder verschwunden. Die Schifffahrt auf dem See gehört bei unsicherem Wetter zu den gefährlichsten der Welt; wenn von Nord oder Süd herkommend die Stürme fast senkrecht von den Felswänden herabstürzen und den See bis in seine Tiefen aufwühlen, wenn die Wellen durch einander wirbeln und brüllend und schäumend gegen den steilen Bord schlagen, dann ist die Rettung dem Schiffer im kleinen Boot fast unmöglich, da er die seltenen schützenden Häfen nicht zu erreichen vermag. Im Jahr 1850 versank sogar bei heftigem Sturm und Gewitter der Delfin, ein Dampfschiff, in wenigen Secunden mit Mann und Maus. Ertrinkt der Schiffer, so gelangt nicht einmal seine Leiche ans Ufer. Eine alte Sage erzählt von schrecklichen maibaumlangen Fischen, welche im Walensee leben und alle Ertrunkenen verschlingen sollen; ohne Zweifel ist sie durch die Bemerkung entstanden, daß, so weit Menschengedenken reicht, nie eine Leiche aufgefunden worden ist. Als vor einigen Jahren der bekannte Staatsmann und Jurist Heinrich Simon von Breslau beim Baden unweit von Mühlehorn ertrank, gelang es aller Bemühungen ungeachtet nicht, seine Leiche aufzufinden; sie war und blieb spurlos verschwunden.

Auf der Südseite des Walensees liegen die Ortschaften Mühlethal, ein gewerbfleißiges Dörfchen, das von einer Steinwüste umgeben ist, das durch den Aulinenberg fast immer beschattete Pfarrdorf Mols, Terzen und Quartan mit einer alten Landwehr und auf einer Erdzunge das freundliche Murg mit prächtigen Alpen, schönen Wiesen und einigen Weingärten. Nach Süden hin öffnet sich das von der wasserreichen Murg durchflossene malerische Murgthal, in welchem sich mehrere kleine forellenreiche Seen, von denen der eine eine bewaldete Insel umschließt, befinden. Unmittelbar bei Murg ist die Grenze gegen Glarus. Gegenüber aber auf der nördlichen Seeite breitet sich auf schnalem Vorsprung am Fuß hoher Felswände, welche durch eine Schlucht durchbrochen werden, das Dörfchen Quinten aus, in dessen Nähe der Seerenbach einen gegen 1500 Fuß hohen Fall macht. Weiter nach Westen hin liegt das einsame Bättlis, bei dem dennoch einzelne römische Münzen gefunden worden sind. Hier soll es noch vor wenigen Jahren Menschen gegeben haben, die nie ein Pferd gesehen hatten. Ein Fußpfad führt von Bättlis steil aufwärts zu dem auf einer Terrasse des Ammonberges am Wege von Wesen nach dem Toggenburg gelegenen aussichtsreichen Pfarrdorfe Ammon oder Amdden, das seiner anmuthigen Lage wegen von den Reisenden



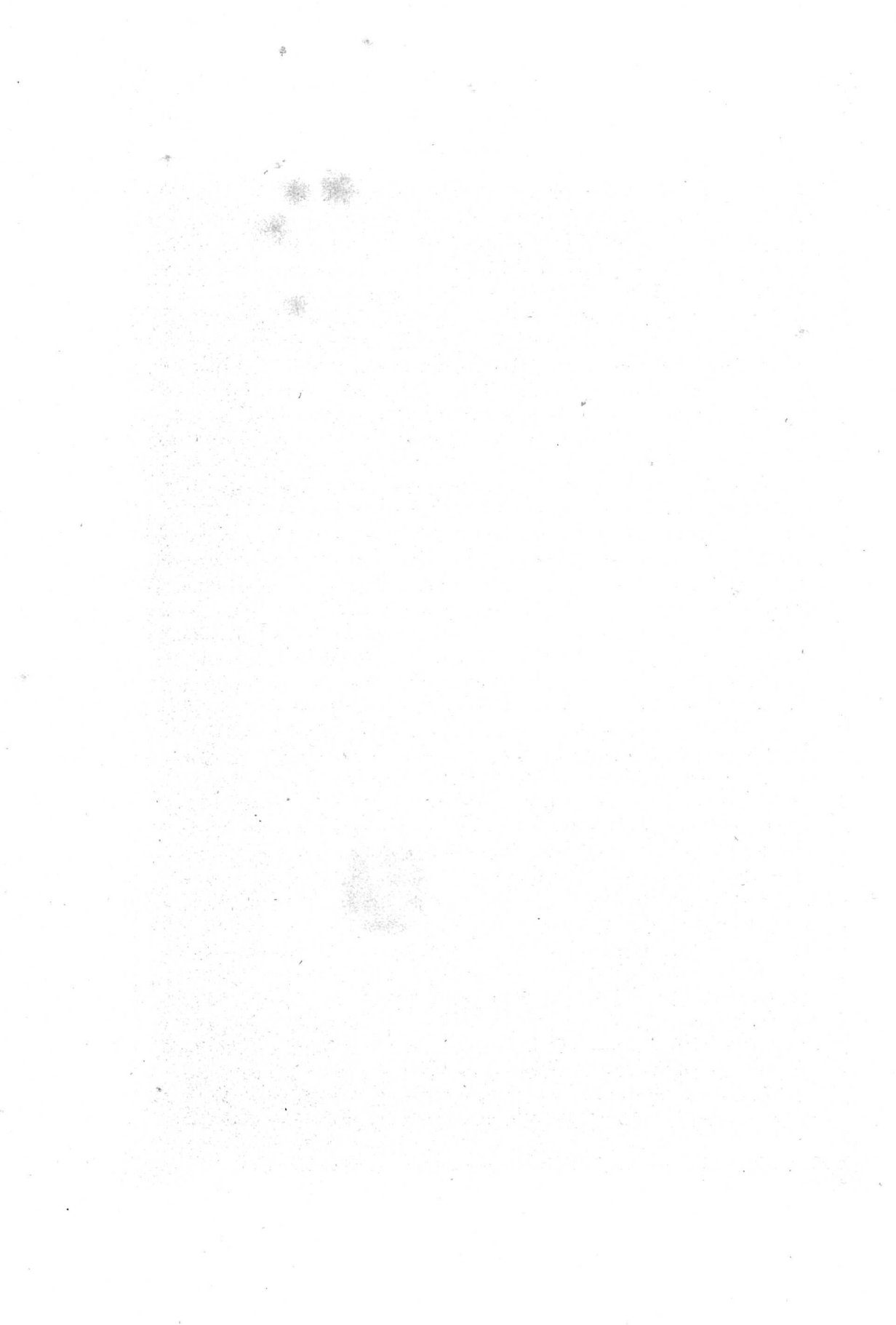
H. Rohbock del.

A. Feica sculp.

WESEN UND WALLENSTADTER SEE.

(St. Gallen)

Druck & Verlag von G. C. Lange in Darmstadt.



gern besucht wird. Von hier aus gelangen wir in kurzer Zeit nach dem Marktflecken Wesen, wohin auf dem südlichen Seebord das Dampfroß durch zahlreiche, aber nur kurze, in den harten Fels gesprengte Tunnel auf stets gekrümmter Bahn den rasselnden Wagenzug leitet.

Wesen, am westlichen Ende des Sees gelegen und gleich Wallenstadt seit uralter Zeit durch den Handelsverkehr belebt, war einst ein nicht unbedeutendes Städtchen. Im vierzehnten Jahrhundert in Oesterreichs Besitz, aber nach der Schlacht von Sempach durch die Eidgenossen eingenommen, ward es nach der Schlacht von Näfels am 9. April 1388 von den Glarnern zerstört und verbrannt, weil seine Einwohner die eidgenössische Besatzung wenige Wochen vorher in der sogenannten Mordnacht überfallen und mit Hilfe der Oesterreicher niedergemetzelt hatten. Seitdem erreichte es seine frühere Blüthe nicht wieder und ist gegenwärtig ein Marktflecken von etwa 500 Einwohnern, der außer einem Kloster nicht weniger als vier Kirchen besitzt. Vor Vollendung des Linthkanals, dessen erste Arbeiten in seiner Nähe begonnen wurden, litt es häufig durch Ueberschwemmungen; nicht selten stand ein Theil seiner Häuser bis zum ersten Stock unter Wasser. Wesen wird seiner Lage an der Eisenbahn und seiner zahlreichen herrlichen Aussichtspunkte wegen häufig von Fremden besucht, welche sich hier in der anmuthigen Gegend mehrere Wochen aufhalten und bald nach dem romantisch gelegenen Ammon, bald auf den Biberlikopf, wo eine römische Warte stand und den Walensee, das untere Glarus und das Linththal überschaute, bald zum Gyrengarten, dem Kapf, der Steinstube oder auf den Leiskamm wandern. Am prachvollsten ist die Aussicht auf dem fast 6300 Fuß hohen Speer, welcher sich bequem in vier Stunden besteigen läßt. Auf seinem sehr schmalen Gipfel bietet sich ein herrliches Rundgemälde, das den Zürcher See, die Linth und den Walensee, die Berge von Schwyz, Glarus und Bündten mit den Bergriesen Glärnisch und Tödi, das Toggenburg, die Säntisgruppe, fast den ganzen Bodensee und einen Theil seines deutschen Uferlandes umfaßt.

Von Wesen aus wenden sich Straße und Eisenbahn auf der rechten Seite des Linthkanals nordwestwärts durch ein fast ebenes Gelände, das von hohen Bergen eingeschlossen wird. In früherer Zeit scheinen Zürich- und Walensee einen großen See gebildet zu haben, aber die ungeheuren Geschiebmengen, welche im Lauf der Jahrtausende die Linth herabwälzte und in den See stürzte, häuften sich nach und nach so sehr an, daß sie den See in seiner ganzen Breite auf drei Stunden Länge ausfüllten. So entstand die Linthniederung, wie zwischen Brienzler und Thuner See das herrliche Böödeli von Interlaken, und mehr und mehr erhob sie sich in ihrem östlichen Theile und damit auch den Spiegel des Walensee, welcher gegenwärtig fünfzig Fuß höher als der des Zürichsee ist. Wie die Linthniederung noch in diesem Jahrhundert aussah, was für ihre Verbesserung und für

die Rettung von Tausenden von Menschenleben der edle Mann that, dem die Eidgenossen den Ehrennamen „von der Linth“ verliehen, wie opferbereit sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal das Volk der Schweiz zeigte: davon werden wir beim Kanton Glarus sprechen. Dank Escher von der Linth haben wir jetzt ein freundliches Gelände zu durchschreiten, in welchem gesunde und lebenskräftige Menschen wohnen.

An der Biäschlenbrücke und Eschers Denktafel vorüber, den Fuß des Biberlikopfes und Schämiser Berges streifend, gelangen wir nach dem Dorf Schänis, in welchem vor mehr als tausend Jahren (801) von Hunfried Graf von Chur ein Augustiner-Frauen-Kloster errichtet wurde. Durch die Grafen von Lenzburg gefördert, nahm es bald an Reichthum und Bedeutung zu. Nur adelige Damen, welche 16 Ahen nachweisen konnten, wurden in die Abtei Schänis aufgenommen; die größten Freiheiten standen den reichen und vornehmen Nonnen, an deren Spitze eine Aebtissin herrschte, zu; sie durften das Kloster verlassen und sich vermählen. Die Volkssage erzählt sowohl von ihrer Ungebundenheit, als von ihrem Luxus. Vor dem Kloster bestand zu Schänis bereits eine uralte Kirche, welche angeblich St. Gallus gegründet haben soll. Von der ihm geweihten Kapelle ist nur noch der Thurm übrig, ein festes Bauwerk, dessen Errichtung man mit Unrecht in die römische Zeit verlegt. Auch die Kirche ist nicht ohne Merkwürdigkeiten. Im September 1799 fanden bei Schänis Gefechte zwischen Oesterreichern und Franzosen statt; in einem derselben fiel am 25. September der österreichische General Hoze, ein geborner Zürcher, dem man in der Nähe später ein einfaches Denkmal errichtete. Die nachfolgenden Ortschaften Ruzi und Mafelstrangen gehören noch zur ausgedehnten Ortschaft Schänis; weiter westwärts erreichen wir das von einem Obstbaumwäldchen umgebene Dorf Kaltbrunn, dessen kalter Quell einst als heilsam benutzt wurde, und hierauf das alte an einem Hügel am Fuße des Uznacherberges gelegene Städtchen Uznach.

Uznach war schon im Mittelalter ein Städtchen und hatte eine feste, den Grafen von Toggenburg gehörige Burg, die während des Krieges zwischen den Zürchern und den Freiherren v. Regensberg Graf Rudolph v. Habsburg im Jahre 1266 durch Gewalt und List eroberte. Schon im achten Jahrhundert genannt, empfing es nach den Einfällen der Hunnen in die Schweiz starke Mauern und erwarb für seine Bürger nach und nach manche nutzbringende und ehrenvolle Vorrechte. Dennoch gelangte es nie zu großer Bedeutung, die es auch jetzt nicht in Anspruch nehmen kann. Oft hat es durch Feuersbrünste gelitten. Nordwärts geht von hier eine Chaussee nach St. Gallen, südwärts eine andere nach dem Kanton Schwyz. Die Landstraße westwärts verfolgend, erreichen wir von Uznach in etwas mehr als einer Stunde Schmerikon in milder fruchtbarer Gegend, am obern Ende des Zürichsee, wohin der Reisende von Wesen aus auf dem jetzt nicht

mehr häufig und nur noch stromabwärts benutzten Linthschiff gelangen kann. Die nächste Ortschaft am Ufer des Zürichsee ist das Dörfchen Bollingen, geschichtlich merkwürdig als Sitz des heiligen Meinrad, bevor er sich im finstern Wald von Einsiedeln niederließ, noch bekannter aber durch seine vortrefflichen, schon von den Römern benutzten Sandsteinbrüche, in denen sich Abdrücke vorweltlicher Thiere und namentlich mehrerer Saurier-Arten zeigen. Einst besaß Bollingen ein kleines Kloster, das aber später dem benachbarten Wurnspach einverleibt wurde.

Hinter Wurnspach überschreiten wir den wilden, oft verheerenden Zonenbach, berühren das Dörfchen Zonen, an dessen Kirche ein römischer Totenstein eingemauert ist, und gelangen zu dem freundlichen Städtchen Rapperschwyl, welches durch den regen Verkehr über den Zürichsee bereits früher belebt war, seit der Errichtung einer Hauptstation für die Eisenbahn von Zürich nach Chur aber noch an Bedeutung gewonnen hat. Der See ist hier schmaler, als unterwärts; auf der Nordseite dringt das Land weiter vor, auf der Südseite streckt sich die Landzunge von Hurden entgegen; eine 4800 Fuß lange hölzerne Brücke von 12 Fuß Breite verbindet beide Ufer. Auf 180 Pfeilern ruhend, erforderte sie bei ihrem Bau 70,000 Eichen- und 10,000 Tannenstämmen, außerdem 3000 Stück starke Bretter und 1000 Stück schwere Bolzen. Bei schönem Wetter und namentlich am Morgen, wenn die Sonne hinter den Bergen emporsteigt und den See und seine Borde beleuchtet, gewährt sie zauberische Blicke. Die Stadt selbst liegt auf einer kleinen dreieckigen Landzunge, welche sich nach Westen streckt; auf der Anhöhe, die sich auf ihr erhebt, thronen die Kirche und das alte Herrenschloß mit dem aussichtreichen Lindenhof; die Spitze des Dreiecks aber füllt das stille Kapuziner-Kloster. Rapperschwyl wurde der Sage zufolge um 1200 von den Grafen von Rapperschwyl, welche auf dem Schloß Rapperschwyl auf der Südseite des oberen Zürichsee saßen, begründet; die Halbinsel war aber wahrscheinlich in früherer Zeit schon bewohnt, wenn auch noch ein unbedeutendes Dorf. Später fiel es den Grafen von Habsburg zu, welche sich nicht selten zu Rapperschwyl aufhielten. Als von Schloß Rapperschwyl aus die sogenannte zürcherische Mordnacht von 1350 eingeleitet worden war, zogen die Zürcher nach Rapperschwyl und zerstörten das Schloß und einen Theil der Stadt und trieben die Einwohner aus. Auch später litt die Stadt viel in den Kämpfen mit Zürich. Anfänglich im Schirm-Bündniß mit den Urkantonen, später mit Bern, Zürich und Glarus, ward sie von den Schirmständen beherrscht, bis sie bei der sogenannten Mediation 1803 zum Kanton St. Gallen kam. Rapperschwyl ist einer der freundlichsten Orte am Zürichsee; von seinem hochgelegenen Lindenhof genießt man eine anmuthige Aussicht auf die hübsche Stadt, den breit sich hinlagernden See und die jenseitigen Gebirge vom Uetliberg an bis zum Gzel hinauf. Sehenswerth sind das alte Schloß, die Kirche, das Kapuzinerkloster mit zwei schönen Gemälden und das

Mathhaus, in dem sich eine kleine Sammlung von Waffen und andern Alterthümern befindet.

Bei Rapperschwyl stehen wir an der Grenze des Kantons St. Gallen gegen Zürich, die wir erst später zu überschreiten haben; noch einmal kehren wir daher zur alten Stadt Sargans zurück, um von dort aus das Rheinthal verfolgend, an einen andern See, den gewaltigen Bodensee, zu gelangen.

Unterhalb Sargans macht der Rhein eine kurze Biegung nach Westen, um sich bald wieder nach Ost zu wenden und darauf seinen Lauf gegen Nord fortzusetzen. Raum hat die Poststraße, welche fast parallel mit der Eisenbahn dem Bodensee zufließt, den alten Grafensitz verlassen, so wendet sie sich hinstreifend am Fuß des Schollberges, der zum Alvier aufsteigt, dem Strom zu. Jenseits erhebt sich der dunkle Kläferberg, hinter welchem der düstere, vielzackige Falkniß hervortritt. Die ersten Ortschaften, welche wir durchwandern, sind das kleine Trübbach, Seewelen mit der Fähre über den Rhein, welche in das kleine Fürstenthum Lichtenstein hinüberleitet, und mit der alten Feste Herrenberg, und das anmuthig unter Obstbäumen gelegene Dorf Buchs, das, schon 1050 aus Urkunden bekannt, seinem Namen nach sogar römischen Ursprungs ist. Seitwärts liegt das kleine Burgerau am Rhein, der oft wild anschwellend die Gegend weit und breit verheert und kostbare Dämme nöthig macht, und bei Rans ist ein von den Landeuten hochgeschätztes Schwefelbad vorhanden. An einem fischreichen Weiher vorüber gelangen wir nach dem Städtchen Werdenberg, dem Stammsitz der alten, reichen und angesehenen Grafen von Montfort und Werdenberg, deren zahlreiche, in mehrere Hauptlinien vertheilte Glieder oft ruhmvoll in der Geschichte erwähnt werden und auch auf die Geschichte der Ditschweiz großen, oft sogar bestimmenden Einfluß übten. Das graue, aber noch wohl erhaltene Schloß, das hoch vom Felsen auf das Thal herablickt, bietet jetzt nichts Merkwürdiges dar, als eine schöne Aussicht rheinauf- und abwärts und jenseits hinüber nach Vaduz und Lichtenstein; einst aber sammelte es Alles, was an hohem und niedern Adel rings umher vorhanden war, in seinen gastfreundlichen Mauern. Auch die Kunst blühte zu Werdenberg; Rudolf v. Montfort und Werdenberg, der im 13. Jahrhundert lebte, zählt zu den bedeutendsten Minnesängern. Wichtiger für die Schweiz ward ein anderer Rudolf, der, weil er von Herzog Friedrich geschädigt worden war, sich im Jahre 1405 an die Spitze der Appenzeller stellte, am Stos die gegen Appenzell vordringenden österreichischen Truppen aufs Haupt schlug und dadurch die beabsichtigte Unterjochung des tapfern, für seine Freiheit kämpfenden Hirtenvölkchens

verhinderte. Später ward das Schloß, denn die Herrschaft war durch Kauf an den Kanton übergegangen, Sitz des Landvogts von Glarus. Das Städtchen selbst gewährt keinen freundlichen Anblick; die Mauer ist theilweise verfallen, die Häuser sehen ärmlich aus, der Verkehr ist gering und hebt sich, trotzdem das Rheinthal an guten Verbindungen sehr gewonnen hat, nur langsam. Zu Frastenz, wohin wir in kurzer Zeit gelangen können, fand am 20. April 1499 im Schwabenkriege zwischen Oesterreich und den Eidgenossen eine blutige Schlacht statt, in welcher die letzteren siegten, nachdem einer ihrer Führer, Heinrich Wolleb aus Uri, sich gleich Winkelried bei Sempach für das Wohl Aller freiwillig aufgeopfert hatte.

Während eine Seitenstraße von Werdenberg aus nach dem Pfarrdorf Grabs, dessen Kirche das Städtchen Werdenberg selbst stets zugehört hat, und von dort auf die Straße ins Toggenburg führt, leitet die Chaussee gerade aus nach Haag, wo diese Straße beginnt, und von dort über Salez an dem neuen Schlosse Forstleck vorüber nach Sennwald. Unweit davon im Wald liegen auf einem ausfichtreichen Fels die Trümmer des alten Schlosses Forstleck, von dem nur ein Thurm mit gewaltigem Mauerwerk noch vorhanden ist. Einst gehörte es den Herren v. Sax und Hohenfax, deren Stammburg beim nahen Pfarrdorf Sax gelegen war. Forstleck ist eine der sagenreichsten Burgen der Schweiz. Sollte einer seiner Besitzer, so erzählt die Ueberlieferung, aus dem Leben scheiden, so löste sich vom Berge ein mächtiger Fels und rollte, alles niederschlagend, mit fürchterlichem Gepolter in den Vorhof der Burg. Als einmal ein junger Freiherr von Sax im nahen Walde jagte, bemerkte er plötzlich eine Höhle, in welche er neugierig eintrat. Nachdem er mehrere hundert Schritte in dem weiten düstern Gange zurückgelegt hatte, sah er vor sich eine feste, eiserne Thür, die er nach kurzem Bedenken vorsichtig öffnete. Blendender Glanz traf sein Auge, er blickte in eine ungeheure weite Halle, deren Wände von reinstem Golde waren. Hunderte von kleinen Zwerglein mit langen Bärten und braunen Röcken waren eifrig damit beschäftigt, Stücke Goldes von den Wänden loszulösen, in Körben nach dem Mittelpunkt der Halle zu tragen und dort in einen mächtigen Schmelzofen, aus welchem das geschmolzene Metall in schmale Rinnen abfloß, zu schütten. Wohl eine Viertelstunde hatte der junge Freiherr den seltsamen Bergleuten zugeschaut; da mußte er plötzlich niesen. Sogleich geriethen die Zwerge in die lebhafteste Unruhe, heftig gestikulirend und drohend liefen sie durcheinander, ein Donnereschlag erschütterte die Halle und unwiderstehlich fühlte sich der Jüngling fortgerissen, durch Felsenklüfte geschleudert, durch ein Wasser gezogen und endlich in einen kaminartigen Raum versetzt, der durch spärliches Licht von oben herab erhellt ward. Kaum war er hier angekommen, so fuhr von oben ein Eimer herab, der an einer langen Kette befestigt war; unwillkürlich setzte sich der Junker auf denselben und sah sich bald langsam, aber stetig emporgehoben. Plötzlich erreichte er das obere Ende des Schlots und be-

fand sich der nicht weniger als er selbst erstaunten Küchenmagd des Schlosses Forstegg gegenüber, welche ihn aus dem tiefen Sodbrunnen, aus dem sie Wasser schöpfen wollte, heraufgewunden hatte. Seitdem hat nie wieder Jemand die wunderbare Goldhöhle gesehen; aber oft hörte man in der Zeit zwischen Ende Juli und Ende August in der Gegend um Forstegg helle Töne, ähnlich wie Klingeln der Pferdglöckchen beim Schlittenfahren, die man das Bergklingeln nannte. Nach dem Ginen sollen sie entstehen, wenn die Bergzwerglein das Gold von den Wänden abmeißeln und auf den Boden niederfallen lassen, nach den Andern, wenn sie in ihren Gemächern unter der Oberfläche Musik machen.

Das bedeutende protestantische Pfarrdorf Sennwald liegt in fruchtbarer Gegend auf einer Anhöhe, welche auf das Rheinthal, die Ortschaften des Voralberg und auf die steilen, an ihrem Fuß bewaldeten Berge Appenzells blickt. In dem Kirchthurm befindet sich in einem mit einem Glasdeckel versehenen Sarge der unverweste, ganz ausgetrocknete Leichnam des Freiherrn Johann Philipp v. Hohenfay. Glücklicher der Pariser Bluthochzeit entgangen, lebte der Freiherr in der Heimath, als er plötzlich am 4. Mai 1596 bei Gelegenheit des Maiengerichts im Wirthshause von Salez von seinem Neffen Ulrich Georg angefallen und meuchelmörderisch getödtet wurde. Der Mörder floh nach Wien, ließ sich aber auch dort zu allerlei schlimmen Händeln verleiten, so daß er schließlich im Kerker enthauptet wurde. Als man im Jahre 1743 das steinerne Grab des ermordeten Johann Philipp öffnete, fand man den Körper vollständig unverwest; er fühlte sich noch ganz weich an und die Haut war zwar gelb, aber völlig beweglich. In Folge dessen verbreitete sich in den katholischen Districten jenseits des Rheins der Glaube, der aufgefundenen Körper sei der eines Heiligen und man beschloß, ihn den protestantischen Sennwaldern fortzunehmen. Einige Burischen von Frastenz brachen im Mai 1744 in die Kirche und nahmen den Körper mit sich fort. Erst nach langen Verhandlungen und nachdem sich die Frastenzler überzeugt hatten, daß sie den Leichnam eines eifrigen Protestanten besäßen, gelang es den Sennwaldern, denselben durch Vermittlung der Regierung zu Innsbruck zurückzuerhalten; indeß blieben doch zwei Finger und einige Stücke von der Bekleidung verschwunden. Seitdem liegt er im Glockenthurm zu Sennwald, hat aber durch die Einwirkung der Luft sehr gelitten und fängt an nach und nach zu zerfallen.

Von Sennwald wenden wir uns nordwärts nach dem kleinen Weiler Sienz, von dem aus wir in etwa drei Stunden den Ramor oder den Hohenkasten besteigen können. Beide Berge liegen dicht aneinander auf der Grenze Appenzells, haben etwa 5500 Fuß Höhe und fallen gegen das Rheinthal ziemlich stark ab. Durch Steinart und Structur gleichen sie den Bergen Voralbergs so sehr, daß sie in frühesten Zeit wahrscheinlich mit ihnen zur gleichen Gruppe gehörten, bis der Rhein sie mit gewaltiger Kraft durchbrach und das tiefe Thal schuf. Die

schönere Rundschau gewährt der Hohenkasten, der Nigi der nordöstlichen Schweiz. Westwärts verknüpfen sich, durch die freundlichen Thäler des Seealpsee und des Fählensee geschieden, die drei dunklen Bergreihen, welche der gletscherumgürtete, schneebedeckte Säntis überragt; ostwärts breiten sich das schöne hügelige Appenzeller Land, ein Theil des Kantons St. Gallen und fast das ganze Thurgau aus und hinter ihnen tauchen jenseits des blauen Bodensee in nebeliger Ferne vereinzelte Spitzen und Höhen im weiten Gelände Badens, Württembergs und Bayerns empor; im Osten zieht sich das untere Rheinthal, begrenzt von den bewaldeten Höhen Vorarlbergs hin; im Süden aber zeigen sich die freundlichen Ortschaften Hohenems, Gögis, Rankweil und das Städtchen Feldkirch, ja selbst das ferne Baduz, während im Hintergrund die gewaltigen Bergriesen des Vorarlberg und von Tyrol, Bündten, St. Gallen und Glarus dicht aneinander gedrängt ihre beschnittenen Häupter in die Wolken hineinstrecken. Das Ganze gewährt ein herrliches, entzückendes Bild, das dem Nigi nur durch den Mangel näher ausgebreiteter Seen nachsteht.

Von Lienz führt die Straße nach dem katholischen Kreisdorf Nüti in der Schlucht des Nütibachs; seine Kirche dagegen erhebt sich auf einem alleinstehenden Kalkfels, dem St. Valentinsberg, zu dessen Höhe am St. Valentins-Tag zahlreiche Processionen ziehen. Jenseits Nüti verengt sich die Straße; es zeigt sich eine von hohen Felsen eingeschlossene Kluft, welche im Jahr 1824 durch Sprengungen erweitert wurde, aber dadurch auch an malerischer Schönheit verlor. Wir stehen am Hirschenprung; ein von Jägern verfolgter Hirsch soll hier in alter Zeit einmal in einem mächtigen Sprunge die Kluft übersezt haben. Daher der Name. In der Nähe fand man in einer Höhle vor vierzig Jahren merkwürdige fossile Knochen von Bären, Steinböcken und anderen Thieren; wahrscheinlich gehörten sie dem Diluvium an. Bis zum Hirschenprung ging die frühere Landschaft Rheinthal, welche bis zum Jahre 1798 von den acht alten Orten im Verein mit Appenzell regiert wurde. Etwas nördlich liegt unweit der Landstraße in angenehmer Gegend am südöstlichen Fuße des Ramor das Dorf Kobelwies mit dem gleichnamigen Bade, dessen heilsame Quellen in Höhlen des Ramor und Kennbergs entspringen. Wird der Kurort auch von Kranken aus fernen Gegenden seltener besucht, so belebt er sich doch oft, wenn sich in ihm die Appenzeller Jugend zum fröhlichen Volksfest versammelt. Eine Höhle, die Krystallhöhle genannt, enthält hübsche Kalkspath-Krystalle, ist aber ihres engen Zuganges wegen nur kriechend zugänglich. Ein nicht schlechter Weg, auf dem in der Gegend Unbekannte indef nicht leicht ohne Führer zurecht finden, führt in einigen Stunden auf den Ramor, den wir bereits von Lienz aus besucht haben. Das nächste Dorf an der Straße ist das große Pfarrdorf Oberrieden, an dem wir an den romantischen Trümmern der Burgen Blatten und Wichenstein vorbei über das ebene, sumpfige Banried, wohin

der Sage nach böse Geister und alte Jungfern gebannt sind, nach dem kleinen wohlgebauten und gewerbfleißigen Städtchen Mistätten gelangen.

Mistätten liegt am Abhang eines Berges in reizender fruchtbarer Gegend und ist von Kornfeldern, Obstgärten und Nebenhügeln umgeben. Seine Einwohnerzahl beträgt wenig mehr als zweitausend, dennoch hat es eine schöne, in diesem Jahrhundert erbaute Kirche und ein ansehnliches gefälliges Rathhaus. Schon im neunten Jahrhundert bestand der Ort und war später von verhältnißmäßig großer Bedeutung. Aber im Jahre 1410 drang Graf Hermann von Sulz, der das Rheinthal für Oesterreich wieder zu erobern suchte, nach Mistätten vor, vertrieb die Appenzeller, welche sich in der Stadt festgesetzt hatten, aus derselben, nahm sie, nachdem sie verlassen worden war, ein und ließ sie in Flammen aufgehen. Seit dieser Zeit erlangte Mistätten seine frühere Bedeutung nicht wieder. In der Reformationszeit war der bekannte Bilderstürmer Karlstadt oder Bodenstein hier eine Zeit lang Prediger. Eine Sage, die von ihm erzählt wird, aber in Basel spielt, berichtet, daß Karlstadt bei der letzten Predigt einen großen schwarzen Mann erblickte, welcher neben dem Bürgermeister saß. Niemand kannte ihn, niemand hatte ihn jemals gesehen. Als Karlstadt in seine Wohnung kam, erfuhr er, daß der Mann dort gewesen, sein jüngstes geliebtes Kind gemißhandelt und endlich erklärt habe, Karlstadt möge sich bereit machen, nach drei Tagen werde er ihn abholen. Da schloß man, daß der schwarze Mann der Tod gewesen sei, und wirklich ruhte Karlstadt nach drei Tagen auf dem Todtenbett. Außerhalb des Orts liegt das Nonnenkloster Maria Hilf und auf dem sogenannten Forst erhebt sich eine Kapelle, mit einer reizenden Aussicht auf das ganze obere Rheinthal, welches sich von hier bis zum Hirschsprung erstreckt. Eine andere schöne Aussicht auf das Rheingelände und die Berge von Vorarlberg läßt sich von dem Thurne des Bleichbades gewinnen.

Während von Mistätten eine gute Straße nordwestwärts über den Ruppen in den nördlichen Theil des Appenzeller Landes und nach Trogen, eine andere, schlechtere südwestwärts über den bekannten Stoß nach dem Kurort Gais führt, wendet sich die Hauptstraße nordöstlich und zieht, wieder dem Rhein näher tretend, über die großen Dörfer Marbach, dessen Einwohner einst eifriger als ihre Nachbarn die Reformation förderten, Nebstein, Balgach und das kleinere, oft von Ueberschwemmungen beschädigte Au. Auf die Straße blicken neben Wäldchen, Weinhügeln und Obstgärten hochgelegene Schlösser, wie Grünenstein, Weinstein und Burg herab; in der Ebene aber zeigen sich außer hübschen Gärtchen und frischen Wiesen Mais- und Getreidefelder. Bei Au thront auf einem Nebenhügel das verfallene Schloß Zwingenstein und jenseits des Rheins liegt der mit dem Dorfe in Verbindung stehende österreichische Ort Lustnau. Besonders freundlich ist die Gegend bei dem nahen Dorf Bernegg, das früher von St. Gallen oft besucht zu



L. Rohbock del.

A. Fesca sculp.

LA VALLEE DE LA SITTER AVEC
LE PONT EN TREILLIS.

DIE SITTERBRÜCKEN BEI ST. GALLEN. THE BRIDGES OVER THE VALLEY
OF THE SITTER.

(St. Gallen)

werden gepflegt und noch immer heitere Gesellschaften häufig genug anzieht. Weiter nordwärts gelangen wir über Monstein nach St. Margarethen. In schöner Gegend aufgebaut, breitet sich das Dorf in einer Ebene aus, an deren Saum trefflicher rother Wein wächst. Von hier kann man über eine Rheinfähre nach St. Johann-Höchst und nach Bregenz gelangen. Bald haben wir nun den Grenzort des Rheinthals, das gefällige, saubere, malerisch gelegene und gewerb fleißige Rheineck erreicht. Schon 1276 erhielt das Städtchen von König Rudolf I. den Freiheitsbrief und auch später wurden von den Kaisern und den österreichischen Herzogen seine Freiheiten und Gerechtigkeiten förmlich und feierlich bestätigt, aber 1405 eroberten es die Appenzeller, die es bei ihrem Abzuge im Jahr 1410 verbrannten. Später residierte hier der jedesmalige Landvogt der regierenden Kantone. Rheineck hat ein Rathhaus, in der Kirche schöne Glasmalereien, Landstüge, Schlösser und Burgruinen auf und an den nahen aussichtreichen Höhen und eine thätige, Industrie und Handel treibende Bevölkerung. Auf einem Hügel thront einsam ein alter grauer Thurm. Unterhalb des Ortes fließt der brausende Rhein durch eine flache Gegend, um sich bald in das weite Becken des Bodensees zu ergießen.

Von Rheineck aus zieht sich die Landstraße und mit ihr die Eisenbahn dem See zu und darauf hart am Rande desselben entlang. Zuörderst biegt sie sich in weitem Bogen um den Fuß des auspringenden Buchberg und tritt darauf in die deltaartig vom Rhein gebildeten Anschwemmungen. An ihr liegt das alte Stranddorf Staad, umgeben von Gärten und Maisfeldern, höher aber erheben sich die Schlösser Wartensee und Warteck. Bald erreichen wir das allen Reisenden bekannte Städtchen Norschach mit seinem Hafen, seinem Landungsplatz, den Lagerhäusern und endlich dem Bahnhof, welchen alljährlich viele Tausende beim Eintritt in die Schweiz oder bei ihrem Ausgang besuchen.

Bevor wir Norschach selbst besuchen und noch wenige Stunden weit am Seestrand entlang westwärts pilgern, wandern wir noch einmal ins Rheinthal zurück, um von Haag aus in die alte, einst weit genannte Grafschaft Toggenburg vorzudringen. Die von Feldkirch herkommende Straße wendet sich hier westwärts nach dem alten Dorfe Gambs, das unter dem Namen Campefias schon Urkunden des Jahres 934 namhaft machen. Jetzt katholisch, nahm es im Jahre 1528 die Reformation an, mußte indeß nach der unglücklichen Schlacht von Rappell, wie andere Unterthanen-Gebiete der Urkantone, zum alten Glauben zurückkehren. Von Gambs führt die Straße, schöne Ausichten bietend, in Windungen aufwärts

und wieder abwärts in das Thal der Thur nach Wildhaus, der ersten, obersten Dorfschaft der Landschaft Toggenburg.

Aus zwei Quellen entsteht der Thalstrom, die Thur, ein unruhiger, im Hochsommer fast ausgetrockneter Gebirgsbach; die eine liegt an der südlichen Kette der Kurfürsten in zwei kleiner Hochseen, die andere im Alpsteingebirge am südlichen Fuß des Säntis. Beide vereinigen sich unterhalb Wildhaus bei St. Johann, um dann in wechselnder, aber stets nach Norden gewendeter Richtung dem Bodensee zuzuströmen. Mehr als die Hälfte ihres Laufes liegt im Toggenburg. Zwölf Stunden lang und in der Regel wenige Stunden breit zieht sich die Landschaft, welche nur aus dem Thurthal mit mehreren kleinen Seitenthälern besteht, auf beiden Seiten des bogenförmigen Strombettes von der Wasserscheide gegen das obere Rheinthal hin bis nach Wyl an der Grenze des Thurgau und umschließt so auf der Süd- und Westseite den Kanton Appenzell. In seinem obern Theil steigen die Berge höher an, wird der Thalgrund enger und zeigen sich schöne, romantische Partien; im untern ist es dagegen flacher, einförmiger und zugleich dichter bevölkert. Während dort vorzugsweise Alpenwirthschaft und Viehzucht betrieben werden, haben hier Handel und Industrie ihre Stätte aufgeschlagen und Toggenburger Produkte, schöne, lustige Kleiderstoffe, zierliche, leichte Shawls und Fenster-Vorhänge von feinsten Art finden sich auf den Märkten aller Welttheile. Von hier aus versorgen sich die Damen von Paris ebenso wohl als die Schönheiten der Harems im Orient, die Frauen der reichen Kaufleute New-Yorks und Rio-Janeiros und nur darin zeigt sich ein Unterschied, daß jene die Erstlinge der Mode in Anspruch nehmen. Im Allgemeinen sind die Toggenburger als wohlhabend zu bezeichnen und auch an wirklich reichen Leuten fehlt es nicht; ihre Dörfer haben im untern Theil ein frisches, fröhliches Aussehen und zeugen in der inneren Einrichtung nicht selten von geläutertem Geschmack. Etwa zwei Drittheile der Einwohner sind reformirt, der Rest katholisch. Einst herrschten über das Toggenburg die kriegerischen und angesehenen Grafen von Toggenburg, welche auch in anderen Gegenden der Schweiz Besitzungen hatten. Zu ihrer Familie gehörte jene Ida von Toggenburg, von welcher die Legende als einer Dulderin und Heiligen erzählt und die noch heute in Toggenburg und Thurgau verehrt wird. Die Geschichte weiß indeß von ihr nichts, desto mehr aber von blutigen Thaten, welche ein Brudermord krönt. Als der letzte der Toggenburger im Jahre 1436 ohne Nachkommen starb und der Streit über seinen Nachlaß heftige Kriege zwischen den Eidgenossen zur Folge hatte, kam das Toggenburg an den letzten Sprößling der Edlen von Naron aus dem Wallis, der es 33 Jahre später an den Abt von St. Gallen für fast 15,000 Gulden verkaufte. Aber die Aebte verletzten häufig das verbrieft und anfänglich auch von ihnen anerkannte Recht der Landschaft und veranlaßten dadurch, als der größere Theil der Einwohner

der Reformation sich zuneigte, heftige Zwiste, Unruhen und Kriege, welche erst nach der für die Katholischen verhängnißvollen Schlacht bei Wilmergen im Jahre 1712 endeten und die Sicherstellung der Rechte des Volkes zur Folge hatten. Im Jahr 1798 nach dem Eindringen der Franzosen in die Schweiz ward das Toggenburg nach völliger Gleichstellung seiner Einwohner mit den Eidgenossen dem Kanton Linth zugetheilt, fiel indeß im Jahr 1803 nach der Mediations-Acte dem Kanton St. Gallen zu, dem es noch heute angehört.

Beginnen wir jetzt unsere Wanderung von Wildhaus ab. Besteht das Dörfchen auch nur aus einigen zwanzig Häusern, so liegt es doch in freundlicher, von frischem Wiesengrün umgebener Gegend am oft schneebedeckten Schafberg und blickt auf hohe Berge, welche sich nordwärts steil und wild erheben, südwärts indeß in schönen gerundeten Alpweiden bis zu den sieben Gipfeln der Kurfürsten emporsteigen. Schöner noch als vom Dorfe ist der Blick vom nahen, 4000 Fuß hohen Sommerkopf, der das Vorarlberg, das Rheinthal, die Kurfürstentette und das obere Toggenburg überschaut. Unweit vom Dorfe thalabwärts befindet sich ein einfaches noch wohl erhaltenes Bauernhaus, die Geburtsstätte des großen Reformators und Volksmannes Ulrich Zwingli, Lisißhaus genannt; thalaufrwärts aber thronte einst neben einem kleinen See auf wildem, abgerissenen Fels die jetzt verfallene Wildenburg, von welcher zahlreiche Sagen und Gespenstergeschichten im Volksmunde leben. Ein anmuthiger, auch für Touristen leicht gangbarer Bergpfad führt vom Dorfe über die Kraxalp zwischen Schafberg und Gulmen hinüber in das Appenzell und am Fählen- und Säntis-See vorbei nach Weißbad.

Unterhalb Wildhaus und Lisißhaus senkt sich die Straße mehr und mehr; mehrere größere und kleinere Bäche, welche der Thur zufließen, werden von uns überschritten und wir gelangen, Abschied nehmend von den Gebirgen Tyrols und Vorarlbergs, welche im Osten noch immer sich zeigen, in einen kesselartigen, von hohen Bergen umzogenen Thalgrund, dessen Abhänge mit schönen Wiesen und Weiden bedeckt sind. Südwärts zeigen sich die grauen Felsen der Kurfürstentette, links der Altmann und der Säntis, das Haupt mit blendendem Schnee bedeckt. St. Johann verdankt seinen Ursprung einem, St. Johannes geweihten Kloster, das im elften Jahrhundert von zwei Einsiedlern begründet worden sein soll, später den Benediktinern gehörte und endlich der Abtei St. Gallen einverleibt ward. Weiter abwärts liegt die Straße oft in einem engen Thale; wir nahen uns der steilen Höhe, welche die Gemeinden St. Johann und Stein trennt. Einst mußte sie mühsam überschritten werden, seit 40 Jahren umgeht sie die Straße, indem sie sich durch Klüfte und Felsprengungen hinzieht. Unweit Starckenbach, von wo der bekannte und oft betretene Weg nach Ammon und Wesen abgeht, erheben sich die Reste der alten Feste Starckenstein, welche den Grafen von Werdenberg-Mont-

fort gehörte. Der Sage nach ward sie durch das Volk gebrochen, als ihr Vogt einst ein schönes Toggenburger Mädchen von der Alp raubte; noch heute sollen in dunklen, stürmischen Nächten die Geister der Verstorbenen den Mädchenraub und die Volkssache wiederholen und in der Ruine liegt, wie der Senne erzählt, der reiche Schatz der Zwingherren, den Satan selber bewacht.

Das nächste Dorf ist Stein am linken Ufer der Thur, welche hier eine Brücke besitzt und die Gegend nicht selten überschwemmt und verheert. Seine Kirche liegt auf einem Hügel und überblickt die Umgegend. Es ist das letzte Dorf des Ober-Toggenburg und seine Häuser tragen noch ganz den Charakter der oberen Ortschaften und sind deshalb denen Bündtens und Appenzells sehr ähnlich. Dagegen ist hier wie oberhalb die Volkstracht bereits fast ganz verschwunden. Einst bestand sie bei den Männern aus schwarzen, mit großen silbernen Schnallen gezierten Schuhen, weißen Strümpfen, engen schwarzen Kniehosen, langer rother Weste, auf welche das schwarze schmale Halstuch weit herabhing, weitem und langem, mit breiten Aermel-Auffschlägen versehenem blauem Rock und einem schwarzen breitkrämpigen, an beiden Seiten aufgeschlagenen, hinten spitz zulaufenden Hute, den ein kleiner Blumenstrauß schmückte. In der Regel ward unter dem Hute noch eine weiß, blau und roth gestreifte Mütze getragen. Zahlreich waren die silbernen, zum Theil ziemlich großen Knöpfe, welche an Weste und Rock aufgesetzt wurden und an letzterem bis tief hinabgingen. Eigenthümlicher noch gestaltete sich die Tracht der Frauen, welche die verschiedensten Farben vereinigte. Das Nieder, das bis hoch hinauf ging und panzerähnlich die Brust umschloß, war von rother Farbe und über dasselbe zogen sich unter dem weißen Saum grüne oder blaue Schnürbänder hin; über demselben aber lag eine weiße Halskrause, welche durch ein schwarzes Band gezogen wurde. Das Kamisjol pflegte violett, grünlich oder von anderer hellerer Farbe zu sein und hatte farbige Säume und straffe Aufschläge; über dem faltigen rothen Rock lag eine weiße buntgedruckte Schürze und die mit rothen Strümpfen versehenen Füße steckten in schwarzen Schuhen, denen wie bei den Männern eine silberne Schnalle aufgeheftet war. Das seltsamste aber war die meist weiße oben plattgedrückte Haube, an deren beiden Seiten zwei große Flügel weit abstanden. Dennoch mögen die frischen, von Gesundheit strotzenden Gesichter der Toggenburger Frauen und Mädchen sich darunter gar nicht schlecht ausgenommen haben.

Unterhalb Stein ist das Thal noch schmal und rücken die Berge nahe an einander; die Straße aber zieht, das rechte Flußufer verfolgend, schneller abwärts. Bald erreicht sie die große Pfarrgemeinde Nesslau, deren hübsche Häuser im freundlichen Thale weit zerstreut sind. Obwohl die Gemeinde noch ausgedehnte Alpen besitzt und Ackerbau und selbst ein wenig Weinbau treibt, ist sie doch bereits ein industrieller Ort. Schöne, oft betretene Wege führen von hier nord- und süd-

wärts. Der eine zieht sich durch das Lutherthal über das romantisch gelegene Rietbad, die herrliche Schwägalp und die durch ihre Alpfeite bekannte Batersalp nach Weißbad; ein Anderer verfährt auf dem Wege nach Urnäsch und Herisau den Fläsch und die tief in den Berg hineingehende Fläscher-Höhle, in deren Innerem ein kaltes, sehr klares, aber dennoch stark incrustirendes Wasser quillt; endlich der Dritte zieht sich zum Speer hin, und steigt von dort nach Wesen und an den Wallensee hinab. Nahe bei Neßlau thalabwärts liegt das ansehnliche ehemalige Benedictiner-Kloster Neu-St. Johann, das nach dem Brande von 1626 aus einem engen, von steilen Bergen umschlossenen Thale hierher verlegt ward. In seiner hübschen Kirche ist Marmor vom Säntis verwendet. In späterer Zeit ward es dem Stifte von St. Gallen einverleibt und von 12 St. Galler Mönchen bewohnt, welche sich hier in der anmuthigen, reichen und belebten Gegend, der strengen Aufsicht entzogen, sehr wohl befunden haben mögen.

Während wir von Neßlau ab die Straße, die sich jetzt in nordwestlicher Richtung hinzieht, verfolgen, begleitet uns zur Linken der Thalstrom, der unweit dem Dorfe Krummenau bei dem sogenannten Sprung, unter einem kolossalen Nagelslubbloek, der seinen Lauf hemmen zu wollen scheint und die Naturbrücke von Krummenau genannt wird, sich durchwindet. Gebüsch und Tannenbäumchen bedecken den seltsam hingeworfenen Fels. Krummenau und das fast ganz reformirte Ebnat sind schöne, wohlhabende Kirchengemeinden mit 15—1700 Einwohnern, denen sich das kleinere, neu aufgebaute Cappel würdig anschließt. Wichtiger aber ist das freundliche Wattwyl, wo die Straßen aus dem Toggenburg, von St. Gallen und Herisau, von Wyl und endlich von Napperschwyl und Uznach sich kreuzen. Es soll schon im neunten Jahrhundert bestanden haben, blühte aber erst im 17. und 18. Jahrhundert stark empor. In industrieller Beziehung der wichtigste und bedeutendste Ort des Thurthals, liegt es mit seinen schönen Gebäuden in anmuthiger, freundlicher Gegend am rechten Ufer der Thur. Hier lebte Uli Brägger, Musselinweber und Schriftsteller, gestorben 1797, der „arme Mann im Toggenburg“, von seinen Landsleuten Nabis Uli genannt, dessen interessante, lehrreiche und auch für die Kulturgeschichte wichtige Biographie nun schon mehrmals herausgegeben worden ist. Malerisch liegt auf einem Hügel auf der linken Seite der Thur, rechts von der Straße nach Uznach das aussichtreiche Kloster St. Maria der Engeln und höher hinauf das alte, 1258 erbaute Schloß Iberg, das zuerst den Grafen von Toggenburg, dann dem Abt von St. Gallen gehörte; später der Sitz des St. Gallischen Amtmanns war und endlich in Privatbesitz überging.

Hinter Wattwyl wendet sich die Landstraße fast nordwärts auf das alte Städtchen Lichtensteig zu, das auf der rechten Seite der Thur, über welche eine Brücke führt, auf felsiger Anhöhe gelegen ist. Schon frühzeitig gründeten die Grafen von Toggenburg hier auf der günstigen Stelle eine Beste, welche das Thal schützte

und beherrschte; in ihrer Nähe ließen sich Dienstmannen nieder, welche das kleine Städtchen erbauten, das im Jahre 1400 geschriebene Rechtssame empfing. Es besitzt uralte Märkte und nicht unbedeutenden Handel, indefs keine Merkwürdigkeiten. Ungemein freundlich liegt im sogenannten Sedel eine Einsiedelei, welche häufig besucht wird. Bei Lichtensteig zweigt sich nach rechts hin die Straße über Herisau nach St. Gallen ab. Anfänglich aufsteigend, dann in Windungen steil abwärts gehend, zieht sie an den hochgelegenen Ruinen von Neu-Toggenburg vorüber. Jetzt mit Gestrüpp bewachsen, einst aber eine große und feste Burg, war Schloß Neu-Toggenburg Sitz der letzten Toggenburger Grafen. Noch heut läßt sich sein bedeutender Umfang übersehen und drei Schanzen deuten auf starke und ungewöhnliche Schutzwerke, ziehen indefs den Besucher weniger an als die entzückende Aussicht, welche sich auf die Thäler der Thur und des Neckers öffnet. Hinter der Burg gegen Peterzell zu liegt links an der Straße das hübsche protestantische Dorf Brunnadern mit einer freundlichen Kirche. Von hier erzählt ein St. Galler Dichter folgende amuthige Sage, die sich wahrscheinlich an keinem andern Orte wiederholt:

„Ein Brunnlein fließt bei Brunnadern im Neckertal im Toggenburg; das heißt der Gießen und kömmt aus dem Walde bei Oberjoll. Ein sicherer Steg führt darüber. Einst wohnte ein Nixchen im Bach; das hielt jeden Wanderer an, nahm ihm seine Kappe und eilte frohlockend damit fort. Kehrete aber der Wanderer auf demselben Weg zurück, so fand er seine Kappe schön und rein gewaschen am Stege wieder. Einmal machte ein Jüngling oft den Weg, wenn er des Abends zur Geliebten ging; stets gab er gerne der Nixe die Kappe und stets empfing er sie sauber zurück. Hatte er sie mit schönen Blumen geziert, welche er für die geliebte Braut bestimmt, so ließ ihm die Nixe die Blumen; nur die Kappe nahm sie immer. Eines Abends kam er wieder über den Steg mit prächtigen Rosen an der Kappe; aber das Wasserfräulein nahm ihm diesmal Rosen und Kappe. Betroffen wanderte der Jüngling weiter. Sein Unheil ahnendes Herz betrog ihn nicht. Heut kam ihm die Geliebte nicht liebevoll entgegen, und als er die Thür des Häuschens öffnete, fand er die Ungetreue in den Armen eines Andern. Da kehrte er zum Steg zurück, nahm seine Kappe, drückte sie sich tief ins Gesicht und wanderte weit fort in die Fremde.“ So die Sage.

Peterzell ist gleich Brunnadern und Mogelsberg, den andern Ortschaften des lieblichen Wiesenthals am Necker, ein gewerbsleißiger Ort, der von Protestanten und Katholiken gemeinsam bewohnt wird. Er besitzt eine Propstei und ist von drei Seiten von niedrigen Bergen umschlossen, durch welche die Landstraße nach dem Dörfchen Schöngrund ins liebe Appenzeller Land hinüberführt.

Nach Lichtensteig zurückgekehrt wenden wir uns wieder nordwärts und überschreiten bei Dietfurt die Thur, welche unterhalb des Dorfes durch die sehens-

werthe und romantische Felsenklucht im „schönen Gunkel“ strömt. Die nächsten Dörfer sind das schöngelegene Butschweil und Gonzenbach, von welchem letzteren Orte eine Straße fast nordwestlich über Bazenhaid an einer verfallenen Herrenburg vorbei nach Wyl führt, während die St. Galler Straße auf die rechte Seite der Thur nach dem gewerbfleißigen Lütisburg hinüberleitet. Ein altes, dem vierzehnten Jahrhundert entstammendes Schloß, das von einem Zweige der Toggenburger Grafen bewohnt ward, steht am Zusammenfluß der Thur und des Neckar und wird, so weit es noch verwendbar ist, als Schule benutzt. Von hier gelangen wir nach dem freundlichen, wohlgelegenen Kreiszorte Flawyl an der Straße und Eisenbahn von Wyl nach St. Gallen.

Wyl mit dem uralten, stets gebrauchten Zunamen „im Thurgau“ gehört zum Kanton St. Gallen und ist eine der ältesten Städte; schon 895 wird sie in Urkunden erwähnt. Im Jahr 1227 kam sie durch eine Schenkung des Grafen Diethelm von Toggenburg an die Abtei St. Gallen, in deren Besizthum sie verblieb. Auf einer Anhöhe in fruchtbarer, an Weinbergen reicher Gegend gelegen, besitzt sie eine schöne Kirche und zwei Klöster und hat durch die starke Durchfuhr für den Handel Bedeutung. Weniger wichtig sind Flawyl und das gewerbfleißige Gossau. Jenseits derselben überschreiten wir das Thal der brausenden Sitter, über welches drei Brücken führen, eine niedrige alte, die schöne 590 Fuß lange steinerne Kräzeren-Brücke, für die Fahrstraße bestimmt und hoch oben, 200 Fuß über dem Wasserpiegel, die feine und zierliche, wie aus Eisen gewobene, über welche rasselnd und fausend die Züge der Eisenbahn gehen.

Eine Stunde haben wir die Kräzeren-Brücke hinter uns; wir stehen am Eingange in die freundliche Stadt St. Gallen, den uralten Siz der mächtigen Abtei, welche einst ein großes Gebiet beherrschte, jetzt aber dem freien Bürgerthum gegenüber, mit welchem es oft geistige und kriegerische Kämpfe ausgefochten hat, in den Hintergrund getreten ist. Als im Jahre 614 der heilige Gallus, eine Stätte für seine Einsiedelei suchend, hierher zur Steinach kam, welche damals einen wilden Fall machte, war die Gegend wüst und öde; bis hoch hinauf an die Berge stieg der dichte, fast undurchdringliche Wald, in welchem „Bären, Auerochsen und böse Gespenster hausten.“ Nach seinem Tode siedelten sich andere fromme Männer in derselben Stelle an und bald entstand ein kleines Stifft, das nach und nach, je nachdem seine Insassen und seine Besizthümer anwuchsen, sich weiter und immer weiter ausdehnte. Schon im Jahre 953 war es so bedeutend, daß Abt Anno, nachdem streifende Horden der wilden Ungarn es geplündert hatten, seine Gebäude mit einer starken Mauer, welche durch 13 Thürme geschützt war, umziehen konnte. Je mehr es wuchs, desto mehr Laien ließen sich in seiner Nähe nieder; zu den Ackerbauern gesellten sich freie Leute und unfreie Handwerker, welche bald ein kleines Städtchen unter dem Schutze der mächtigen Abtei begründeten. Wäh-

rend im Kloster zunächst durch irische Mönche Kunst und Wissenschaft sich eine Stätte gründeten, legten die Bürger die ersten Keime zu jener gewerbfleißigen Thätigkeit, welche noch heut den Stolz der Stadt ausmacht. Oft mußten sie die Waffen ergreifen; denn ihre Herren, die Aebte, waren nicht selten kriegerische Männer aus den edelsten Geschlechtern des Landes, welche das Schwert neben dem Hirtenstab zu führen wußten. Aber während sie dabei ihre Arme und Herzen stählten und sich als Männer zu fühlen begannen, sank das Stift, dessen Glieder bald die Wissenschaften vernachlässigten und sich dem Wohlleben ergaben. Schon im Jahre 1212 konnte der Hohenstaufe Friedrich II. bei seinem Aufenhalt in St. Gallen die Stadt zur Reichsstadt erheben, erlangte sie bedeutende Rechte und Freiheiten, die sie im Laufe der Jahrhunderte zu vermehren verstand. Bald hatte sie auch die wichtigen Rechte der Münze und des Blutgerichts erworben und mit Erfolg widersetzte sie sich dem Versuch der Verpfändung an Oesterreich, welche für sie wie für andere Städte verhängnißvoll geworden wäre. Zwar versuchte die Abtei wiederholt, die Bürger wieder zu Unterthanen zu machen, aber alle Bemühungen mißlangen und als am 23. Juni 1454 genau um Mittag die Stadt sich der Eidgenossenschaft durch feierlichen Schwur auf immer verband, da gelang es bald, ihre völlige Unabhängigkeit vom Abte durch Zahlung einer bedeutenden Geldsumme zu erkaufen. Seitdem blühte St. Gallen mehr und mehr auf und seine Industrie, die zunächst vorzugsweise nur in der Fabrikation der weitbekannteren und vielgerühmten St. Galler Leinwand bestanden hatte, wußte sich bald auch andere Gebiete zu erobern.

St. Gallen liegt im breiten, freundlichen Steinach-Thale, das von milden Höhen, dem Romont und dem Kreuzberg, eingefast ist, in der Meereshöhe von 2060 Fuß. So angenehm das Klima im Sommer dem Fremden zu sein scheint; in der That ist es der hohen Berge wegen rauh und dauern die Winter verhältnißmäßig lange. Seine Straßen sind luftig und oft breit, die Häuser zum Theil alt, zum Theil aber ganz neu erbaut und der Mehrzahl nach freundlich und wohnlich eingerichtet. Von den alten Mauern ist kein bemerkenswerther Rest mehr übrig. Eigentlicher Luxus kommt auch bei den reichsten Eigenthümern fast nirgends in den Wohnungen zum Vorschein. Die Einwohner gehören dem Alemannischen Schlage an; in ihrem Wesen und Ton stehen sie von allen Schweizern den Zürchern am nächsten, obwohl sie sich immer noch genug von ihnen unterscheiden. Handel und Industrie ist ihre Hauptbeschäftigung und man sagt es den Frauen nach, daß sie, so weit es angeht, dabei sich gern betheiligen mögen. In älterer Zeit spielte die Leinwandfabrikation und der Vertrieb von St. Galler und Appenzeller Leinwand die Hauptrolle; in neuerer Zeit aber, seit die Baumwolle stark in Gebrauch kam, wurden mehr und mehr baumwollene Stoffe und seit 1753 Musseline gewebt. Im Jahre 1854 führte St. Gallen allein nach Nordamerika

Stoffe an Werth von 11 Millionen Franken aus. Auch andere Geschäfte werden vielfach betrieben und St. Galler Kaufleute finden sich in allen Ländern und in allen Erdtheilen.

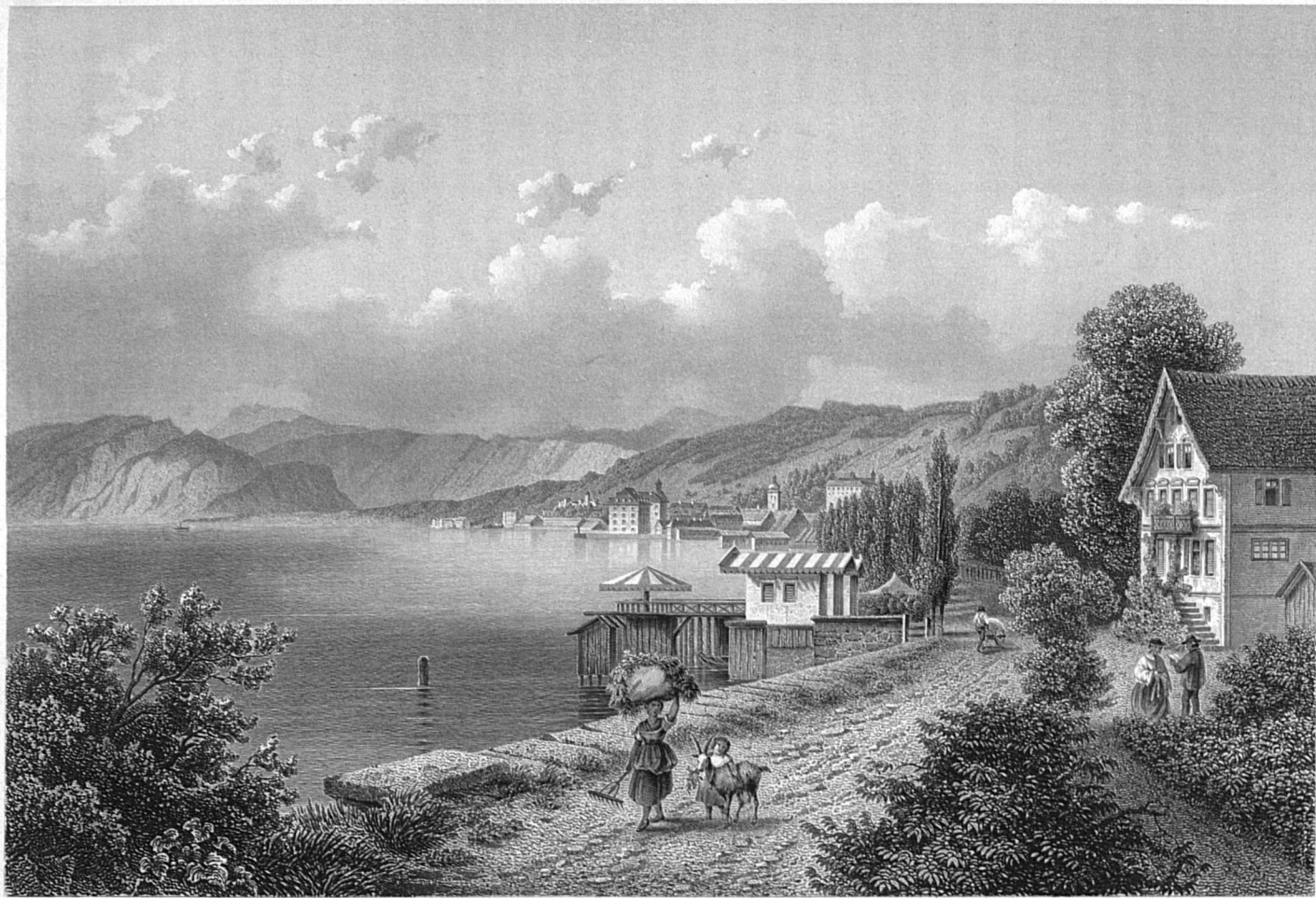
Die größte Merkwürdigkeit, die freilich nur für Wenige genießbar ist, ist unzweifelhaft die Stiftsbibliothek, die, nachdem sie im Lauf der Jahrhunderte durch Vernachlässigung, Unvorsichtigkeit, Diebstahl u. s. w. manchen kostbaren Schatz verloren hat, noch immer an seltenen und wichtigen Handschriften außerordentlich reich ist und auf die Wissenschaftlichkeit der Mönche der ersten Periode das günstigste Licht wirft. Auch andere Merkwürdigkeiten, wie interessante Elfenbein-Dyptichen, der Bauplan des Klosters vom Jahr 821, Münzen und dergleichen mehr befinden sich in ihrem Besitze. Häufiger als die Bibliothek wird die Abteikirche besucht. Fast 310 Fuß lang und mit zwei zweihundert Fuß hohen Thürmen mächtig emporstrebend, wurde sie 1775 durch Fürstabt Coelestin Gugger von Staudach in gutem Rococo-Styl aufgeführt und erhielt später prachtvolle Fresco-Malereien von dem Italiener Moreto. Auch die schöne Orgel und die geschnittenen Chorstühle ziehen die Aufmerksamkeit mit Recht auf sich. Außerdem sind die uralten Kirchen St. Mang, die 898 erbaut worden sein soll, und St. Laurentius, letztere öfters renovirt und mit Glasgemälden geschmückt, das Krankenhaus, das Zeughaus, das von dem bekannten Schoell gearbeite Relief des Kantons St. Gallen u. s. w. sehenswerth.

St. Gallen gehört zu denjenigen Städten der Schweiz, welche zwar keine besonders großartigen romantisch schönen Umgebungen besitzen, aber doch zu Wanderungen in die Umgegend und zu Spazierfahrten nach schöngelegenen benachbarten Orten reichen Anlaß bieten. Der besuchteste Punkt ist ohne Zweifel das freundliche Gasthaus auf dem Freudenberg, der sich unmittelbar an der Stadt und über derselben gegen Osten hin erhebt. Der Pfad ist bequem und steigt sanft gegen 700 Fuß hoch an; auf der Höhe aber öffnet sich eine weite Aussicht auf die Stadt und das Steinach-Thal, die Appenzeller Berge, den Alpstein und den Säntis, die Gebiete von St. Gallen, Appenzell und Thurgau und den Bodensee; wunderschön nimmt sich namentlich der rauhe, oft weit hinauf mit Schnee bedeckte Säntis aus. Nicht nur den Glärnisch, die beiden Mythen bei Schwyz, den Engelberger und dem Urner Rothstock: auch die Schneekuppe des Eiger im fernen Berner Oberlande will man im Südwesten hinter den niedrigeren Bergen bei hellem Wetter oft erblickt haben. Vermag die Aussicht vom Freudenberg auch mit dem Rigi und sogar nicht einmal mit dem Uetli bei Zürich zu wetteifern: niemand, der sie aufgesucht hat, wird es bereuen, den mühelosen Weg gemacht zu haben, in dessen Nähe bei St. Georgen der große Wasserfall liegt, welcher im Jahr 1822 künstlich angelegt wurde. Bei 1400 Fuß Länge und 260 Fuß Breite hat er nicht weniger als 40 Fuß Tiefe und der Damm, welcher ihn abschließt, ist 200 Fuß

stark. Mit seiner Hilfe werden viele Wasserwerke betrieben. Wer den Bodensee überblicken will, findet eine noch passendere Stätte bei St. Peter und Paul am östlichen Ende des Rosenbergs, während Teufersegg dagegen den Alpstein und seine Borberge überschaut. Außerdem werden noch der Brühl, der Kurzenberg auf dem Rosenberg und der Romont besucht, anmuthige Punkte, die freilich mehr den Einwohner, als den flüchtig dahineilenden, rastlos genießenden und leider auch bald überfättigten und verwöhnten Touristen anziehen.

Eine freundliche Wanderung führt von St. Gallen ostwärts auf der Straße nach Trogen an die Grenzen des Appenzeller Landes. Bei St. Fiden ansteigend leitet sie an dem einfachen aber schönen Kloster Notkersack vorbei, in dem die in ein kostbares Gewand gehüllten Reliquien des heiligen Julianus aufbewahrt werden, nach dem weitbekannten Vögeliseck, das eine Stunde von St. Gallen auf weitsichtiger Anhöhe liegt und in den Thurgau und über den Bodensee bis tief nach Schwaben hineinblickt. Noch ausgedehnter als beim Gasthause selbst ist die Aussicht auf dem Horst, der deshalb auch häufig als Sammelpunkt bei Volksfesten gewählt wird. Hier tritt uns Bregenz mit dem obern Theil des Bodensees und der mächtige Bergesfranz entgegen, der sich von Tyrol her durch Bündten nach St. Gallen und Appenzell hineinzieht. Wenige Schritte durch den schönen Wald lassen uns die niedrigeren Höhen des Toggenburg mit dem Speer, den Glärnisch, den Nigi und den zerrissenen Pilatus erblicken. Nordöstlich aber lagern die kleinen gerundeten Höhen auf der Grenze des Kantons Zürich, die nur der Schweizer zu nennen weiß, und im Nordwesten steigen die kugelförmigen Felsen der Burgen Hohentoffeln und Hohentwiel in Baden erkennbar empor. Rings um den Horst aber führen anmuthige Pfade durch junge Lärchenwäldchen und frischgrüne Wiesen nach allen Seiten hin.

Es war am frühen Morgen des 15. Mai 1403, als in der Umgegend von Vögeliseck sich ein blutiges Schauspiel einleitete. Gegen 5000 Krieger des Abtes von St. Gallen, zweihundert Männer mit Aertzen und Bogenschützen voran, zogen von St. Gallen herauf; unter ihnen befanden sich Bundesgenossen von St. Gallen, aus den Reichsstädten Constanz, Lindau und Friedrichshafen. Niemand zweifelte an einem glänzenden Sieg; galt es doch nur ein ungeübtes, fast wehrloses Hirtenvolk zu schlagen. Aber die Appenzeller hatten den Weg durch eine sogenannte Lege, eine feste Schanze und einen Graben, gesperrt und hier mit Freunden aus Glarus und Schwyz sich aufgestellt, entschlossen, für die Freiheit zu sterben. Ihre ganze Zahl betrug nur sieben hundert, den siebenten Theil der Angreifer. Dennoch wankten sie nicht, als der erste Anstoß erfolgte. Während die Feinde die Schanze zu durchbrechen suchten, fielen plötzlich die Schwyzer und Glarner ihnen in den Rücken und zugleich rollten von einer Höhe herab gewaltige Steine in die dicht zusammengedrängten Massen. Zuerst geriethen die Reiter



H. W. Bock del.

J. M. Kolb sculp.

RORSCHACH.

(St. Gallen.)

in Unordnung, sie drängten nach dem freien Felde zurück; bald folgte ihnen das Fußvolk, das sich, als die Appenzeller und ihre Genossen nachstürmten, in wilder Flucht auflöste. Die Sage erzählt, die Appenzeller Frauen seien in weiße Hemden gleich den Männern gekleidet, um die Feinde zu schrecken, von der Seite herangerückt; aber die Geschichte weiß davon hier ebenso wenig als von ähnlichen Hilfsforps bei andern Kämpfen der Eidgenossen. Zweihundertfünfzig Feinde, die beiden Bürgermeister von St. Gallen und viele Ritter unter ihnen, blieben auf dem Schlachtfelde. Drei Banner gingen dem Abt verloren und bis an die Thore der Stadt dauerte die Verfolgung. Die Appenzeller zählten dagegen nur acht Tödt. Freilich war mit diesem Siege die Freiheit noch nicht befestigt; noch manche Bluttaufe mußte sie erleiden; aber die Stadt St. Gallen neigte sich zu den Appenzellern hin und schloß ein neues Bündniß mit ihnen.

Auch der Kaien oberhalb Grub und Wald, ein 3500 Fuß hoher Berg, lockt nicht selten die St. Galler durch seine herrliche Aussicht an. Ueber waldige Höhen, welche südwärts emporsteigen, erheben sich die mächtigen Gipfel der Bergriesen Voralbergs, Tyrols und Bündtens in gewaltigem Kranze, an welchen sich weniger stolz, aber noch immer prangend genug die Kuppen des Toggenburg, die Schneegipfel von Glarus und die Berge von Schwyz anschließen.

Von St. Gallen wenden wir uns dem Bodensee zu, zu dem wir schon einmal auf anderm Wege, das freundliche Rheinthal abwärts schreitend, gelangt sind. Am neuen Krankenhaus und an St. Fiden vorüber erreichen wir das Wirthshaus Meggenhausen, wo wir den Bodensee und seine deutschen Ufer vor uns liegen sehen. Unweit von der Straße zieht die Eisenbahn hin, deren Bau der großen Kosten wegen fast für unmöglich gehalten, durch die Energie der St. Galler nach manchen unglücklichen Zwischenfällen schließlich durchgesetzt wurde. Die Gegend rings umher ist freundlich, Obstbäume finden sich überall und wohnliche, heimelige Häuschen zeugen sowohl von Geschmack als behäbigem Wohlstand. Nachdem wir das kleine Flüsschen Goldach überschritten, treten wir in den belebten, stadtähnlichen Flecken Rorschach ein, der, so eifrig ihm der thurgauische Bodensee-Hafen Romanshorn den Rang abzulaufen strebt, sich doch seine Bedeutung zu erhalten gewußt hat. Noch immer nehmen seine Speicher die reichen Sendungen von Getreide auf, welche Schwaben der Schweiz gegen gute Zahlung liefert; noch immer landen an seinem Bollwerk Tausende von Reisenden, welche sich zunächst nach Bündten, Glarus und Zürich wenden, um von hier aus die Schweiz zu durchziehen.

Der Name Rorschach kommt zuerst im siebenten Jahrhundert in Urkunden vor und schon im Jahr 947 gestattete Kaiser Otto I. dem Abt Krato von St. Gallen die Anlage eines Marktes, einer Zollstätte und einer Münze. Aber erst mehr als fünfhundert Jahre später zogen sich Handel und Schifffahrt wirklich nach dem freundlichen Orte und am 13. Februar 1497 ward der erste von da ab

regelmäßig fortdauernde Korn- und Wochenmarkt eröffnet. Auch der Leinwandhandel fand hier im siebenzehnten Jahrhundert eine Stätte und noch erblickt man manche schöne Gebäude, welche dem durch ihn erworbenen Reichthum ihren Ursprung verdanken. Jetzt ist Rorschach, obwohl Romanshorn mit ihm wetteifert der Hauptstapelort des Getreides, das aus Deutschland und namentlich aus Württemberg und Belgien massenhaft in die Schweiz geführt wird, und täglich landen in seinem Hafen die Dampfschiffe des Bodensees, sowie die kleineren Schiffe, welche den östlichen Theil des Sees zu befahren pflegen.

Rorschach liegt freundlich am Fuße des Rorschacher Berges und streckt sich am Bord des Sees hin. Außer den Hafen- und Magazingebäuden hat es keine Merkwürdigkeiten, als die Kirche mit einigen guten Gemälden und alten Grabmälern und einzelne mit geschmackvoller Bildhauerarbeit gezierte Erker im Oberdorf. In der Höhe hinter dem städtisch gebauten Orte erhebt sich die ehemalige Statthalterei der Fürstbtei St. Gallen, Marienberg genannt, welche über den Marktflecken zu seinen Füßen hinweg auf das weite Seebecken und nach Schwaben hinüber blickt. Abt Ulrich Rösch begann im Jahre 1487 den Bau in der Absicht, das Kloster St. Gallen, das immer mehr von den mit jedem Jahrzehnt mächtiger werdenden Städtern zu fürchten hatte, hierher zu verlegen, aber im Jahr 1488 ward er noch vor seiner gänzlichen Vollendung von den St. Gallern und Appenzellern zerstört und erst später wieder hergestellt. Sein Kreuzgang ist bemerkenswerth, aber öde; dagegen nehmen jetzt seine übrigen Räume eine tüchtige Schulanstalt auf. Ein anderes altes Bauwerk ist Schloß Rorschach, St. Anna-Schloß genannt, das drei Viertelstunden vom Flecken entfernt romantisch zwischen zwei kleinen Bächen auf einem Felsen liegt. Einst die Stammburg der Herren von Rorschach und ein ansehnliches Gebäude kam es 1449 an die Abtei, nachdem der starke Anwachs der Familie und ein Mord, welchen die Besitzer an dem Grafen von Hohenems verübten, den Wohlstand der Herren von Rorschach vermindert hatten. In neuerer Zeit ging es in Privatbesitz über und versuchte ein Engländer fruchtlos und mit bedeutenden Opfern, es im alten Styl wieder herzustellen. Eine andere interessante Ruine ist Sulzberg, das Schloß der Familie Mätteli, der Rothschild des fünfzehnten Jahrhunderts, welche außer ihm noch zahlreiche andere Schlösser besaßen. Der Sage nach liegen in dem zerfallenen Gemäuer unendlich reiche Schätze verborgen, welche von einer wunder schönen Jungfrau mit goldenem Lockenhaar bewacht werden. Alle hundert Jahre einmal läßt sie sich schauen und bittet einen Jüngling, sie durch einen Kuß zu erlösen. Wer aber auch dies Wagniß unternommen, ist bis jetzt noch dabei gescheitert, denn im letzten Augenblick verwandelt sich die Jungfrau in eine fürchterliche Schlange, welche den Kühnen zu verschlingen droht und ihn so erschreckt, daß er auf den Kuß verzichtet.

Rorschach wird nicht selten als Luft- und Mollenkuroort besucht und in der

That ist seine Luft rein und gesund, liefert es gute Molken, welche aus dem Gebirge mühselig herabgebracht werden, und besitzt es die nöthigen Einrichtungen für Bannen- und Seebäder. Aber zahlreicher ziehen sich doch die Fremden nach dem freundlichen auf einer kleinen Landzunge gelegenen Bade Horn, das wir vom Flecken aus in einer starken halben Stunde erreichen. Ein hübsches, mit Badeeinrichtungen und einer aussichtreichen Terrasse versehenes Gasthaus nimmt hier die Fremden auf, die im Hochsommer, wenn es an Raum mangelt, auch wohl im Schließchen Horn untergebracht werden. Nahe bei demselben liegt landeinwärts in einer lieblichen Gegend, unweit von freundlichen Landsitzen, welche auf und an anmuthigen Hügeln sich erheben, die malerische Ruine der Burg Steinach, welche an der Schlucht des Flüsschens Steinach von einem alten, wahrscheinlich deutschen Adelsgeschlecht im Jahr 1200 erbaut und erst vor vierzig Jahren abgebrochen wurde. Möglich, daß sie einst der Sitz des bekannten Minnesängers Blicher von Steinach war, dessen Harfe nach der Volksüberlieferung von Zeit zu Zeit noch in den Ruinen ertönen soll.

Unweit von Horn zieht sich beim Dorfe Steinach die Grenze des Kantons Thurgau hin, dessen erster Ort der alte Königsitz Arbor felix (Arbon) ist. Die Seestraße führt zu ihm hinüber und eine andere, welche direkt von St. Gallen kommt, aber keine Merkwürdigkeiten bietet, streift, zuletzt schon auf Thurgauer Gebiet belegen, nahe bei den Grenzsteinen hin. Wir werden sie später zu verfolgen haben. Aber bevor wir sie betreten und damit in das ebenere Gelände der Schweiz hinübergehen, wenden wir uns noch zu zwei Kantonen, von denen der eine ein hohes Gebirge als das seinige betrachten darf, der andere aber seine Thäler von Gliedern der Alpenkette eingeschlossen sieht, zu dem freundlichen Appenzell und zu dem an großartigen Partien reichen Glarnerländchen.

Der Kanton Appenzell.

Rings umschlossen vom St. Gallischen Gebiet liegen im nordöstlichen Theile der Schweiz anmuthig und friedlich die beiden kleinen Staaten, welche den Kanton Appenzell bilden. Hohe, zum Theil schneebedeckte und wilde Gebirgsstöcke, die, unter dem Namen Alpstein bekannt, im Säntis, Altmann und Gyrenspitz gipfeln, bedecken den südlichen, breiteren Theil; von ihm aber laufen gegen Nord Höhen- und Hügelreihen aus, welche mit frischem, oft sammtartig erscheinendem Grün bedeckt, die lachendsten Gefilde und gegen zwanzig bevölkerte und meist gewerbefleißige Ortschaften umschließen. Kein Kanton der Schweiz ist so reich an lieblichen, heimeligen Partien; Ruhe und Frieden scheinen über das ganze freundliche Ländchen gelagert und wer die Natur liebt, findet sie hier in ihrer einfachen und wohlthuenden Schönheit.

Auch in Appenzell, wie in St. Gallen sitzt der alemannische Stamm. Zwar wird das appenzeller Land in frühester Zeit ebenfalls eine keltische Bevölkerung besessen haben und zur Zeit der Römer kamen diese wohl in kleineren Gruppen herein; aber von ihren Nachkommen zeigt sich nirgends eine Spur und selbst Ortsnamen, welche der ältesten Zeit entstammen mögen, sind nicht sehr häufig. Die neuen germanischen Einwanderer setzten sich ursprünglich gewiß nur im ebenen Lande fest, stiegen aber bald, ihre Heerden auf die milden und grasreichen Alpen treibend, auf das Gebirge empor. Im Jahr 536 kam auch das Ländchen am Alpstein unter fränkische Herrschaft. Später, je reicher die Abtei St. Gallen ward, desto mehr Eigenthum erwarb sie auch in der Gegend der Sitter und als Abt Norpert im Jahre 1061 unweit vom Sitter-Bache eine Zelle erbauen ließ, erhielt sie, und nach und nach auch das Ländchen, den Namen Abtszell (Abbatis cella),

verdorben Appenzell. Indes galten die Leute auf den Bergen gleich den Wassern und den Äpfeln im Hochgebirg überhaupt als freie Männer, welche wohl zu zinsen hatten, aber ihre eigenen Angelegenheiten selbstständig besorgten. Erst als die Abtei eine weltliche Gewalt neben der geistlichen ernstlich in Anspruch nahm, suchte sie sie auch über Appenzell auszudehnen. Damit vermochte sie indes nie recht durchzudringen. Schon frühzeitig (1377) schlossen die fünf Districte Appenzell, Huntwyl, Arnäsch, Gais und Teuffen im Gefühl ihrer Kraft und Selbstständigkeit ein Bündniß mit deutschen Reichsstädten und ein Jahr später empfangen sogar die Appenzeller eine Art von Verfassung, von der sich manche volksthümliche Artikel bis zur neuesten Zeit zu erhalten vermochten. Mehr und mehr wuchs seitdem der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit in dem kleinen Völkchen, welches das Beispiel der vier Waldstätte stets vor Augen hatte; und als die habfüchtigen und strengen Amtsleute des St. Galler Abtes es unerträglich bedrückten, vertrieb es dieselben im Jahre 1400, indem es sich mit der aufstrebenden Stadt St. Gallen verbündete. Von da ab folgten Verhandlungen auf Kämpfe und diese auf jene; nicht allein der Abt bekriegte Appenzell, auch die mit dem Ländchen einst noch befreundeten Städte und Oesterreich zogen gegen dasselbe mit größeren Heermassen ins Feld und fruchtlos vermittelten die Eidgenossen. Nicht nur in kleineren Gefechten, auch in den größeren und entscheidenden Kämpfen von Bögelsäck und am Stoß siegten die schon kriegsgewohnten Appenzeller und weit umher trugen sie burgenbrechend und verwüstend ihr siegreiches Schwert, einerseits sogar bis nach Konstanz, andererseits bis nach Bregenz hin. Die Folge davon war schließlich (1408) die Aufnahme Appenzells in das Landrecht der Eidgenossen, welche es 44 Jahre später als ihren zugewandten Ort anerkannten und zu schirmen versprachen.

Seitdem stand es, fast selbstständig da; wenigstens konnten die Ansprüche des Abts von St. Gallen nur zum kleinsten Theil noch geltend gemacht werden. Treu hielt Appenzell zu den Eidgenossen, an deren Kämpfen es oft theilnahm; Appenzeller stritten in den Burgunder-Kriegen auf den Schlachtfeldern von Hericourt, Grandson, Murten und Nancy, in Italien in den blutigen Schlachten von Novara, im Schwabekrieg zu Luziensteig und Hard, zu Frastenz und im Schwaderloch. Nachdem das Ländchen am 13. December 1513 förmlich unter die freien Orte der Eidgenossenschaft aufgenommen worden war, mußte endlich seine Unabhängigkeit allseitig anerkannt werden und schien sein innerer Frieden gesichert. Aber die Reformation zog Appenzell in neue Stürme hinein. Ein Theil des Landes, derjenige, welcher zum Appsteingebirge ansteigt, erklärte sich für die alte, der übrige, größere Theil für die neue Lehre. Die Folge davon waren heftige innere Differenzen, welche sogar oft in blutige Kämpfe auszubrechen drohten,

bis endlich im Jahre 1597 die Theilung des Landes in die katholischen inneren und die reformirten äußeren Rhoden, in zwei Halbkantone zu Stande kam.

Ueber die Folgezeit können wir schnell hinweggehen. Das ganze siebzehnte Jahrhundert weist keine tiefbewegenden Ereignisse auf und was die inneren Parteikämpfe von 1732 betrifft, so konnten sie zwei Jahre später glücklich beigelegt werden. Erst das Jahr 1798 ward wieder folgenreich. Die französische Revolution wirkte auch im kleinen Ländchen am Fuß des Alpstein tief ein; Streitigkeiten zwischen den Anhängern der Freiheit und Gleichheit und denjenigen des alten Systems brachen aus, es kam zu Volksversammlungen und blutigen Auftritten, die alte Verfassung ward aufgehoben und nachdem französische Truppen bis zur Stadt St. Gallen vorgedrungen waren, der Kanton Säntis als Glied der einigen helvetischen Republik gebildet. Indes bestand er nur wenige Jahre; die Mediations-Acte stellte schließlich die kantonale Selbstständigkeit her und im Jahre 1813 nach Napoleons vollständiger Besiegung wurden auch hier sogar die früheren Zustände vollständig ins Leben zurückgerufen. Seitdem haben indes theilweise Verfassungs-Revisionen, welche indes das Grundprincip nicht antasten durften, im liberalen Sinne stattgefunden und wenn auch Innerrhoden in Folge religiöser und politische Bedenken der fortschreitenden Entwicklung bis zur neuesten Zeit fast immer kühl und mitunter sogar feindselig gegenüber trat, so hat doch das größere Außerrhoden das Seinige mit Ernst und Eifer gethan, um die Revision der Bundesverfassung der Schweiz zu fördern und im Verein mit den größeren Kantonen schließlich zum Endziel führen zu helfen.

Die Größe des Kantons Appenzell mag ungefähr 10 Quadratmeilen betragen, von denen etwa zwei Drittel auf den breiten südlichen, ein Drittel auf den schmalen nördlichen Theil fallen. Dort erhebt sich wild und rauh das hohe Alpsteingebirge, welches der Kalksteinformation angehört, die Mitte des Kantons füllen niedrigere Nagelfluhketten und Kuppen, durchschnitten von Tobeln und breiteren Thalgeländen, aus und gegen den Bodensee hin sinken Sandsteinhügel ab. Während im Gebirgsstock kahle, graue Spitzen mit Geröll umlagert und zum Theil mit Schnee bedeckt emporstarren und zwischen ihnen grüne Alpen und blaue einsame Seebecken liegen, ist der übrige hügelige Theil des Ländchens mit frischen Weiden, wenigen fruchtbaren Aeckern und kleinen Wäldchen, welche hie und da bis an die zahlreichen kleinen Bäche hinabsteigen, anmuthig bedeckt. Wenige Stunden trennen Districte, die auf den ersten Blick an das Hochgebirge mahnen, von andern, welche fern von demselben zu liegen scheinen. Das Schönste im Gebirge aber sind die stillen, melancholischen, von nackten Felswänden eingeschlossenen Seen, das Anmuthigste draußen die nach uralter alemannischer Sitte zerstreuten grauen Holzhäuschen umgeben von frischen Wiesengeländen, auf denen schönes Vieh weidet, und von kleinen wohlgepflegten Obst- und Blumengärtchen.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts spielte wie in Inner-, so auch in Außerrhoden die Viehzucht die erste Rolle; fast nirgends waren ausgedehntere Aecker vorhanden und nur einbrechende Nothjahre trieben von Zeit zu Zeit zum Anbau des Bodens. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts sömmernten auf den Alpen Innerrhodens gegen 15,000 Stück Rindvieh und in Außerrhoden nährten sich nicht weniger auf den üppigen Weiden. Es waren, wie noch heut, schöne schwarzbraune Kühe von mittlerer Größe mit dickem Kopf, kurzen Hörnern und kurzen Füßen, eine der andern so gleich, daß sie sich kaum von einander unterscheiden ließen. Später dehnte sich namentlich in Außerrhoden der Ackerbau aus, indeß ist er noch immer unbedeutend zu nennen, denn in der Regel ist der Boden so fest, daß er sich nur schwer bearbeiten läßt. Dagegen hat die Industrie in Appenzell eine gute Stätte gefunden. Schon im sechszehnten Jahrhundert dehnte sich von St. Gallen her die Leinenweberei über das Ländchen aus und bald gab es Weber, welche alljährlich hunderte von Stücken zu liefern vermochten. Und dabei lieferte man die feinsten Fäden; aus einem Pfund Flachs wußte man einen Faden von 200,000 Ellen Länge zu spinnen. Später, um das Jahr 1760 herum, ward auch Baumwolle verarbeitet und aus kleinen Anfängen entwickelte sich bald ein bedeutender Industriezweig, der gegenwärtig Appenzell in Beziehung zu allen, selbst den fernsten, Ländern setzt, die Fabrikation von Mouffelin und die Stickerei feiner Baumwollentoffe. Nicht nur in großen Mengen und sehr verschiedenartigem Geschmack werden diese Gegenstände geliefert: die Industrie-Ausstellung in London vom Jahre 1851 hat auch Stickereien vorgeführt, welche von bestem Geschmack und unendlicher Ausdauer zeugten, theilweise selbst hohen Kunstwerth darlegten und nirgends in ähnlicher Vollkommenheit hergestellt werden können.

Appenzell zählt im Ganzen etwa 54000 Seelen, weit mehr als das Doppelte der Bevölkerung, welche es einst bei der Landestheilung im Jahre 1597 besaß. Das hat die Industrie namentlich von Außerrhoden bewirkt, denn Innerrhoden vermag mit ihm noch heut in gewerblicher Thätigkeit nicht zu rivalisiren und nur die Stickerei ist auch hier weit verbreitet. Was den Charakter der Bevölkerung betrifft, so unterscheiden sich beide Halbkantone wesentlich; Religion, althergebrachte Sitten und Hauptbeschäftigung mögen das bewirkt haben. Der Innerrhodener ist immer konservativ gewesen; nur ungern und gezwungen hat er durch die Zeit auf sich wirken lassen und auch dann, wenn es geschah, suchte er so viel als möglich von dem Althergebrachten zu konserviren. Vorzugsweise Hirt, hat er keine großen Bedürfnisse; an das stille, beschauliche Leben auf den Alpen gewöhnt, erhebt er nur geringe Ansprüche an das Leben; es genügt ihm, wenn ihm das tägliche Brod nicht mangelt, und nichts kann ihn bewegen, feinere Genüsse durch angestrengte und unruhige Arbeit zu erkaufen. Bei diesem Volks-

Charakter begreift es sich, daß die Stickerei in Innerrhoden Boden finden konnte; die stille, ruhige, häusliche, aber freilich auch unermüdliche Ausdauer und Sorgfalt fordernde Arbeit mußte dem Völkchen zusagen und konnte selbst den männlichen Theil anlocken, zur Winterzeit, wenn das Vieh im Stall steht und weniger Aufsicht bedarf, den Weibern und Töchtern bei ihrer Arbeit hilfreich zur Hand zu gehen. In religiöser Hinsicht, wie in politischer, ist der Innerrhodener stets conservativ gewesen; fest hält er an dem alten Glauben und während des Sonderbund-Krieges sympathisirte er mit den Urkantonen. Ganz anders der frische, lebhaftere, rasch handelnde, beweglichere Außerrhodener, der den Wohlstand liebt und ihn deshalb zu erringen strebt. Während jener seinen Blick nur auf seine nächsten Kreise lenkt, schaut jener weit hinaus und verknüpft durch seine Speculationen die fernsten Welttheile mit der kleinen, fast unbekanntem Heimath. Wie er sich bald der Reformation anschloß, so scheute er auch später das Neue nicht; nur suchte er freilich stets seine Selbstständigkeit und Freiheit zu wahren. Dennoch stammen beide von denselben Ahnen ab; in beiden ist ein tüchtiger, echtdeutscher Kern vorhanden, beide zeichnen sich durch Verstand und Geistesgegenwart aus und ihr schlagender Wit ist in der ganzen Schweiz bekannt und berühmt, ebenso aber auch ihre Lebenslust und ihre Neugierde, die freilich bei ihrer Gemüthlichkeit nicht leicht jemand zur Last fällt.

Appenzell hat, seinem Charakter getreu, auch nicht eine einzige Stadt, sondern nur wenige Flecken und eine Anzahl von Dorfschaften, deren Häuser nicht selten weit umher an Abhängen und auf Höhen zerstreut liegen. Namentlich in Außerrhoden sind im letzten Jahrhundert viele schöne und zwar auch steinerne Gebäude entstanden und selbst in Innerrhoden hat die modernere Bauart bereits vielfach Eingang gefunden; indeß treten doch die alten Häuser, welche das siebzehnte Jahrhundert und noch frühere Zeiten schufen, noch immer nicht selten auf. Damals waren die Häuser nur klein und beschränkt, die Zimmer niedrig und enge. Etwa zwei Fuß über dem Boden erhob sich das steinerne Fundament, das einen niedrigen Keller umschloß. Eine Scheidewand pfliegte diesen in eine südliche Hälfte, die Webstube, und eine nördliche, den Aufbewahrungsort für alle Vorräthe, zu trennen. Ueber dem Keller erhob sich das eigentliche Haus, dessen Wände aus Holzblöcken und Balken, welche an den Ecken durch Zapfen verbunden waren, bestanden. Der erste Stock enthielt die Küche, die Nebenammer und vor allen Dingen auf der Südseite die Stube, aus der eine Fallthüre in den Keller führte, der zweite Stock mehrere Kammern, welche als Schlafstuben dienen konnten, und über demselben lag unter der Dachstuhl noch die Dachkammer. Das Dach sprang weit über das Haus vor und war mit Schindeln gedeckt, mit denen auch oft die Außenwände des Hauses an den Wind- und Wetterseiten bekleidet waren. So

gewährte das Ganze freilich häufig keinen sehr freundlichen Anblick; aber es war hinreichend wohnlich und ganz ausreichend für die geringen Bedürfnisse seiner Bewohner, die ihr graues Holzhaus nicht leicht mit einem kalten Steinhaus, wie es die Romanen lieben, vertauscht hätten.

Kein anmuthigerer, interessanterer Weg führt aus dem Kanton St. Gallen in seine Enclave, das Appenzell, als der Bergpfad von Wildhaus über die pflanzenreiche Kraxalp nach Weißbad. Langsam sind wir zur Pashöhe hinaufgestiegen und erreichen endlich zwischen Schafberg und Altmann zur Linken, Gulmen und Jurglen zur Rechten die Pashöhe. Zu unsern Füßen liegt die Fählenalp mit dem Fählensee und weiter abwärts die Säntisalp, welche vom höchsten Alpsteingipfel ihren Namen entlehnt. Seitwärts trauert einsam in schauriger Umgebung das jagenreiche wilde Seelein, in dessen angeblich unergründlicher Tiefe große seltsame Fische haufen sollen. Wir steigen steil abwärts über nacktes Geröll und erreichen das romantische Fählen-Thälchen, das von Bergen eingeschlossen ist. In der Mitte desselben ruht der friedliche, lang hingestreckte Fählensee, an dessen Felsbord seltene Alpenpflanzen wachsen. An seinem nördlichen Rande führt der Pfad vorüber und wunderbar läßt das Echo den Jodelruf des Hirten, dem wir begegnen, sich wiederholen. Ueber eine Thalstufe hinweg durch eine enge steinige Schlucht erreichen wir den oberen Theil der Säntisalp, der den Rheinthälern gehört. Daß Landamann Sutter aus Gonten ihn seinen Landsleuten fruchtlos zu erwerben trachtete, brachte den angesehenen und hochgeachteten Mann um seine Popularität und sein Leben; im Jahr 1784 büßte er, nachdem ihn seine Feinde gestürzt hatten, seinen Eifer mit dem Tode auf dem Schaffot. Einst gehörte das ganze Alpenthal den Aebten von St. Gallen. Auch das Säntisthal hat seinen See. Schmal, aber fast eine Stunde lang stoßen seine grünen Ufer ebenfalls an hohe felsige Wände, welche einerseits gegen den Säntis, andererseits gegen den Bergzug, der im Rheinthal fußt, emporsteigen. Von geringer Tiefe und ohne sichtbaren Abfluß trocknet das freundliche aber dunkelgrüne Wasser in manchen Jahren fast aus; aber die Sage läßt sich dadurch nicht abhalten, von seiner Unergründlichkeit zu sprechen. So wenig thatsächlicher Wahrheit bedarf sie für ihre Erzählungen, die sie von andern Lokalitäten her überträgt. Jenseits des Sees, den ein natürlicher Damm abschließt, beginnt eine rauhe mit Trümmern bedeckte Gegend, welche in dem schauerlichen, unwirthlichen Brülltobel, dessen walbige Felsklüfte der Brüllbach durchrauscht, ausläuft. Auf holprigem Wege wandern wir wohl eine Viertelstunde abwärts, aber plötzlich sehen wir uns für unsere Ausdauer reichlich be-

lohnt, denn vor uns liegt das einsame aber malerischhangelagerte Dörfchen Brüllisau inmitten feiner, vom Bach bespülten prächtiggrünen Matten, aus denen sich das freundliche Kirchlein erhebt.

Von der Kraxalphöhe sind wir hinabgewandert ins Thal; wer aber den Schwindel nicht zu fürchten hat, ein kühnes Herz im Busen trägt und gefahrvolle Bergreisen liebt, der mag es wohl auch wagen, am wilden See vorüber den Altmann oder Alten Mann zu besteigen. Durch verwitterte zackige Felsen, an Schneelagern in kesselartigen Vertiefungen vorüber, durch enge, faminartige Schluchten welche steil ansteigen, und über schmale Gräte, die auf beiden Seiten in fürchterliche Tiefen abfallen und nur „reitend“ überschritten werden können, gelangt er schließlich nach mehreren mühseligen Stunden auf die kleine Gipfelfläche, welche etwa 7500 Fuß über dem Meere liegt. Von hier aus genießt er eine prachtvolle Aussicht auf die Kantone Appenzell, St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen, den Bodensee, einen großen Theil des süddeutschen Grenzlandes, die Thäler von Glarus und den mächtigen Alpenkranz, der im Boralberg beginnend, sich über den Rhätikon in Bündten und die Gipfel des St. Galler Oberlandes, von Glarus, Schwyz, Uri und Unterwalden bis an die gewaltigen Bergriesen Berns erstreckt.

Weit weniger beschwerlich und ganz gefahrlos ist ein anderer Höhenweg, welcher vom Dorfe Brüllisau selbst abgeht und auf den Hohenkasten und den Ramor führt, deren weite Aussicht wir bereits bei der Beschreibung des St. Gallischen Rheinthal geschildert haben. Liebliche Blicke bietend schlängelt er sich in angenehmen Windungen zu den Hütten an der Abdachung des Ramor empor bis zu einem Häuschen hin, wo der Wanderer Erquickungen findet, und wendet sich darauf steil empor zu dem Sattel, der die geschwisterlichen Berggipfel verbindet. Schon hier überrascht uns ein weites herrliches Panorama; tief unten streckt sich das Rheinthal hin und jenseits desselben streben die Hochgebirgs-Kuppen Bündtens und Tyrols mächtig empor. Aber mit jedem Schritt weiter auf lustigen Pfad dehnt es sich von West und Nord weiter aus und bietet endlich das herrliche Rundgemälde, das einen großen Theil der Schweiz umfaßt und das dem Hohenkasten den Namen des Appenzeller Nigi mit Recht erworben hat.

Sanft abwärts wandernd gelangen wir in einer halben Stunde von Brüllisau, wohin wir zurückkehren müssen, nach dem Weißbad, dem vielbesuchten Kurort und dem Vereinigungspunkt dreier Alpenthäler, deren Bäche hier den Hauptbach des Kantons, die Sitter, bilden. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erst ist das Bad in weiteren Kreisen bekannt, obwohl die kalte Heilquelle auf der nahen Wiese schon seit langer Zeit als heilsam bei Fiebern, äußeren Schäden und Rheuma gilt und auch der Weißbach oft zu Bädern benützt wird. Gegenwärtig ist Weißbad hauptsächlich Luft- und Molkentkurort und hunderte von Fremden, meist deutschen

Gästen, nehmen im Bade selbst, im nahen Schwendi und zu Appenzell der Kur in Weißbad wegen für Wochen ihren Aufenthalt. Das Kurhaus ist wohnlich, gut eingerichtet und ziemlich ausgedehnt und besteht aus einem langen hölzernen Hauptgebäude mit zwei Flügeln, welche einen geräumigen, mit Verkaufsbuden besetzten Hofplatz umschließen, auf dem sich an Sonn- und Festtagen Schaaren fröhlicher Landleute zusammenfinden.

So kräftig die Wolken sein mögen, welche der Gebirgssenne jeden Morgen frisch in das Weißbad bringt, so gute Wirkungen sich für die Gesundheit von den kalten Bädern im Bach erwarten lassen und so mild die Luft ist, welche wir athmen: was nach Weißbad die meisten Touristen lockt, das sind die herrlichen Spaziergänge, welche es nach allen Seiten hin bietet, vor allen die Gegend am Wildkirchli und die Ebenalp. Schon der Anfang des Weges ist anmuthig. Langsam steigen wir durch schönen Wiesenrund an einem Hügel, von dem wir in das Sitterthal blicken, aufwärts und schreiten über Wiesen und Alpen- gelände fort, bis wir die nackte schroffe Felswand des Berges erreichen. Schmal, schnellansteigend, aber gefahrlos zieht der Pfad an ihr hin und bald blicken wir in den Hintergrund des kleinen Seealpthals, in dem der friedliche dunkelgrün schimmernde Seealpfsee von grünen Alpgründen umzogen lagert. Immer mehr steigen wir aufwärts; endlich aber haben wir eine kleine Sommerwirthschaft hinter uns und erreichen das weltbekannte Wirthshaus im Aescher, das an der südlichen Abdachung des Berges angeklebt scheint, den ersehnten Ruheort aller Wanderer. Tief unter uns liegt jetzt das Seealpthal mit seinem See, während an der steilen Halde jenseits des Thals ein schmaler Fußpfad thurmhoch über schroffe und nackte Felswände nach der herrlichen Meglisalp führt, deren schwarze Hütten wir in der Ferne erblicken. Ueber denselben und über dem Thalgrund erheben sich die grauen, zerklüfteten Kuppen des Altmann, des Mesmer und des Säntis, dessen schimmernden Gletscher die Sonne beleuchtet. Doch wir dürfen nicht lange rasten. Wir steigen weiter empor und folgen dem Pfad, der sich ostwärts an der steil aufstrebenden Felswand hinzieht und so schmal ist, daß er gegen den Abgrund hin durch einen niedrigen Zaun gesichert, an einer Stelle sogar durch eine hölzerne Brücke über einen 186 Fuß tiefe Abgrund ersetzt werden mußte. In wenigen Minuten haben wir von hier aus um eine Felsenecke biegend das Wildkirchli erreicht.

Drei weite Grotten liegen vor uns. In der einen steht das sogenannte Bruderhäuschen, eine schon ziemlich alte Hütte, welche lange Zeit hindurch von einem Einsiedler bewohnt ward, in der zweiten befindet sich ein Altar, während die dunkle dritte nur als Keller benutzt wird. Schon vor der Reformation wohnte in den Grotten in stiller Zurückgezogenheit ein Mönch und im Jahre 1610 befand sich in ihnen ein Kapellchen und ein Altar, zu denen aus allen Theilen des Landes zahlreiche Wallfahrten gemacht wurden. Aber erst 1656 wurden sie in weiteren

Kreisen bekannt, als Ullmann, Pfarrer von Appenzell, sein Amt aufgab, sich für immer in der Felseneinde niederließ und eine Einsiedelei erbaute, welche wenige Jahre später, nachdem ein Brand sie zerstört hatte, erneuert ward. Das Kapellchen, welches sich weit ins Land schauend seitwärts auf einem Felsenvorsprunge erhebt, ist dem Erzengel St. Michael geweiht und alljährlich wandern die Innerrhodener zu ihm, um eine feierliche Messe anzuhören und darauf ein Hirtenfest auf der nahen Ebenalp zu feiern. Der letzte Einsiedler, der den Fremden als Wirth und Führer zu dienen pflegte, starb im Jahre 1853 in Folge eines Sturzes in die fürchterliche Tiefe. Das Wildkirchli ist ein Punkt, wie es an romantischer Schönheit keinen zweiten in der Schweiz giebt. Gewaltig steigt die starre, graue Felswand empor und vor ihr liegt in schwindelnder Tiefe die grüne Bodmenalp; aber dennoch hat der Mensch an ihr eine Stätte zu finden gewußt, wo er eine Wohnstätte neben einem kleinen Tempel der Gottesverehrung zu gründen vermochte, dessen helle Glockentöne am Morgen wie am Abend die Hirten weit umher zum Gebet rufen. Doch das ist nicht Alles. Kaum stehen wir vor der dunklen Höhle, so öffnet sich vor uns ein prachtvoller Blick auf das Thal und das Gebirge. Gegen Nordost breitet sich das freundliche Appenzeller Ländchen mit seinen auseinandergelegten Ortschaften aus, gegen Osten steigen majestätisch Ramor und Hohenkasten auf, an deren Fuß über dem Bärenbach auf grünem Vorsprunge das Kirchlein von Brüllifau uns grüßt, im Süden jenseits des grünen Alpthals aber erheben sich die Spigen und Kuppen der Berge in langer Reihe und im schönsten Formenwechsel. Und wenn wir auch nicht mit Zschöcke einverstanden sind, der das Wildkirchli „einen Roman, mitten in die Alpen hineingebaut, abenteuerlich und seltsam“ nennt, so fühlen wir uns doch in einer fremden Welt, die, weil sie schön und hochpoetisch ist, uns mächtig anzieht und gemüthlich anheimelt, wie eine Tradition aus alter, längst dahingeschwundener Zeit.

Doch unser Führer, dessen Gewand von braunem haarigen Wollentuch die Darstellung des Eremiten ermöglicht, steht mit der Fackel vor uns, wir müssen weiter wandern. Schweigend treten wir in eine geräumige, zweihundert Schritte lange Grotte hinter dem Bruderhäuschen, deren dunkle Wände das gelbe Licht schwach beleuchtet. Bald haben wir sie durchschritten; eine Thür wird geöffnet, wir treten ins Freie hinaus und stehen an einem fürchterlichem Abgrunde, an dessen Rande hohe steinerne Stufen in kurzer Zeit hinauf auf die blumenreiche Ebenalp leiten. Ein Alpler hat sich dort angebaut, der uns freundlich aufnimmt. Nahe bei seinem Sennhäuschen erreichen wir die höchste Spitze der Alp. Ein weites Gebirgspanorama liegt auch hier wieder vor uns. Südlich zu den Füßen der steilen, gewaltigen Felswand ruht das anmuthige, stille Seealpthal mit seinem kleinen See und jenseits desselben steigen Alpen und Felsköpfe empor; westlich blickt der breite, pyramidalisch zugespitzte Säntis über den grünen Gipfel des Schäfler

zu uns herüber; im Norden schauen wir zwischen Schäfler und Ebenalp auf die Alp Garten hinab und weiterhin breiten sich Theile des Kantons Appenzell, St. Gallen, Thurgau und der Bodensee aus, im Osten aber zeigen sich hinter dem Rheinthal die Hochalpen Borarlbergs, Spitze dicht an Spitze gedrängt.

So einsam die Ebenalp gewöhnlich zu sein pflegt, wenn nicht Fremde sie betreten: am Tage des Alpenfestes zeigt sich auf ihr buntes lustiges Treiben und Menschengewirr. Vielleicht schon in uralter Zeit mögen ähnliche Feste hier stattgefunden haben, denn andere fernsichtige Höhen wurden in allen Gebirgsländern in heidnischer Zeit an bestimmten Jahrestagen vom Volke häufig besucht, welches dort in fröhlicher Feier dem höchsten Gotte diente. Was Gregor von Tours vom Berg Helanus erzählt, daß die Landleute sich auf ihm versammelten, Speisen heranzführten, Thiere schlachteten und drei Tage schmauseten, scheint auch auf dem Pilatus, dem Netli, der Gyslfluh geschehen zu sein und vielleicht waren einst Ebenalp und Kronberg die heiligen Berge des Appenzeller Landes. In diesem kaum unwahrscheinlichen Fall wäre das heitere Äplerfest ein schwacher Rest der früheren religiösen Festfeier, welche in christlicher Zeit wie viele andere nach und nach ihren ursprünglichen Charakter einbüßte, und zum gewöhnlichen Volksfest ward.

Wer von der Ebenalp aus noch weiter wandern will, mag nach der Alp Garten und von dort nach Alp Tauenen hinab steigen. Ein dichter Wald, den selten menschliche Füße durchirrt, ein „Urwald“, bedeckt hier ein kleines Hochthal und in demselben rauscht der prächtige bis jetzt kaum bekannte Leuenfall, der zuerst gegen 80 Fuß hoch über einen Felsen hinweg in weitem Bogen in das steinige Bett hinabbraust, weiter unten aber durch das von Tannen umschattete Thal mit sanftem Rauschen langsamer abwärts strömt.

Ein anderer anmuthiger Weg führt am südlichen Abhang des Schäfler über die fruchtbare Altenalp nach dem Seealpthal. Auf der Altenalp befinden sich zwei merkwürdige Höhlen, das hundert Schritte lange schwer zugängliche Ziegerloch, dessen Wände mit Mondmilch bedeckt sind und das sogenannte Wetterloch, dem eine wasserreiche Quelle entströmt. Wie aus jenem weitbekannten Wetterloch am Ramor sollen aus ihm oft schwere Unwetter hervorgegangen sein, indeß hat es seinen Namen wohl eher davon, daß man in ihm Schutz vor dem Unwetter finden kann. In seiner Tiefe ruht der kleine aber wunderbar schöne See, an dessen Ufer die Kurgäste von Weißbad zu wallfahrten pflegen. Ein klarer Bach entströmt ihm, der sofort einen prachtvollen Katarakt bildet; ein anderer Wasserfall stäubt am Abhange der Gloggern in die Tiefe. Rings umher liegen schöne, grüne, von munterm Vieh belebte Weiden, von denen wir in einer Stunde etwa über Kaulbett, Auen und das Dörfchen Schwendi auf gangbarem Pfade nach Weißbad gelangen können.

Weit interessanter noch, aber auch schwieriger und anstrengender als die Wanderung zum Wildkirchli, auf die Ebenalp und ins Seealpthal ist die Besteigung des allbekanntesten Säntis, des höchsten Gipfels des Appsteingebirges, des ersten Berges, dessen Schneehaupt den von Deutschland her über den Bodensee kommenden Alpenwanderer grüßt. Mehrere Pfade führen auf ihn, zwei von Weisbad aus, ein dritter, der bei Urnäsch und endlich ein vierter, welcher bei St. Johann im Toggenburg beginnt. Wir aber schlagen den besuchtesten ein, der von Weisbad uns über den Ragensteig leitet. Schnell durchschreiten wir das Dörfchen Schwendi und wandern fast eben über Auen zum Ragensteig vom südlichen Fuß des Appsteigels. Hier beginnt der Weg zu steigen, und hinter Groß- und Kleinhütten wird der schmale Bergpfad bald ebenso interessant als schauerlich. Links steigen die fahlen, senkrechten Felswände des Marwies empor, rechts liegt in graufiger Tiefe das Seealpthal mit seinem tiefgrünen See, in dessen klarer Fluth die Halden und Felswände sich spiegeln. Unser Weg leitet uns zunächst zur Meglisalp, deren Semendörfchen 4650 Fuß über dem Meere wir von Weisbad aus in drei starken Stunden erreichen. Schon im elften Jahrhundert in Urkunden genannt, ist sie reich an schönen und seltenen Pflanzen und merkwürdigen Petrefacten. Wer seinen Kräften nicht zuviel zutrauen mag oder am frühen Morgen, wenn die Sonne emporsteigt, auf dem Gipfel sein will, pflegt beim Alpmeister auf Meglisalp zu übernachten.

Wir haben bergansteigend Meglisalp verlassen und überschreiten bald mühelos die sogenannte Milchgrube, ein kleines flaches Schneefeld, in dessen Seite sich die tiefen Abgründe „Kellen“ befinden. Höher hinauf liegt in 6750 Fuß Meereshöhe zwischen Hofmaad und Mesmer der Einschnitt der Wagenluke, in dem sich viele Versteinerungen finden. Die Gegend umher ist großartig und schauerlich wild; seltsam gestaltete, tief gezackte Felsen auf beiden Seiten umschließen schreckliche Abgründe, mit denen nur der mild freundliche obere Theil des Seealpthals contrastirt. Hier, an der Wagenluke, betreten wir den „großen Schnee,“ ein mächtiges Schneefeld, das sich eine Stunde lang bis zum Grat des Berges hinaufzieht. Mühsam, mitunter durch den Schneeglanz fast geblendet, schreiten wir vorwärts; endlich haben wir den Schnee hinter uns und steigen nun über hohe, verwitterte Steinplatten und kantiges Geröll neben dem Grate zur nackten Felspyramide des Säntisgipfels empor, an welchen die Grenzen dreier Kantone zusammenlaufen.

Der Säntis oder hohe Mesmer ist gegen 7700 Fuß hoch und der mächtigste jener Schweizerberge, welche nicht mit der Alpenkette zusammenhängen; von seinem nächsten nördlichen Nachbar, dem Gyrenspiz, trennt ihn ein kleiner, unvollkommener Gletscher, der „blaue Schnee“ genannt. Da er fern von den Alpen liegt und alle Nebenberge überragt, so hat er eine außerordentlich weite, kaum von einem andern Gipfel erreichte Aussicht. Im Süden und Südosten überblickt er die ungeheure

Alpenkette von den Berner Oberländer Gebirgen an bis nach Vorarlberg hin; die Schneehäupter von Unterwalden, Uri, Schwyz, Glarus, Bündten, Tyrol liegen vor ihm ausgebreitet da und selbst Berggruppen, wie der Sceaplana, der Selvetta, die Liznerspize, die Bernina-Berge, der Umbrail und Biz Linard lassen sich von ihm aus noch deutlich erkennen. Im Osten lagern die wilden zerrissenen Appenzeller Berge, die hohe Niedere, die Wagenlucke, die Hängeten, die beiden Mesmer, der Alte Mann und Andere und die zwischen sie eingeschobenen schmalen Thäler, von denen das Bärenthal mit dunklem Urwald bedeckt ist; im Westen und Norden aber breitet sich das flachere Land, das untere Toggenburg, die Kantone Zürich, Thurgau, Schaffhausen, St. Gallen, Appenzell, der Bodensee und jenseits des letzteren Baden und Württemberg aus. Möchte es daher Niemand verjäumen, den alten Bergriesen zu besteigen, der freilich comfortable, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Hotels, Bergpferde und Sänfenträger nicht zu bieten vermag, der aber alle Mühseligkeiten durch reineren, ungestörten Genuß doppelt zu vergüten vermag.

Die Spitze des Säntis ist so groß, daß eine ansehnliche Gesellschaft darauf Platz finden kann, aber kahl und fast pflanzenlos; eine kleine Pyramide von Steinbrocken, ein sogenanntes Steinmannli, bezeichnet sie als oft bestiegen. Schon im Jahre 1829 wurde von ihr durch Studer in Bern ein Panorama aufgenommen und im Jahre 1832 stellte von hier aus Ingenieur Buchwalder mit einem Gehülfen Namens Gobat trigonometrische Messungen an. Dabei wurden beide eines Tages von einem fürchterlichen Gewitter überfallen und von einem Blitzstrahl getroffen; Gobat blieb auf der Stelle todt, aber Buchwalder erwachte nach einiger Zeit wieder aus der Betäubung und gelangte nach einer gefährvollen Wanderung während Nebel, Regen und Sturm glücklich und unverletzt nach St. Johann. Wie es häufig geschieht, hatte die Bergspitze die Blitze an sich gezogen, die Gewitterwolken um sich gesammelt.

Auf dem Rückweg nach Weißbad wandern wir bis zur Wagenlucke zurück und wenden uns hier zu einer jähren Schneewand, auf welcher wir, den hülfreichen Alpstock brauchend, gefahrlos zu einer Sennhütte auf den „Sprüngen“ hinuntergleiten. Die nächste Alp ist die felsige Weide Obermesmer, auf der zwar die kräftigsten Futterkräuter wachsen, welche aber so außerordentlich den Winden ausgesetzt ist, daß die Sennen seltsam vorsichtig im Herbst vor ihrer Rückkehr ins Thal die Dächer von den Hütten nehmen, damit sie nicht durch den Sturm zerstört werden. Von hier wandern wir stets absteigend über die Niedere und den Mutschelberg zu dem einzelnstehenden, dreihundert Fuß hohen Felsen Dehrl, dessen Besteigung seiner kahlen Wände wegen bisher noch stets fruchtlos versucht worden ist. An seinem südlichen Abhange befindet sich, von seltsam gestalteten Felsenmassen umgeben, das sogenannte hintere Dehrl, in welchem in fetter, mergelartiger, gelb-

rother Erde sich schöne Bergkrystalle, sogenannte Schweizerdiamanten, finden, welche geschliffen einen Glanz und ein so merkwürdiges Farbenspiel erhalten, daß sie mit echten Diamanten verwechselt werden können und sich nur dadurch unterscheiden, daß sie weit weniger hart sind. In der Regel haben sie nur Kirschkerngröße. Außerdem werden Versteinerungen sehr verschiedener Art, Ammoniten, Nautiliten, Terebratuliten, Belemniten, u. s. w. in großer Zahl gefunden. Sehenswerth ist hinter der Dehrli-Grub ein Felsenkessel; in welchem sich drei kleine Bäche stürzen. Von hier steigen wir bei dem steilen Abhang Lüzlisalp, von dem im vorigen Jahrhundert eine ganze Alp in die Tiefe rutschte, nach dem einsamen Seealpthal hinab und wandern schnelleren Schrittes, aber gewiß vollkommen befriedigt nach Weißbad zurück, um es endlich ganz zu verlassen.

Der Weg von Weißbad nach Appenzell ist eine freundliche Promenade, die vorzugsweise von den Kurgästen besucht wird. Im Schatten belaubter Bäume der rauschenden Sitter folgend und sie überschreitend führt er an hübschen Kur- und Gasthäusern vorüber. Weit und weiter wird das Thal; wir kommen zur kleinen St. Anna Kapelle und erreichen bald den Flecken Appenzell, die alte Zelle des St. Galler Abtes, welche einst dem ganzen bisher unbenannten Ländchen den Namen gab.

Ursprünglich wird auf der Stelle des Fleckens dichter Wald gewesen sein, denn der erste menschliche Anbau führt den Namen Neugereut, der auf Waldrodung hindeutet. Nach und nach hob sich der Ort; im Jahre 1402 war er schon so bedeutend geworden, daß man ihn als Hauptort des Kantons betrachten durfte; Handel und Gewerbe blühten und namentlich die Leinwandfabrikation beschäftigte viele Hände. Aber die Theilung des Ländchens in zwei Halbkantone störte den Aufschwung; Außerrhoden suchte anderwo seinen Mittelpunkt, und außerdem dehnte St. Gallen als Stätte der Industrie seinen Einfluß weiter und weiter aus. Nur die Badeanstalten von Weißbad und Gonten beleben ihn noch in den Sommermonaten; so freundlich der Flecken am Fuß der alpenreichen Berge inmitten grüner Matten und sonniger Halden liegt: er selbst zieht nur Wenige an, denn sein geschäftlicher Verkehr ist schwach geworden, und für den Touristen bietet er nichts, was ihn zum Verweilen einladen könnte.

Von den Gebäuden des Ortes, der zum großen Theil aus durch das Alter geschwärzten Holzhäusern besteht, ist die Heiligkreuz-Kapelle durch ihr Alter merkwürdig; sie gilt mit Recht als die älteste des Kantons. Die Hauptkirche, an der Sitter gelegen und die Mutterkirche des ganzen Kantons, stammt zwar ebenfalls aus dem Mittelalter, aber bei ihrem Ausbau im Jahre 1824 wurden nur das sehenswerthe Chor und der Thurm unverändert erhalten. Außer der kostbar verzierten Kanzel, mehreren Deckengemälden und dem schönen Taufstein fallen die Abbildungen der zahlreichen eroberten Banner auf, welche sich früher in der Kirche



J. Rohbock del.

A. Frey sculp.

APPENZELL.

(Appenzell)

selbst befanden, jetzt aber im Landesarchiv sorgsam aufbewahrt werden, merkwürdige Zeugen der ruhmvollen und siegreichen Kämpfe, welche appenzeller Krieger zum Theil auf dem fremden Boden Italiens durchfochten. Auf dem Friedhof findet sich eine jener düstern Todtenkapellen, die jetzt nur noch an einzelnen katholischen Orten bemerkt werden, eine reiche Sammelstätte menschlicher Schädel, welche mit dem Namen und Stand ihrer einstigen Besitzer prunken. Außerdem sind von Gebäuden noch zwei Klöster, das Rathhaus, das Zeughaus und andere dem Kanton gehörige Gebäude vorhanden; sie zeichnen sich indeß weder durch Schönheit noch durch Größe aus. Von dem Gemeindeplatz ist leider jetzt die prachtvolle alte Linde verschwunden, in deren Nähe Jahrhunderte hindurch bald die Landsgemeinden abgehalten, bald heitere Volksbelustigungen veranstaltet wurden; ein Sturm hat sie gebrochen. Einst blickte nahe bei Appenzell nördlich vom Ort von einem Felsenfegeln die feste bischöfliche Burg Clanz in das Sitterthal hinab; zweimal durch die Appenzeller, die von ihr bedroht und bedrückt wurden, gebrochen und verbrannt, besteht sie jetzt nur noch aus wenigen und unansehnlichen Trümmern.

Von dem Gemeindeplatze aus führt eine Fahrstraße westwärts nach Urnäsch. In einer halben Stunde erreichen wir das bekante Bad Gonten, ein großes dreistöckiges Gebäude, das auf einer mit Wiesengrün überzogenen Erhöhung am Fuße des Kronberg in das Sitterthal hinabschaut. Schon im 16. Jahrhundert und vielleicht noch viel früher als Bad benutzt, sollte es wie die meisten kalten Quellen des Landes, welche mehr oder weniger mineralische Bestandtheile enthalten, hauptsächlich bei kalten Fiebern sich heilsam zeigen und wird auch jetzt noch stark von Gästen aus Appenzell, St. Gallen, Zürich und Bündten besucht. Ende des achtzehnten Jahrhunderts gehörte es dem vielgenannten Landammann Suter, der anfänglich von seinen Landsleuten hochverehrt wurde, später aber, durch seine Gegner aus Neid und Mißgunst gestürzt und in schändlicher Weise verrathen, quallvoll auf dem Schaffot endete. Ein schmaler, aber anmuthiger Fußpfad führt von hier aus anfänglich durch Weiden, später durch schöne Alpen auf den Gipfel des Kronberg, auf dem sich an der nördlichen Abdachung die St. Jakobs-Kapelle befindet. Die Sage spricht von einem großen Schatz, der in uralter Zeit auf dem Kronberg verscharrt worden sein soll und noch nicht aufgefunden ist, und behauptet außerdem, daß die Höhe einmal von dem pilgernden Apostel St. Jakobus besucht wurde, der mit mächtigem Wurf seinen Wanderstab bis nach St. Jago di Compostella in Spanien schleuderte. Neben einer Höhle, in welcher vor 800 Jahren ein Einsiedler hauste, sprudelt aus dem Felsen ein kristallheller, angeblich heilsamer Quell. Alljährlich seit Jahrhunderten zieht eine Procession von Appenzell aus nach dem Kronberg, welche sich, nachdem sie dem Gottesdienst in der Kapelle beigewohnt hat, auf der nahen Watersalp mit Schmausereien, Tanz und Spielen vergnügt, unzweifelhaft der letzte Rest uralter religiöser Feste, welche einst die heidnische Be-

völkering des Landes hier zu feiern pflegte. Die Aussicht vom Gipfel des Kronberg, der sich 5500 Fuß über das Meer erhebt, ist nicht weit, aber schön und sehenswerth; gegen Ost, Nord und West erheben sich niedrige Höhen, durchbrochen von freundlichen Thälern mit hübschen Ortschaften und Geländen, gegen Süden aber lagert der Alpstein mit dem grauen, felsigen Säntis, dessen Haupt ein blendendes Schneefeld ziert.

Verfolgen wir vom Gontener Bade aus die Straße nach Urnäsch, so gelangen wir bald nach dem Dorfe Gonten, das sich mit seiner als Wallfahrtsort geltenden Kirche freundlich zwischen Kronberg und Hundwyler-Höhe hingelagert hat. Weiter nach Urnäsch zu liegt am Weißbach im engen Thalgrund das neu begründete Jakobsbad, ein ländliches Gasthaus und ein hübsches Kurhaus, welche das heilsame erdige Eisenwasser mehrerer Quellen hervorgerufen hat. Auch Molken werden bereits häufig von den mit jedem Jahr sich mehrenden Gästen getrunken und vielleicht wird das Jakobsbad, dessen Besitzer auf billige und gute Bedienung hält, schon in wenigen Jahren zu den besuchtesten Kurorten des an Bädern reichen Appenzeller Ländchens sich zählen dürfen.

Vom St. Jakobsbade kehren wir nach Appenzell zurück, überschreiten die Sitterbrücke, wandern hierauf langsam ansteigend und indem wir auf das anmuthige Thal von Appenzell und die umgebenden Berge oft zurückblicken, an einzelnen Höfen und einsamen Wirthshäusern vorüber und gelangen endlich in mehr als zwei Stunden nach dem Kurort Gais, einem schönen, vor etwa 80 Jahren nach einem großen Brande fast ganz neu aufgebauten Flecken, welcher in der verhältnißmäßig bedeutenden Höhe von 2800 Fuß über dem Meere gelegen ist. Gais ist ein alter Ort, der im Jahre 1377 bereits so ansehnlich geworden war, daß er sich mit den süddeutschen Reichsstädten verbünden konnte und bald nachher mannigfache kaiserliche Privilegien empfing. Wir befinden uns hier bereits in Außer-rhoden, dem der Ort sich bei der Landestheilung seiner starken protestantischen Bevölkerung wegen angeschlossen. Gegenwärtig hat Gais hauptsächlich als Kurort Bedeutung; Hunderte von Gästen halten sich im Sommer oft gleichzeitig hier auf und genießen jeden Morgen die schönen Molken, welche in der Nacht frisch von den Bergen herabgebracht werden. Aber auch die Industrie ist von Bedeutung und alles rings umher zeigt von dem Wohlstande, den sich das heitere, lebenslustige, durch seinen treffenden Wit bekannnte Völkchen zu erwerben gewußt hat. Gais besitzt mehrere Gasthöfe, eine einfache aber gefällige und helle Kirche und eine Armen- und Waisenanstalt. Reiche Gelegenheit bietet sich zu reizenden Spaziergängen und größeren Wanderungen; bald wandern die Kurgäste nach dem Gäbris oder auf den Sommersberg, bald besuchen sie nur die hübsche Kastanienallee am Bache und die Nieseren, bald wieder wenden sie sich nach Bühler hin oder zu dem historisch wichtigen Stof. Ein weiterer Marsch führt auf einer kleinen Seitenstraße

durch Wiesen und Wald über den Hirschberg und das Dorf Eggerstanden auf die Fahnen, einen Thonschieferberg, der mit dem Alpstein-Gebirgsstock nicht mehr zusammenhängt, sondern sich an die Kamorgruppe anschließt. Mehrere kleine, anspruchslose Sennhütten stehen auf der lustigen Höhe; von seinem Gipfel aber überblicken wir das schöne Thal von Appenzell so wie den dunklen spiegelnden Seealpssee, die majestätischen Stöcke des Appenzeller Gebirgs mit Säntis und Altmann und das breite, stille Rheinthalgelände.

Die ostwärts ziehende Straße nach Altstädten im Rheinthal führt von Gais durch baumlose Wiesengründe nach dem Berg-Übergang bei der „Buche“ und von dort nach dem aussichtreichen „Stof“, dem Wirthshaus und der kleinen, schmucklosen Schlachtkapelle dieses Namens. Hier fand 1405 am 17. Juni der blutige Kampf statt, in welchem 400 mangelhaft bewaffnete Appenzeller unter Graf Rudolph von Werdenberg 4000 vordringende österreichische Krieger, ein wohlausgerüstetes und gut geleitetes Heer mit Herzog Friedrich an der Spitze, an der Landwehr muthvoll erwarteten und, der Sage nach von ihren Frauen und Töchtern unterstützt, auf das Haupt schlugen und in die Flucht jagten. Nur 20 Appenzeller fielen, unter ihnen Uli Rotach, der, von den Oesterreichern dicht umringt, erst unterlag, nachdem er fünf Feinde getödtet und mehrere verwundet hatte. Gegen eine brennende Hütte gelehnt, fochte er so lange, bis die Flammen ihm den Tod brachten. Alljährlich erinnert das Appenzeller Volk an den Tag, der seine Freiheit fest begründete, durch eine Procession nach dem Stof und eine geistliche Feier, welche bei der Kapelle abgehalten wird; Tausende strömen dann herbei, denn eine alte Landesitte fordert gebieterisch, daß jedes Haus wenigstens einen Mann sendet. Unweit vom Stof liegt das bereits bei der Schilderung des Rheinthals erwähnte Bad Kobelwies mit seinen interessanten, nicht leicht zugänglichen Höhlen, an deren Wänden schöne Kalkspath-Krystalle in Rhomboiden-Form haften. Sie sollen einst von Zwergen bewohnt gewesen sein, und seltsam genug regen sie die Phantasie des Besuchers auf, wenn der gelbe Schein der Fackel auf die blinkenden Krystalle fällt und kein anderer Ton die tiefe Stille unterbricht, als das freundliche, aber eintönige Murren der klaren, eiskalten Quelle, welche die Höhlen durchströmt.

Eine andere Straße führt von Gais westwärts auf St. Gallen zu; sie folgt der Roth, welche bei Gais entspringend, zum Theil durch eine schöne Schlucht, das Strahlholz, in prachtvollen Wasserfällen über Felsen hinbraust. Mühlen und Fabriken stehen an ihrem Bord. Das nächste Dorf heißt Bühler; vor dreißig Jahren noch unbedeutend, hat es sich durch seine mehr und mehr aufblühende Industrie außerordentlich gehoben. In der Nähe liegen zwei kleine ländliche Bäder. Weiter geht die schöne Straße an romantischen Stellen vorüber nach Teufen, dem Hauptorte Auserrhodens. In freundlicher Lage breitet es sich am Fuße eines hübschen Höhenzuges aus; seine schönen, meist neu erbauten Wohnhäuser erheben sich

aus frischen, grünen Wiesen, welche von Obstbäumen beschattet werden. Einzelne feiner Gebäude würden selbst größeren Ortschaften zur Zierde dienen können und auch die geräumige helle Kirche mit ihrem 200 Fuß hohen Thurm deutet auf Wohlhabenheit und Geschmac. Teufen ist ein sehr alter Ort, der schon im neunten Jahrhundert bestanden haben soll, indef erst seit hundert Jahren durch seinen Gewerbfleiß zu größerer Bedeutung gelangte. In der Nähe des Ortes liegt das Franziskanerinnen-Kloster Maria Rosengarten oder Wommenstein und unweit von diesem der prächtige, oftbesuchte Wasserfall der Roth. Schon von Weitem vernimmt man das Donnern des dreifachen Falls, der stets mit weißem Schaum bedeckt ist und besonders bei Abendbeleuchtung einen reizenden Anblick gewährt. Ein anderer Katarakt liegt höher hinauf, ist aber schwer zugänglich. Ueber durcheinander geworfenes Gestein auf holprigem Pfade gelangt man zu einem freundlichen Plätzchen, in dessen Nähe im Gebüsch der klare Bach stiller und ruhiger als drunten über die Felsen schäumt.

Ein anderer oft von Teufen besuchter Punkt ist die aussichtsreiche Fröhlischegg, eine bewaldete Höhe, auf der sich gegenwärtig ein Wirthhaus befindet. Nicht die Appenzeller Höhen und den Alpstein allein überschauet sie; weithin gen Süden dringt von ihr aus der Blick in die Gebirgswelt des Toggenburg und der Kantone Glarus und Schwyz, und westlicher dann bis zum Rigi und Pilatus, und selbst die beschneiten Niesen des Berner Oberlandes will man bei hellem Wetter oft schon beobachtet haben. Gegen Norden aber liegt das ebene Thurgau und der dunkle Bodensee mit seinen deutschen Ufern von Mörsburg an bis gegen Langenargen hin. Noch nicht viele Jahre sind verflossen, seit noch niemand die „Perle“ unter den herrlichen Aussichtspunkten des Appenzeller Landes kannte, aber sie hat sich, einmal entdeckt, schnell in weiteren Kreisen bekannt gemacht und niemand sollte an ihr vorübergehen, der Wochen und selbst nur Tage dem Appenzell widmen kann.

Von Teufen können wir auf guter Straße in einer starken Stunde nach St. Gallen gelangen; aber unser Weg führt uns nach Gais zurück und von dort nordwärts nach Trogen zu, wohin wir auch, aber auf weniger interessanten Pfaden über Teufen und Spicher oder über Bühler am kleinen ländlichen Kriegersmühlbade vorbei gelangen könnten. Unser Weg ist nur ein Reitweg, aber durch schöne Matten, Weiden und Berggüter leitet er uns in einer Stunde auf den Gäbris, dessen Signal auf der sogenannten Hafeltanne nicht weit von Bergwirthshaus 3850 Fuß über dem Meere liegt. Die schönste Aussicht bietet die südwestliche Spitze dar, auf welcher ein Tisch mit Ruhesitzen zum Bleiben einladet. Zu unsern Füßen erblicken wir das freundliche Gais, nordwestlich aber lagert sich im grünen Thalgrund Teufen und nordwärts davon Speicher, hinter denen sich das Thurgau, der Bodensee und die weiten Gelände Schwabens ausbreiten. Im Westen erheben

sich fern hinter den Appenzeller und Toggenburger Höhen Glärnisch, Titlis mit den Spannörtern, Rothstock, die Schwyzer Mythen, Rigi und Pilatus; im Süden aber thronen die Felsenkolosse, welche dem Oberlande St. Gallens, Bündten und Tyrol angehören, unter ihnen der Falkniß und die rothe Wand, die schneebedeckte Scesaplana im Prättigau, die Sulzfluh, das Brandjoch, der Mittagspiz, der Hundskopf und wie alle die bald grauen, bald silbernschimmernden Gipfel heißen mögen, die sich dort dicht aneinander drängen. Näher rücken uns der Sommersberg, der durch seine herrliche Aussicht mit dem Gäbris wetteifert, die Föhnern, Ramor und Hohenkasten, sowie die wilde, zerrissene Alpeingruppe mit ihrem Mittelstock, dem Säntis. Döstlich aber breitet sich das obere Rheinthäl aus. Viele Berge der Schweiz haben wir im Laufe der Jahre besucht, aber wenige derselben, welche so niedrig sind und so mühelos bestiegen werden können als der Gäbris, dürfen sich ihm an die Seite stellen und von den Bergen des Appenzeller Landes vermögen ihn nur die weit höheren und weit schwieriger zu erreichenden Gipfel des Ramor und Säntis zu übertreffen.

Gegen Nordost hin steigen wir wieder abwärts und erreichen bald eine kleine Hochebene, welche mit rothfarbigen Alpenrosen und blauen Glocken der Gentiane reich geschmückt ist. Ein schmaler Bergpfad, der uns die reizendste Aussicht auf das Thal und den ferneren Bodensee bietet, leitet uns durch kleine Thälchen und über grüne Weiden abwärts, bis wir nach einstündigem mühelosen Marsch nach Trogen gelangen, dem Hauptsteden Außerrhodens, dessen Gemeinde 2700 Einwohner zählt. Trogen an der Goldach ist urkundlich nicht so alt, als manche der andern Ortschaften des kleinen Kantons, aber schon im fünfzehnten Jahrhundert besaß es eine Pfarrkirche und noch früher, zur Zeit der Freiheitskriege, wird es als eins der vier appenzeller Ländchen genannt. In neuerer Zeit hat es durch den Gewerbleiß seiner Bewohner viel gewonnen und namentlich verdankt es sein Aufblühen der zahlreichen und angesehenen Familie der Zellweger, die sich fast in jeder Hinsicht um die Gemeinde und das Land, sei es durch ihre Fürsorge für das Gemeinwesen, sei es durch industrielle Thätigkeit, sei es durch wissenschaftliche Leistungen, verdient gemacht hat. Sein großes Rathhaus war einst ein Pallast der Zellweger, seine Kantonschule zählt den bekannten Geschichtschreiber Johann Caspar Zellweger, der auch die Erziehungsanstalt in der Schurtanne mit hervorgerufen half, zu ihren Gründern, andere schöne Gebäude, namentlich auch das Pfarrhaus, verdanken derselben Familie den Ursprung. Außer diesen Bauwerken ist auch ein Kantonal-Zeughaus vorhanden und die noch nicht hundert Jahr alte Kirche, bisher die einzige reformirte der Schweiz, welche mit Freskomalerei geziert ist, zeichnet sich durch Schönheit und Einfachheit aus. Alle zwei Jahre findet zu Trogen die interessante, oft geschilderte Landsgemeinde von Appenzell-Außerrhoden

statt, welche auf dem schönen, mit freundlichen Gebäuden besetzten Plage in Gegenwart der wehrhaften Mannschaft des Landes abgehalten wird.

Von Trogen führt die Straße ostwärts nach Altstädten im Rheinthal. Vor 25 Jahren erbaut und den Bedürfnissen der neueren Zeit entsprechend, steigt sie in das Tobel der Goldach hinab, zieht dann durch eine einförmige stille Gegend und wendet sich hierauf bei der Kantonsgrenze in weiten Bogen abwärts zum Dörfchen Ruppen, wo sich die Aussicht auf das Rheinthal öffnet. Westwärts dagegen schreiten wir von Trogen aus auf Speicher zu. An der alten, jetzt seltener als früher benutzten Nichtstätte des Landes vorüber und ein tiefes Bachtobel, in dem Mühlen und Fabriken von der Goldach in Bewegung gesetzt werden, umwandelnd, gelangen wir bei zahlreichen hübschen Häusern vorüber zu dem freundlich gelegenen Speicher, an dessen schmucke, oft schloßähnliche Gebäude sich anmuthige Gärten schließen. Speicher soll seinen Namen von einem Speicher haben, den hier der Abt von St. Gallen zur Aufnahme der Abgaben, welche in Landes-Erzeugnissen bestanden, besaß; nach und nach bildete sich eine Gemeinde, die, zu Trogen in engen Beziehungen stand, aber erst 1614 eine eigene Kirche erhielt, welche im Jahre 1804, nachdem der Blitz den einen der beiden Thürme entzündet hatte, abbrannte. Das seitdem neuerbaute Gotteshaus, ein achteckiges Gebäude, ist wie das Trogener einfach und schön, sein harmonisches Geläute, das weithin durch das Thalgelände schallt, wird sehr gerühmt. Sonst besitzt der Ort außer einer Waisen- und Armen-Anstalt mehrere interessante Fabriken, welche auf die Londoner Weltausstellungen sehenswerthe Arbeiten, theilweise von wirklichem Kunstwerth, geliefert haben.

Unweit von Speicher gelangen wir bergansteigend nach Bögelslegg und in das St. Galler Gebiet; nahe dabei streicht die Straße vorüber, welche von St. Gallen über Bernegg nach Rheineck im Rheinthal leitet und den nördlichsten Theil des Kantons durchschneidet. Der erste Ort, welchen sie berührt, ist das freundlich am westlichen Abhang des aussichtreichen Raien gelegene Dorf Rehetobel, das auf die Nachbardörfer Speicher, Wald und Trogen und auf die tiefe Schlucht der Goldach herabblickt. Nahe dabei liegt Wald am südlichen Fuß der Raien, bekannt in neuerer Zeit durch seine Mouffeline, in alter durch seine lustigen Narrenräthe, eine der seltsamsten Institutionen, die sich übrigens vor mehreren Jahrhunderten auch zu Bern und in andern Gegenden der Schweiz vorfand. Am Tage nach der Landsgemeinde traten nämlich die jüngeren Leute zusammen, legten sich die Titel der höheren Landesbeamten bei und parodirten hierauf in höchst komischer Weise die Verhandlungen, welche auf der Landsgemeinde vorzukommen pflegten. Unbedeutende Dinge wurden mit feierlichem Ernst als Landesangelegenheiten berathen und seltsame Prozesse in lächerliche Weise erörtert und entschieden. Schließlich fanden Gelage und Schmausereien statt, welche nicht selten zu Streitigkeiten

führten und dann irgend einen der Anwesenden nöthigten, nach altem Landesrecht das Messer in die Diele steckend bei Leibes- und Lebensstrafe den Frieden zu bieten.

Wir haben auf unserer Wanderung bereits so viele herrliche Aussichtspunkte des Appenzeller Landes berührt, daß wir es unterlassen dürfen, den Kaien, auf welchen ein Fußpfad führt, zu besteigen; eben so wenig besuchen wir jetzt die weitstichtige St. Anton's Kapelle und die Honegg, wo die Appenzeller 1428 den Grafen Friedrich von Toggenburg schlugen, sondern wandern durch das große Dorf Oberegg nach Bernegg mit den Ruinen der Schlösser Buchholz und Rosenberg und von da über das in einem kleinen Thalkessel gelegene Franziskaner-Frauenkloster Grimmenstein durch anmuthigen Buchen- und Tannenwald nach dem aufblühenden Dorfe Walzenhausen. Ein wirkliches Bergdorf in prächtiger Lage, besitzt es die herrlichste Aussicht auf die Gegend rings umher. Am Rande des Bergrückens steht seine Kirche; tief unten am Fuße des jähren, mit frischem Grün und dunklem Tannenwald bedeckten Abhange braust der blaue Rhein. Der Hauptausichtspunkt aber ist eine kleine, stille Hütte unweit vom Pfarrhause. Staunend blicken wir da, wie ein appenzeller Schriftsteller in seiner Schilderung sagt, in die weite weite Welt hinaus. Zu unsern Füßen den Dorfplatz Walzenhausen, rechts unter ihm die moosumkränzte Ruine des Schlosses Grimmenstein am jähren Abhang zwischen hohen Tannen, und unten am Fuß des Berges der Rhein mit dem St. Gallischen Dorfe St. Margarethen am diesseitigen und dem großen Dorfe St. Johann Höchst am jenseitigen Ufer. Am östlichen Horizonte tauchen unzählige Höhen des Borarlberg ihre Spitzen in das Blau des Himmels. Zu ihren Füßen liegen Dornbirn und am südlichen Ufer des Bodensee Bregenz unter dem Gebhardsberg. Der See breitet sich in seiner vollen Majestät vor uns aus; von Bregenz bis hin nach Constanz erblicken wir überall die von seinen Wellen bespülten Ufer, ausgenommen allein die kleine Strecke von Korschach bis Altmrhein, welche sich hinter dem Korschacher Berg und dem Buchberg verbirgt. Bei hellem klaren Wetter werden 96 Kirchen gezählt, welche nah und fern sichtbar sind. Eine Menge Städte und Dörfer, Landhäuser und Schlösser liegen hingesäet in der weiten Landschaft. Besonders malerisch aber nimmt sich die bayrische Nachbarstadt Lindau aus, welche hier trotz der weiten Entfernung so nah erscheint, daß man sie fast durch einen Steintwurf zu erreichen meint.

Von Oberegg führt eine Straße nach dem bekannten Kurort Heiden, den man von St. Gallen aus über Martinsbrück und Grub erreichen kann. Bis zum siebzehnten Jahrhundert gehörte der Ort zur Gemeinde Kurzenberg; 1652 erbaute er sich, nachdem er bedeutend angewachsen war, indeß eine eigene Kirche und ward damit auch eine selbstständige politische Gemeinde. In den letzten 70 Jahren hob Heiden sich in Folge von Handel und Industrie, welche seine Einwohner in Wohlstand

versehrt; an die Stelle der früheren schlechteren Häuser traten neue ansehnlichere, welche ihm den Ruf als eines der schönsten Schweizerdörfer verschafften. Da brach plötzlich am 7. September 1838 Feuer aus, und in wenigen Stunden stand der ganze große Ort in Folge des heftig wehenden Föhnwindes in Flammen. Nur ein Haus im Dorfe selbst blieb verschont, dagegen wurden viele der Nachbarschaft, zu denen der Wind die Flammen hinübertrug, zerstört. Selbst die nächsten Dorfschaften wurden bedroht und halbverbrannte Papiere fanden sich später jenseits des Bodensees auf deutschem Boden. Seitdem ist Heiden weit schöner wieder aufgebaut worden und schnell hat es den erlittenen Schaden theils durch eigene Thätigkeit, theils durch die Gunst der Umstände zu ersetzen gewußt.

Heiden liegt 2500 Fuß über dem Meere auf einer Terrasse der Höhen, welche am südlichen Bord des Bodensee zwischen Rhein und Goldach lagern, in luftiger, aber doch angenehmer Lage, und blickt auf das Rheinthal, den See und seine deutschen Ufer hinab. Von St. Gallen erreicht man es in drei, von Norschach und von Trogen aus in zwei Stunden, von Rheineck in einer Stunde und dreißig Minuten; nach allen diesen Orten führen gute, fahrbare Wege. Ueberall in seiner Umgegend giebt es schöne Gelände und fruchtbare Obstgärten, hier und da selbst Weinberge. Seine Häuser sind zum Theil stattliche Palläste; die Kirche ist im edlen Styl erbaut, zeigt schöne Stuckaturen, und besitzt eine hübsche Kanzel und eine gute Orgel. Von der Gallerie ihres Thurms genießt man eine prachtvolle Aussicht nach Nord und Ost auf das Rheinthal, den Bodensee und Schwaben. Am Dorfplatz stehen das Pfarrhaus und das sogenannte Provisorat, eine Lehranstalt, welche mit der Kantonschule in Trogen wetteifert; außerdem ist am Bischofsberge ein Armen- und Waisenhaus vorhanden, das aus freiwilligen Gaben und Geschenken von Gliedern der alten und angesehenen appenzeller Familien Tobler und Walser begründet und ausgestattet wurden.

Noch immer wie früher ist die Industrie für Heiden von großer Wichtigkeit; was indeß die Fremden hauptsächlich anzieht und festhält, ist sein Charakter als Molkens- und klimatischer Kurort. Was in dieser Hinsicht nur gefordert werden kann, wird geboten; Kuh-, Ziegen- und selbst Efelsmilch, frische Alpenziegenmolken, Kräutermolken und Kräuter säfte, Mineralwasser aller Arten, Bäder von reinem Quell- und von eisenhaltigem Wasser, Douchen-, Regen-, Tropf-, Fluß- und Wellenbäder, selbst ein Zimmer mit Kuhstallluft sind in dem schönen Kurhause vorhanden, das sich an der Straße nach St. Gallen und Trogen erhebt. Eine Gartenanlage verbindet es mit dem Dorfplatze und auf seinem Dach befindet sich ein Belvedere mit der anmuthigsten Aussicht, die sich nur finden läßt. Auch die innere Einrichtung der Gastzimmer ist elegant und bequem, und Bedienung und Preise lassen nach dem Urtheil der zahlreichen Besucher kaum etwas zu wünschen übrig.

Kann so Heiden mit jedem andern der besuchteren Kurorte Appenzells wetteifern, so steht es auch dann nicht zurück, wenn die nächsten Umgebungen als Promenaden und Orte für kurze Ausflüge ins Auge gefaßt werden. Da ist zuerst Walzenhausen, von dem wir bereits gesprochen haben, dann das anmuthige Wolfshalden auf einer mit Obstbäumen besetzten Höhe, in dessen Nähe im fünfzehnten Jahrhundert zweimal die Appenzeller in blutigen Kämpfen gegen die fremden Feinde siegten, das schwefelhaltige Schönenbühlerbad in einer romantischen Schlucht am Mühlebach, das Bergdorf Wienacht mit herrlichen Ausichten, Thal mit dem Buchberg, ferner die hochgelegene St. Antons Kapelle, der Knollhausenbühl unweit Reute und der 3450 Fuß hohe Kaien, welcher uns neben dem Bodensee und großen Theilen der Kantone Appenzell, St. Gallen und Thurgau die gewaltigen Berge Vorarlbergs, Tyrols, Bündtens, Appenzells und selbst die beschneiten Gipfel von Schwyz und Glarus erblicken läßt.

Ungern scheiden wir von dem lieblichen Heiden, dem jeder Besucher gern ein freundliches Andenken widmen wird, indem wir zugleich den nördlichen Theil des Appenzeller Ländchens verlassen und uns dem westlichen zu wenden, der von der wilden Arnäsch durchströmt wird. Am Fuß des Säntis im ebenen Boden aus mehreren Quellen, welche die sieben Brunnen genannt werden, entspringend, braust der Bach im engen Bett durch das Thal, das er nicht selten überflüthet. Der höchstgelegene Ort an der Arnäsch ist Dorf Arnäsch, 2570 Fuß über dem Meere. In einem anmuthigen Alpthal gelegen, umgeben von Waldungen, Wiesen und Weiden, aber fortwährend von der Arnäsch, welche von Zeit zu Zeit den Thalgrund in einen See verwandelt, bedroht, hat die Gemeinde 2000 Einwohner und fast eine Quadratmeile Besizthum. In alter Zeit war sie ein sogenanntes Reichsländchen, das schon im 11. Jahrhundert genannt wird und im 14. ein eigenes Wappen und Banner gebrauchte. Im Freiheitskampfe von 1402 führte es die erste Rotte und hatte deshalb später auch in den Landesberatungen stets die erste Stimme. Sehenswerth ist ein Bild des heiligen Antonius, das einst ein Appenzeller aus den italienischen Feldzügen als Beute heimbrachte. Eine Viertelstunde vom Orte liegt auf einer von der Arnäsch bespülten Wiese das ländliche Kad Wyden, welches, in früherer Zeit schon bekannt, seit etwa vierzig Jahren neu aufgenommen worden ist, und zwei Mineralquellen benützt. Es soll hauptsächlich gegen Rheumatismus wirksam sein. Wer sich zu Arnäsch oder Wyden aufhalten will, findet dort Gelegenheit zu angenehmen Bergwanderungen. Auf dem Gipfel der Hohenalp, die sich ostwärts nach dem Thal der Arnäsch, westwärts nach dem Toggenburg abdacht, eröffnet sich ein prächtiger Blick auf den Gletscher und das Schneefeld des Säntis, dessen gewaltige Felsenwände zum Himmel emporsteigen. Am südlichen Abhang des Fläsch liegt die bekannte Fläscher-Höhle, hundert Fuß breit, neun Fuß hoch, ist sie nicht weniger als 144 Fuß tief und dringt durch

einen engen Gang sogar noch tiefer in den Berg. In ihr tröpfelt ein sehr kaltes Wasser, das hineingelegte Gegenstände incrustirt. Tiefer liegt die schöne Schwägalp, die beste und größte aller Alpen Außerrhodens, in deren Nähe auf der blumenreichen Alpweide der sieben Brunnen die Arnäsch aus 32 kleinen Sprudeln entsteht. Der Boden scheint zahlreiche Höhlen in sich zu tragen, und überall finden sich bei und in den Milchkellern sogenannte Windlöcher, denen im Sommer fortwährend kalte, im Winter warme Luft entströmt. Auf der Toggenburger Seite stürzt sich ein Bach über eine graue Felsenwand von 130 Fuß Höhe stäubend hinab und näher nach Arnäsch zu bildet die Arnäsch selbst bei den sogenannten drei Hütten einen malerischen Wasserfall. Bei dem einsamen Wirthshaus Kofsfall aber zieht sich eine enge, finstre Kalksteinhöhle 18 Fuß tief in den Berg hinein.

Von Arnäsch, wo mit Sang, Klang und Tanz alljährlich im Spätsommer ein heiteres Hirtenfest zur Feier der kirchlichen Selbstständigkeit der Gemeinde vier Tage hindurch unter dem Namen der Kirchweih oder Kilbe abgehalten wird, führt uns unser Weg, eine neu angelegte Straße, nach dem im lieblichen Thalgelände gelegenen kleinen Dorfe Waldstatt, das sich wie Arnäsch wesentlich von Viehzucht und Käseerei ernährt. Ende des vorigen Jahrhunderts entstand dort in der Nähe am Eingang einer Schlucht das Waldstätter Bad, das jetzt elf Quellen und ein neues Kurbäude besitzt und als eins der heilkräftigsten Bäder der nordöstlichen Schweiz gilt. Durch eine schauerliche, von der Arnäsch durchflossene Schlucht, das sogenannte Hundwyler Tobel, gelangen wir von hier aus nach dem uralten, schon 921 genannten Dorf Hundwyl, einst einer der reichsten Gemeinden des ganzen Landes, die aber durch ihr sprödes Zurückhalten von der Industrie nach und nach hinter den übrigen zurückblieb und erst in neuerer Zeit wieder fortschreitet. Südlich vom Dorfe erhebt sich die aussichtreiche Hundwyler Höhe, einer der herrlichsten Aussichtspunkte des sogenannten Hinterlandes, der mehr als bisher besucht zu werden verdient. Im Osten liegen die sanften rundlichen Höhen von Speicher, Trogen, Bühlen und Gais und mehr nach links hin die schmale Sitterkluft, Teufen, die Vögelisegg und der Kaien; im Norden schauen wir über Hundwyl und Stein hinweg auf das weite, ebene Thurgau und den Bodensee bis zu den Thürmen des Constanzener Doms, im Westen blicken über Waldstatt und Schwellbrunn die Gipfel von Schwyz und Glarus und im Süden lagern Arnäsch, Gonten mit seinem Bade und Appenzell friedlich und freundlich vor dem mit seiner weißen Kapelle gekrönten Kronberg und der prächtigen Alpsteingruppe und vollenden so das freundliche, wechselvolle Bild, das in ähnlicher Schönheit nur eine isolirte Kuppe der Borberge und auch diese nur selten zu bieten vermag.

Von der Hundwyler Höhe, 4000 Fuß über dem Meere, führt ein interessanter Pfad steil durch Weiden und später durch ein Wäldchen und über ebene Wiesen hinab nach dem Dörfchen Stein, einst einem Theile der Gemeinde Hundwyl,

einem der stillsten und einfachsten, von der verfeinernden Kultur noch wenig berührten Orte. Anziehend sind die romantische Schlucht der Arnäsch, das Fuchsloch, eine Höhle, die sich 20 Fuß über dem Spiegel der Arnäsch öffnet, gegen 400 Schritt Tiefe hat und deren Nagelfluh-Wände mit Mondmilch und Glauberfalz bedeckt sind, ferner die Reste der Burg Urstein, welche den Edlen von Rorschach gehörte und schon 1274 zerstört ward, und die Stätte der alten Burg Hundstein im sogenannten Sonder mit der Aussicht Langenegg. Nahe bei Stein nach Norden hin steht inmitten von grünen Matten das kleine Bad zum Störgel, in dessen Nähe die Sitter durch eine wilde, schaurige Kluft fließt. Zwei hölzerne bedeckte Brücken überspannen in ihr den reißenden, schaumbedeckten Strom und jenseits steigt die sogenannte Hundwyler Leiter empor, eine theils hölzerne, theils steinerne Treppe, welche auf den Weg nach dem St. Gallischen Dörfchen Bruggen leitet. Von Waldstatt aus sind wir nach Hundwyl gewandert, aber zwei andere Wege, welche die große Straße von St. Gallen nach Rapperschwyl bilden, wenden sich, die eine süd-, der andere nordwärts. Auf der ersteren berühren wir bis zur südlichen Kantongrenze nur ein appenzellisches Dorf, das seiner Lage in einem freundlichen Thalgrunde wegen so genannte Schönengrund. Einst dem Stift von St. Gallen gehörig, verband es sich später mit Arnäsch zu einer Pfarrgemeinde, bis es eine eigene Kirche zu gründen vermochte. Südlich von Dorf steigt bis zu 4000 Fuß Meereshöhe der hohe Hamm empor. Eine halbe Stunde unter seinem Gipfel befindet sich das ländliche Bad im Brüggli mit einer schwefelhaltigen Quelle und auf der höchsten Spitze eröffnet sich eine herrliche Aussicht auf die nächsten Dorfschaften Appenzells, das Thal des Neckar, einen Theil des Toggenburg, die sieben Kurfürsten und den mächtigen Speer. Ein freundlicher Pfad leitet von Schönengrund und durch den Weiler Teufen mit seinem kleinen Bade über grüne sonnige Wiesen und am aussichtreichen Gipfel der Nise vorüber nach dem höchstgelegenen Dorfe des Appenzeller Landes, nach Schwellbrunn (3000 Fuß über dem Meere). Zwar ist das Klima hier rauher als im Thale, aber es wirkt gesundend auf den Körper und die herrliche Lage im Angesicht des Gebirges und des ausgebreiteten unteren Landes, die freundlichen Höhen in der Nähe und das frische, wohlthuende Grün überall ersetzen reichlich, was der mangelnde Verkehr an Unterhaltungen und Vergnügungen vermissen läßt. Als Molkencurort könnte es deshalb auch mit dem etwas niedriger gelegenen Gais wetteifern. Die lange Reihe großer, buntbemalter Holzhäuser bedeckt die abgestumpfte Spitze eines Hügels und zieht sich an den sanften Abhängen hinab; ihre Bewohner aber bilden ein frisches, munteres, kräftiges Völkchen von echten Bergbewohnern, die mit Entschlossenheit Festigkeit paaren und auch in der gewerblichen Thätigkeit sich schon seit hundert Jahren thätig zeigen.

Anstatt über Waldstatt nach Herisau zu wandern, schlagen wir von Schönengrund die neue Straße nach dem Hauptflecken des Hinterlandes ein, die uns an der südlichen Abdachung in ein Thälchen, das bei Herisau in das Thal der Glatt mündet, hinunterleitet. Bald stehen wir am Eingange des freundlichen Ortes, dessen Häuser, nicht weniger als vierhundert an der Zahl, die Kirche umgeben. Herisau ist ein alter Ort, der schon im neunten Jahrhundert bestand, aber unzweifelhaft noch weit älter ist; schon früh besaß es zwei Kirchen, zu denen fast das ganze Hinterland bis nach Urnäsch hin pfarrgenösslich war. Im Mittelalter stand es unter den angesehenen Edlen von Norschach, schloß sich aber nach und nach immer inniger an das Völkchen von Appenzell an und nahm in Folge dessen an seinen Freiheitskämpfen Theil. Oftmals in den stürmischen, kriegerischen Zeiten des elften bis vierzehnten Jahrhunderts geschädigt und sogar wiederholt zerstört und verbrannt, ward Herisau stets wieder hergestellt und neubevölkert. Im Jahre 1529 schloß es sich der Reformation als der letzte der appenzeller Orte an und auch später, zum Beispiel in jenen schweren Zeiten, als die französische Revolution selbst die Schweiz tief aufregte, entschied es sich für die neueren Richtungen, für den Fortschritt auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete. Frisch und frei ist noch heute das Leben der Einwohner und was sie auf industriellem Gebiet Neues leisten, findet selbst im Ausland gern Anerkennung. Auf den Kanton, dessen Hauptort es für Auserrhoden 1529 ward, übte es bedeutenden Einfluß und förderte namentlich auch den Gewerbefleiß des Landes, indem es am Glattbach Fabriken und Werkstätten hervorrief. Im Jahre 1812 zum letzten Mal bedeutend durch Brand beschädigt, ist es jetzt eine verhältnißmäßig neue Stadt. Als das älteste Bauwerk gilt mit Recht der aus gewaltigen schwarzen Steinen aufgemauerte Thurm der Kirche, wahrscheinlich ursprünglich eine römische Warte, in dem jetzt das Kantons-Archiv aufbewahrt wird und eine mächtig tönende Glocke aus dem Kloster Salmansweiler hängt. Dagegen ist die oft renovirte Kirche fast neu zu nennen, und unserm Jahrhundert gehören auch das schöne Rathhaus, das Zeughaus und andere öffentliche Gebäude an.

Herisau wird von amuthigen Hügeln umgeben, auf denen sich schöne Aussichtspunkte und verfallene Ruinen befinden. Bei Schwänberg trauert der einsame Thurm der Rosenburg, einst der Ruhesitz stolzer St. Galler Aebte, jetzt der Sammelplatz der fröhlichen Jugend, die hier an schönen Sommertagen sich zu festlichen Spielen vereinigt; auf einer andern Nagelslufkuppe nordöstlich vom Flecken blickt aus dichter Ephen-Umhüllung das von einem tiefen Graben umzogene Mauerwerk der Beste Rosenberg heraus. Wie Rosenberg ward sie von den Edlen von Norschach gegründet, von denen sie für kurze Zeit an die Abtei St. Gallen gelangte, und erzählt von mancherlei seltsamen und schrecklichen Begebenheiten, welche sich in ihren Räumen zutrug. Ein anderer vielbesuchter Punkt ist die Höhe Luzenland

mit der weiten, reizenden Aussicht auf die Gebirge und ins Thurgau. An der Urnäsch-Kluft zerfallen langsam die letzten Reste der Burg Urstein; nach Schwänberg locken den Alterthumsforscher der Thurm der dortigen Beste, welche einst ebenfalls St. Gallen gehörte, das merkwürdige weiße Haus und das ganz von Holz aufgeführte Rathhaus mit seinem sehenswerthen Saal, dessen Fußboden mosaikartig belegt ist; endlich den Freund der Natur und den Leidenden zu gleicher Zeit zieht das neue Heinrichsbad an.

Die Mineralquelle von Heinrichsbad ward schon im siebenzehnten Jahrhundert entdeckt, aber erst vor vierzig Jahren entstanden die jetzigen ausgedehnten Kurgebäude und die bequemen und zweckmäßigen Badeeinrichtungen. Seitdem hat sich der Kurort weiter entwickelt, und nicht allein das heilsame Mineralwasser, das gegen Nervenkrankheiten, Bleichsucht und Rheumatismus wirksam ist: auch die gesunden Wolken, welche täglich frisch der hohe Mesmer liefert, führen alljährlich Hunderte von Gästen für Wochen und Monaten herbei. Die Umgegend ist still anmuthig; hübsche Gartenanlagen schließen sich an die Gebäude an; im Thal selbst, das von den Höhen des Rosenberg und des Luzenland eingeschlossen wird, breiten sich grüne Wiesen aus, in denen sich schmucke Häuschen aufgebaut haben; andere eben so freundliche Gebäude ziehen sich an den sonnigen Abhängen hinauf und hier und da zeigt sich ein kleines, dunkles Wäldchen. Auch an Spaziergängen fehlt es nicht: da sind die Höhen um Herisau, der Rosenberg, die wilde Schlucht Kobel, in welcher die Urnäsch in die Sitter stürzt, und vor allem Luzenland, mit der prächtigen Aussicht, die nicht nur das Thalland rings umher, den Bodensee, den Untersee und deren Uferland bis gegen Hohentwiel und Hohenträhen hin umfaßt, sondern auch einerseits bis an die Gipfel in Borarlberg, andrerseits bis an die firnbedeckten Berge in Glarus, Uri, Unterwalden und Bern heranreicht.

Heinrichsbad wird nicht nur von Schweizern sondern auch von Deutschen zahlreich besucht — mit Recht, fügen wir hinzu, denn nicht leicht findet der eine passendere Stätte, welcher Erholung und Stärkung in der schönen Natur sucht. Rauschende Vergnügungen kennt freilich Heinrichsbad nicht; glänzende Concerte und Soireen, schimmernde Bälle und das leidige Hasardspiel kommen niemals vor und die Damen haben nicht einmal günstige Gelegenheiten, zahlreiche prächtige Toiletten zu präsentiren. Aber um deswillen zerfällt die Gesellschaft nicht; sie schließt sich vielmehr nur inniger aneinander und alljährlich erzählt die Badechronik von annuthigen Unterhaltungen, reizenden Spaziergängen und hübschen Landparthieen, die sich bis zu andern bedeutenderen Kurorten Appenzells ausdehnen und die dortigen Gäste zu Gegenbesuchen veranlassen.

Wenige Minuten von Heinrichsbad zieht sich die Grenze gegen den Kanton St. Gallen hin; an ihr scheiden wir, ein herzliches Lebewohl ausrufend, von dem

lieblichen „Appenzeller Ländli“ das uns eben so herzlich sein „Grüz Sie wohl“ erwiedert. Möge es ferner gedeihen und blühen, das freundliche Ländchen mit dem treuen, echt deutschen Volksstamm, dessen Gleichen die Schweiz nicht mehr hat, zum Wohl und Heil nicht nur seiner Einwohner, sondern auch aller derer, welche die Fremde jeden Sommer in seine Thalgelände, auf seine Höhen, zu seinen Gesundbrunnen sendet.

Der Kanton Glarus.

Eine gewaltige von Ost nach West streichende Kluft, in der das Thal der Seez, der Wallen-See und die Linthniederung liegen, trennt in der nordöstlichen Schweiz das Hochgebirg von jenen Bergen, welche die langgezogene Kette des Balfries, der Kurfürsten und des Speer herstellen und nur durch das Thurthal vom Alpsteinstock geschieden werden. In diese Kluft aber mündet von Süden herkommend das Thal der wilden Linth, ebenfalls eine tiefe, von riesigen Bergen umstandene Gebirgspalte, welche in ihrem höheren Theile sich in das obere Linththal und in das Sernstthal theilt und mit ihren Nebenzweigen den Kanton Glarus ausmacht. Unter allen Kantonen der Schweiz steht der Kanton Glarus keinem näher als Uri. Wie dieser umfaßt er das Gebiet eines einzigen Stromes von dessen Quellen in den Regionen der höchsten Alpen an bis zu seinem Erguß in ein großes Seebecken; wie dieser ist er überall mit rauhen, theils sogar unzugänglichen und bis über die Schneegränze hinausreichenden Bergen bedeckt, an deren Fuß man auf ebenerem Wege nur von Norden her gelangen kann; wie dieser wird er von einem Völkchen bewohnt, das es durch männliche Kraft, durch Ausdauer, durch Muth und kalte Besonnenheit den größten Gefahren gegenüber mit jedem andern schweizerischen Stamme aufzunehmen vermag. Aber in sofern ist er sogar noch wilder und rauher als Uri, als er ärmer ist an bewohnbaren und bewohnten, langsamer aufsteigenden Seitenthälern; als seine Ansiedlungen sich fast ganz auf das schmale Hauptthal und seinen wichtigsten Nebenarm beschränken müssen.

Ueber die älteste Geschichte des Glarnerlandes schwebt ein tiefes Dunkel, das sich vielleicht niemals aufhellen wird; abgeschlossen von der übrigen Welt, durch keine fahrbare Straße, welche es durchschneit, mit den Nachbarn in Verbindung gesetzt, regte es die Aufmerksamkeit der in der Kultur vorgeschritteneren Völker der Ebene nicht an und fand deshalb in deren frühesten Aufzeichnungen keine Erwähnung. Nur das läßt sich aus manchen Bergnamen schließen, daß der Stamm der Romanen in Bündten bis in das obere Thal gelangte und hier sesshaft war, wie denn auch zur römischen Zeit Glarus zu Rhätien gehörte. Im fünften Jahrhundert ward es von eindringenden Deutschen bevölkert, welche unzweifelhaft dem alemannischen Stamm angehörten. Ursprünglich Heiden, bekehrten sich diese endlich wie ihre nördlich angelegenen Nachbarn zum Christenthum; als ihr Apostel wird St. Fridolin, der Wanderer genannt, bezeichnet, angeblich der Sohn eines irischen Königs, der durch die Länder der Franken und Burgunder ziehend Klöster und Kirchen stiftete und zuletzt, nachdem er Kloster Sädingen am Rhein gegründet hatte, im sechsten Jahrhundert das Alpenthal Glarus durch Schenkung der Brüder Urso und Landolph erwarb. Noch heut führt der Kanton das Bild des frommen Pilgers, der zuerst zu Glarus das Christenthum gepredigt haben soll, in seinem Wappen und Siegel. So wenig historische Beweismittel sich für die Legende finden lassen: soviel steht doch fest, daß schon im zehnten Jahrhundert das Linththal Besizthum des Klosters Sädingen war, welches lange Zeit das Meieramt durch die walte, berühmte Familie Tschudi verwalten ließ. Indeß waren seine Einwohner ohne Zweifel nicht ohne gewisse bedeutame Freiheiten; schon früh besaßen sie Freiheitsbriefe und eigene Siegel, welche auf eine gewisse Selbstständigkeit hindeuten, und außerdem stand die Strafgerichtsbarkeit nicht dem Stift, sondern dem deutschen Reiche zu. Als es indeß im Jahre 1288 den Herzogen Albrecht und Rudolph von Oesterreich, welche wie alle habsburg-österreichischen Fürsten das Besizthum des Hauses eifrig und mit allen Mitteln zu vermehren trachteten, gelungen war, von Sädingen das Meieramt zu Lehn zu empfangen, sahen sich die Glarner in ihren Privilegien beschränkt und schlossen vorsichtig im Jahre 1323 zur Wahrung ihrer Rechte ein Bündniß mit Schwyz ab, das ihr Schicksal für immer entscheiden sollte. Denn Oesterreich behandelte sie von nun an nicht nur noch weit strenger als bisher, sondern weigerte auch ohne haltbaren Grund die Erneuerung ihrer 1337 durch einen Brand zerstörten Freiheitsbriefe und veranlaßte sie dadurch und durch andere Schritte, welche selbst zu blutigen Kämpfen führten, am 4. Juni 1352 mit Zürich und den Urkantonen einen ewigen Bund zu schließen. Durch diese Bundesgenossenschaft gestärkt trat das Hirtenvolk von Glarus am 11. Mai 1387 zu einer ersten Landesgemeinde zusammen, welche von sich aus ein unabhängiges Gemeinwesen gründete. Schon vorher hatten die Glarner an der ruhmreichen Schlacht von Sempach auf der Seite der Eidgenossen theilge-

nommen; jetzt aber brach das Kriegsgewitter über sie selbst herein, denn zahlreiche österreichische Schaaren drangen, nachdem die Bürger von Weesen, von Oesterreich angestiftet, verrätherisch die eidgenössische Besatzung niedergemacht hatten, gegen die Befestigung, welche bei Näfels das Thal schloß, vor und es erfolgte am 9. April 1388 ein schrecklicher Kampf, in dem die tapfern, todesmuthigen Glarner im Verein mit wenigen Schwyzern und Urnern stritten und ihrer geringen Zahl ungeachtet siegten. Eine große Zahl von Feinden, unter denen sich viele Edle befanden, fiel auf dem Schlachtfeld oder kam auf der Flucht um. Bald darauf löste sich das Land durch Abkauf der Gefälle von der Abtei Sädingen los und ward damit völlig befreit, ein selbstständiger Kanton der Eidgenossenschaft, der fortan im Rathe wie beim Kampf hohes Ansehen genoss.

Die spätere Geschichte des Kantons hängt so innig mit der Geschichte der Schweiz zusammen, daß wir sie nur flüchtig berühren wollen. Sowohl bei den auswärtigen Kämpfen, bei den Schlachten, welche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert auf italienischem Boden und gegen die Burgunder geschlagen wurden, als auch bei den inneren Kriegen war Glarus stets betheiligte und erwarb in Folge dessen eigene Unterthanenländer und Antheil an den gemeinen Herrschaften der Eidgenossen. Großen Zwiespalt brachte die Reformation ins Land. Zwingli, der bis zum Jahr 1516 zu Glarus Pfarrer gewesen war und dort noch immer in hohem Ansehen stand, fand bald eifrige Anhänger und schon 1529 war die Partei der Reformirten so stark, daß sie den Katholischen die Wage hielt. Indes stellte sich im Lauf der Zeit und leichter als in andern Kantonen ein leidliches Verhältnis her, die Gleichberechtigung beider Confectionen ward feierlich ausgesprochen und endlich durchgesetzt, wenn auch noch mehr als ein Jahrhundert hindurch dann und wann kleine Zwistigkeiten die Eintracht trübten. Im Allgemeinen hielt indes Glarus zur reformirten Partei der Schweiz, zu der sich die Mehrzahl seiner Bürger zählte. Als im Jahre 1798 die Franzosen in die Schweiz drangen und die helvetische Republik hervorriefen, erklärte sich Glarus im Verein mit den alten Kantonen für die alte Verfassung, mußte sich indes nach der Niederlage der Schwyzer fügen und in den neuen Kanton Linth eintreten, dem es, nachdem es in Folge der Besetzung durch österreichische Truppen für kurze Zeit sich von ihm losgesagt hatte, bis zum Erlaß der Mediations-Verfassung angehörte. Nach dem Fall Napoleons stellte es die alten Einrichtungen wieder her. Am Sonderbundskriege nahm Glarus auf der Seite der Mehrheit Theil und wirkte nach glücklicher Beendigung des Bürgerkrieges durch seine angesehenen Vertreter auf der Tag-satzung eifrig und mit Erfolg zur Herstellung der neuen Bundesverfassung mit.

Der Flächeninhalt des Kantons beträgt etwa 14 Quadratmeilen, von denen indes, abgesehen von den Alpen, kaum der vierte Theil urbar ist. Im Süden gränzt Glarus an Bündten, im Westen an Uri und Schwyz, im Norden an St.

Gallen, im Osten an St. Gallen und Bündten. Außer dem Linth- oder Großthal und dem Sernitthal, in welchem der Flecken Glarus und die meisten Dorfschaften gelegen sind, finden sich nur einzelne Ortschaften am Rande des Wallensee und einzelne kleine Weiler in den Seitenthälern. Seine gewaltigsten Berge, der Tödi, der Bisertenstock, der Hausstock, der Sardonagipfel erheben sich auf seiner südlichen Grenze gegen Bündten hin; doch vermag der breite, vielgipflige Glärnisch, der von der Schwyzer Grenze her bis gegen den Hauptort Glarus vordringt, mit ihnen zu wetteifern. Berggipfel von einiger Bedeutung, welche weniger als 6000 Fuß Höhe haben, sind selten, während der Tödi 11000 Fuß noch übersteigt und viele andere Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Innichten der mächtigsten Gipfel an der südwestlichen Spitze des Kantons entsteht der wilde Thalstrom, die Linth, aus drei Quellbächen, von denen der westlichste, der Oberstafelbach, nach kurzem Lauf einen herrlichen Fall von 850 Fuß Höhe macht. Bald schließen sich diesem der Bisertenbach und der Limmenbach an und alle drei vereinigt stürzen sich bald nachdem sie den Namen Sandbach angenommen haben in einen tiefen, finstern Schlund, über welchem sich die bekannte Pantenbrücke wölbt. Von da ab heißt der wasserreich gewordene Strom die Linth. Auch hier wie überall höher hinauf streben steile riesige Felsen zum Himmel empor und unterhalb breiten sich in der schauerlichen Gegend wüste Schutthalden aus, Trümmer der Berge, welche Wassergüsse, Lawinen und Bergstürze in die Tiefe geschleudert haben. Bald erweitert sich das Thal; Weiler und Ortschaften bauen sich auf, eine gute Straße zieht am Rande der brausenden Linth, welcher zahlreiche Bäche zueilen, thalabwärts. Endlich stürmt von Südosten her ein zweiter Bach heran, die Sernst, welche durch das schmale und rauhe Sernstthal fließt. Aus den Bergmassen gebildet, die am Fuß des Hausstocks, des Wichlenberges und des Rärpfstocks sich sammeln, ist er nicht weniger wild und verheerend als die Linth selbst. Schäumend vereinigen sich beide Ströme im breiten, steinigten Bett. Noch weiter und breiter wird das Thal; die finstern mit Wald bedeckten Berge ziehen sich zurück, aber nur um sich bald wieder zu nähern. Noch ein Bach von Bedeutung eilt heran, die Löntsch oder der Klönbach aus dem Klönthal, der Ausfluß jenes herrlichen Seebeckens, in dessen Fluthen der großartige schöne Glärnisch seinen Fuß badet. Aber schon naht sich der Hauptstrom seiner Mündung; noch immer brausend und über nackte Felsblöcke schäumend, fluthet er durch das weite Thor, welches die nördlichsten Glarnerberge bilden, und wendet sich dem Wallenstädter See zu. Keines der schweizerischen Bergwasser ist wilder als die Linth, keines in seinem Wüthen verheerender als sie. Schmilzt der Schnee schnell in den Höhen und auf den Alpen, öffnet tagelang der Himmel seine Schleusen und weht dabei der Föhn, so führen alle seine zahlreichen Nebenbäche trübe Wassermassen heran, welche im Strombett keinen Platz finden. Ueber-

fluthend reißen sie die Borde und Wuhren fort, zerstören in wenigen Stunden die Brücken, überschütten die Wiesen mit unfruchtbarem Schutt und Grien und verwandeln sogar einen Theil des Thalbeckens in einen schmalen, aber lang hingestreckten See. Aber nicht durch die Ueberschwemmungen der Bäche und Ströme allein hat das Thal der Linth zu leiden; auch andere Naturerscheinungen fügen ihm Schaden zu, Lawinen und Schneebrüche, durch den steilen Hang des Gebirges begünstigt, donnern im Frühjahr massenhaft in das Thal hinab und in den Röhren wälzen sich Schlamm und Geröllmassen unwiderstehlich bis zu den Wohnungen der Menschen. Auch Felsbrüche kommen, obwohl seltener vor und die Thalgeschichte erzählt, wie in dem Jahre 1593 und 1594 Erd- und Steinmassen Wälder und Weiden am Glärnisch zerstörten, wie 1762 und 1764 ganze Felsenwände von der Spitze des Sonnenberges gegen Ober-Urnen herabbrachen und nur ein dichter Tannenwald das Dörfchen rettete.

Das Klima von Glarus gleicht dem aller aus dem Hochgebirge herabsteigenden Thäler; namentlich die hochgelegenen unbewohnten Seitenthäler sind rauh und lange dauert der Winter, während der Sommer sich auf wenige Monate beschränkt. Dennoch finden sich in Folge der eigenthümlichen Gestaltung der Gebirge keine bedeutenden Gletscher, welche denen des Berner Oberlandes, von Bündten und Wallis an die Seite gestellt werden könnten. Nur gegen Süden hin reihen sich die höchsten Berge dicht aneinander; aber auch da fehlt es an langen, sanftgeneigten Hochthälern, in denen Gletscher sich bis in die unteren Regionen herabziehen könnten. Um und auf den weißschimmernden Kuppen und Gipfeln des Glärnisch, des Tödi, Selbjant und selbst des Sardona lagern meist nur Schneemassen, welche durch den steten Wechsel von Frost und Sonnenschein in grobgeföhrten Firn verwandelt werden. Daß dieser Umstand etwas auf das Klima des Landes einwirkt, bedarf keiner Bemerkung; außerdem kommt die Thalrichtung, welche beim Hauptthal mit einiger Abweichung die nördliche ist, in Betracht, denn sie gestattet sowohl dem Nordwind als auch dem Föhn, welcher über die südlichen Pässe und über die Berge selbst in das Land dringt und es durchstürmt, den Eingang. Kaum irgendwo tritt der Föhn, der wilde, ungebändigte Sohn der afrikanischen Wüste, mit ähnlicher Gewalt auf, als in Glarus. Nachdem sein Nahen durch leichte Wolken, durchsichtige Luft, bleichen Sonnenuntergang, reichere Wassermenge der Bergbäche und einige kalte Windstöße angekündigt worden ist, brechen plötzlich seine heißen Ströme regellos von den Höhen herab in das Thal und rasen in demselben mit so wilder Wuth, daß sie selbst die Einwohner, welche Föhnstürme oft erlebt haben, immer wieder von Neuem in Schrecken versetzen. Bäume werden geknickt und in die Tiefe geworfen, gewaltige Felsblöcke fortbewegt und herabgeschleudert, alle Gebäude zittern und beben, die Schindeln der Dächer fliegen durch die Luft, und Menschenleben gerathen in die höchste

Gefahr. Dabei fühlt sich Mensch und Thier durch die trockenwarme Luft anfänglich aufgeregt, darauf aber ermattet und erschlaft und selbst das Wild auf den Höhen und die Vögel in den Wäldern suchen sich in engen, unzugänglichen Verstecken vor dem schädlichen Einfluß des Föhnsturms zu schützen. Sorgfältig muß, während er das Thal tyrannisch beherrscht, in allen Häusern das Feuer gelöscht werden; die Feuerarbeiter stellen ihre Thätigkeit ein und Feuerwachen, aus zuverlässigen Bürgern zusammengesetzt, ziehen umher, um sich davon zu überzeugen, daß Unvorsichtigkeit keinen Brand veranlassen kann. Denn unabsehbares Unglück würde über die Ortschaft hereinbrechen, in welcher ein einziger Funke, schnell zu einer lichten Flamme angefaßt, irgend einen brennbaren Gegenstand ergriffe; in wenigen Minuten würden alle Wohnstätten in Flammen stehen und rettungslos verloren sein.

Glarus zählt etwas mehr als 30,000 Einwohner, eine verhältnißmäßig nicht unbedeutende Zahl, wenn man die geringe Ausdehnung des bewohnbaren Raumes in Betracht zieht. Im Mittelalter war es oft ganz schwach bevölkert, denn Kriege und Pesten zugleich verödeten seine Dörfer. Die Zahl der Katholiken beläuft sich auf etwa 4000, die der Reformirten auf mehr als 26,000. In früherer Zeit war das Volk von Glarus ausschließlich ein Hirtenvolk, das sich mit Viehzucht und Sennerei beschäftigte und auf seinen zahlreichen schönen Alpen — man zählt deren gewöhnlich nicht weniger als 88 — Käse sowohl für den eigenen Bedarf als auch zum Theil zum Verkauf ins Ausland und Butter erzeugte. Eine Art seiner Käse, der mit dem pulverisirten Steinklee gemischte grüne Schabzieger, in Deutschland gewöhnlich Kräuterkäse genannt, hat sich in ganz Europa Abnehmer zu verschaffen gewußt. Auch junges Rindvieh wird ausgeführt und zwar vorzugsweise nach Oberitalien. Für den Ackerbau sind nur einzelne Theile des unteren Hauptthals geeignet; fast der ganze Bedarf an Brodstoffen muß von Deutschland her eingeführt werden. Die Industrie hatte im Mittelalter im Linththal keine Stätte; nur Bergwerks-Unternehmungen kamen wiederholt zu Stande, scheiterten indeß in der Regel sehr bald und auch jetzt gewähren sie, wenn sie wieder aufgenommen werden, geringe Aussicht. Allein der Bruch der Schieferplatten im sogenannten Plattenberg ist einträglich. Am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kam dagegen die Baumwollen-Industrie auf, die für Glarus von hoher Bedeutung werden sollte. Ursprünglich beschäftigte man sich nur mit der Spinnerei und lieferte die Garne zur weiteren Verarbeitung nach Zürich; nach und nach entstanden indeß in Mollis und Glarus auch Kattunfabriken, welche sich bald ausdehnten. Tausende von Webstühlen waren am Anfang dieses Jahrhunderts in Thätigkeit, haben sich indeß seitdem beträchtlich vermindert. Dagegen sind mechanische Spinnereien entstanden, welche im Jahre 1850 bereits mehr als 70,000 Spindeln zählten. An sie schlossen sich Färbereien und Druckereien

an, welche die gewebten Stoffe vollendeten. Hauptfächlich findet der Abſatz der Glarner Fabrikate im Orient, in Aegypten und in den Barbareſten-Staaten, einſchließlich der franzöſiſchen Kolonie Algier, ſtatt; es werden daher meiſt Tücher, Schwals und orientaliſche Kopfbedeckungen im türkiſchen Geſchmack verfertigt, welche ſchweizeriſche Handeſshäuſer, die ſich in jenen Ländern angeſiedelt haben, vertreiben. Tücher mit Sprüchen aus dem Koran bedruckt, die der Reiſende in der Türkei anzukaufen und als Kurioſität heinzunehmen pflegt, ſind in der Regel in Glarus angefertigt worden.

Ohne Zweifel waren die Glarner früher allgemein ein ſchönes, kräftiges Völkchen; wo der Schlag ſich wie bei den Hirten und Semmen noch rein und ungeſchwächt erhalten hat, finden ſich große, ſchöne Männer und anſehnliche Frauen. Bei den Bewohnern des unteren Hauptthals hat dagegen die Handſpinnerei und die Arbeit in Fabriken auf die Körperkraft und die Geſundheit nachtheilig eingewirkt und Krankheiten hervorgerufen, von denen der Glarner noch vor hundert Jahren nichts wußte. Auch auf den Volkſcharakter konnte die Induſtrie nicht ohne Einfluß bleiben. Wo wie in den oberen Thälern Viehzucht und Semmerei noch den faſt excluſivlichen Erwerbſzweig bilden, da hat ſich auch das alte ureigne Weſen des Glarners noch faſt vollſtändig erhalten; da iſt das alte kernige Volk feſthaltend, das voll Liebe zur Heimath und Freiheit, auf ſeine Selbſtändigkeit und ſeine Rechte ſtolz keine Anſtrengung und keine Gefahr ſcheut und aller Entbehrungen ungeachtet ſeine wilden, im Winter vom Verkehr faſt ganz abgeſchloſſenen Sitze liebt und feſthält, oder doch, wenn einzelne ſeiner Glieder in die Fremde gewandert ſind, dieſe faſt immer zu ihnen gern zurückkehren ſieht. Anders ſteht es ſchon in den Fabrikdiſtricten. Geſcheut, klardenkend und ſcharfſinnig, der Schwärmerei und dem Pietismus feind, geſchickt, gewandt und fleißig findet ſich der Glarner leicht in gewerblichen Beſchäftigungen zurecht; aber er hat ſich dabei dennoch den Einflüſſen nicht ganz entziehen können, welche die Fabriken überall ausüben. Indem er ſeine Selbſtändigkeit durch den Brodherrn und die Maſchine beſchränken läßt, ſchwächt er in ſich das Gefühl der eigenen Bedeutung; die dumpfe Luft der Fabrikräume und die vielſtündige Arbeit, welcher er ſich ſchon in der Jugend unterwerfen muß, wirken wie auf den Körper, ſo auch auf den Geiſt nachtheilig ein; es bildet ſich das einſeitige Streben nach Erwerb aus, das ſich auch des heranwachſenden Geſchlechts bemächtigt. Dabei tritt die ſchroffe Trennung zwiſchen Reich und Arm, zwiſchen Herrn und Arbeiter hervor. Indes iſt trotz alledem, Dank den kernigen Stammes-Eigenthümlichkeiten des Glarner Volkes und Dank der großartigen und von den Menſchen Anſtrengungen fordernden Natur des Landes, noch immer Selbſtgefühl genug übrig geblieben und ſchon ein flüchtiger Blick auf die verfaſſungsmäßigen Zuſtände des Kantons und auf die Art und Weiſe, wie der Bürger ſeine alten demokratiſchen Rechte ausübt, auf den großen Neſt der freiheitlichen Bräuche, welche die Vor-

fahren hervorgerufen haben und die er zu wahren strebt, zeigt hinreichend, daß der Glarner nie auf jene Stufe herabsinken kann, auf der die Fabrikarbeiter in manchen industriellen Ländern z. B. in England stehen.

Die Landestracht tritt zwar auch in Glarus mehr und mehr gegen die fremde Mode, die Begleiterin der industriellen Thätigkeit, zurück; sie hat sich indes noch vielfach erhalten. Sie besteht aus dunklen Kniehosen, welche die früher üblichen sehr weiten sogenannten Schweizerhosen verdrängt haben, dunkler oft blauer Weste, aus der die weißen weiten Ärmel des Hemdes heraustreten, farbigen oder gestreiften Strümpfen, Schnallenschuhen und einem schwarzen niedrigen Hut, dessen beide Krampen etwas herabgedrückt sind. Als Uebwurf wird ein grober leinener Rock in Form eines Hemdes, der hinten eine Kappe zur Bedeckung des Kopfes bei schlechtem Wetter besitzt, getragen; doch kommen in neuerer Zeit häufiger wieder Tuchröcke vor. Origineller ist der Anzug der Mädchen und Frauen. Der blaue oder dunkelfarbige, mit einer Taille ohne Ärmel versehene Rock ist kurz und eng, aber faltenreich, die Ärme bedecken blendendweiße Hemdärme, welche oft bei der Arbeit heraufgeschoben werden, so daß sie nur bis zum Ellbogen reichen, die lange Schürze ist weiß oder gestreift, auf der Brust kreuzt sich ein weißes, rothgesäumtes Tuch, das auf dem Rücken dreieckig herabhängt, und weiße Strümpfe bedecken das Bein, während der Fuß in Schnallenschuhen steckt; endlich die kegelförmige Haube, welche nach vorn mit einer Frisur umzogen ist, sitzt leicht, als wenn sie herabfallen wollte, auf dem Hinterkopf.

Die ursprüngliche Bauart des Kantons ist diejenige aller deutschen Gebirgsthäler. Auf einem Unterbau aus Steinen erhebt sich ein Holzbau, der einen oder mehrere Stockwerk Höhe hat und durch ein schräges, mit schweren Steinen belastetes Dach überdeckt wird. Am einfachsten sind die Gebäude im oberen Linth- und im Sernstthal; im unteren Thal nehmen sie an Größe zu und sind im Innern besser eingerichtet, obwohl immerhin weit weniger schön und bedeutend, als die Bauernhäuser bei Thun und im nördlichen Theil des Kantons St. Gallen. Hier und da kommen Gebäude vor, welche mit einer Kalkkruste überzogen sind, aber dennoch nicht Wände von Mauerwerk, sondern von Holz besitzen. In neuerer Zeit haben sich indes die Steinhäuser mehr und mehr verbreitet; anfänglich nur zu Glaris, Mollis, Enneda u. s. w. die Wohnstätten der reicheren Fabrikanten und Kaufleute, finden sie sich jetzt auch im Besiz wohlhabenderer Bauern vor, und es giebt schöne Gebäude, namentlich in dem nach dem letzten Brande wiedererstandenen Glarus, die jeder größeren Stadt zur Zierde gereichen würden. Namentlich sind auch die Spinnereien ansehnliche Bauwerke, welche hinter denen anderer, im Allgemeinen reicherer Kantone in keiner Weise zurückstehen.

Zwei schwierige Pfade, welche nur geübte Bergsteiger betreten dürfen, führen von Disentis und Trons aus am Tödi vorüber in das obere Linththal, der eine über den rauhen Sandgrat, der andere über den 300 Fuß niedrigeren Kistengrat. Wir betreten zunächst den ersteren, steigen durch das Bündnerische Thal Barfauns über Alpweiden mühsam empor und erreichen in 8700 Fuß Meereshöhe die Sandgrat-Paßlücke, wo sich nach allen Himmelsgegenden hin eine großartige Aussicht auf Hochthäler, Gletscher und Gebirgskuppen öffnet. Hier wendet sich der Weg zwischen dem Felsen Zahn des kleinen Tödi oder Crap Claruna und dem Catjarauls über den Sandgrat abwärts auf die obere Sandalp. Wenige Alpen sind durch kühne Wanderungen so bekannt geworden, als die obere Sandalp; alle bekannteren Alpenwanderer der Schweiz haben sie beschritten und von hier aus schwierige und gefährvolle Besteigungen unternommen. Doch verdient sie auch um ihrer selbstwillen besucht zu werden; gewaltige Gebirgsmassen, Gletscher und Firnfelder umgeben sie; mächtig ragt an ihrem Rand der Bergriesen Tödi zum Himmel empor, vom schneebedeckten Geispugistock senkt sich der weiße, zerklüftete Geispugifirn herab und gen Süden lagert der mächtige Sandfirn. Nur wenige Wochen kann die öde, einsame Sandalp im Sommer mit Vieh befahren werden; denn bis zum Juli hin dauert die kalte Jahreszeit und schon im August tritt sie von neuem ein. Bei den Aelplern galt die Sandalp lange Zeit als verzaubert und von Geistern bewohnt; oft wollte man eine wunderbare zauberhafte Musik vernommen haben. Neuere Ermittlungen haben ergeben, daß der Wind in die Zwischenräume der lose aufeinander geschichteten Schieferplatten bläst und dadurch Töne hervorruft, welche denen der Aeolsharfe sehr ähnlich sind. Auf dem obern Staffel entspringt die Hauptquelle der Linth, der Oberstaffelbach, welcher an der steilen, fast 2000 Fuß hohen Rajenwand der Ochsenblanke einen prächtigen, sehenswerthen Fall macht. Zwei andere Gletscherbäche stürzen ihm tiefer unten in malerischen, zum Theil wilden Kataracten zu, der Röhthibach, welcher vom niedrigeren Nöthigipfel, einem von Stachelberger Kurgästen nicht selten besuchten Aussichtspunkt, herabströmt, und der Ausfluß des ausgedehnten Bifertenfirns. Wir haben die mittlere und untere Sandalp durchschritten und wandern durch eine enge Schlucht, in welcher der tobende Sandbach strömt, auf schmalem holprigem Wege über kahle Schutthalden abwärts. Endlich treten wir aus der Schlucht heraus und erreichen den Limmernbach, die zweite Hauptquelle der Linth, welche in den geborstenen Wänden des Selbianst und der Baumgartenalp entspringend aus einer finsternen Schlucht, fast der graufigsten in den Alpen, herabbraut.

Unter allen Glarnerischen Bergen treten Tödi und Glärnisch durch Höhe und Gestalt hervor, aber von beiden nimmt immer der Tödi den ersten Rang ein. Von der untern Sandalp aus gesehen, wetteifert er mit dem Monte Rosa bei Macugnaga und dem Montblanc im Thal von Chamounix. Seine breite burg-

ähnliche Kuppe theilt sich durch eine Vertiefung in zwei Gipfel, den eigentlichen Tödi und den Piz Rosein. Auf der Südseite breitet sich ein weites Firnthal aus, von welchem zwei prachtvolle Gletscher auslaufen, die sich um den Berg herumschlingen und in die nördlichen Thäler herabstürzen; auf der Nordost- und Westseite sind die Wände steil und von Schnee entblößt und Gräte verbinden den Niesenberg mit seinen Nachbarn im Osten, dem Bisertenstock, und mit den Clariden und dem Scheerhorn im Westen. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts ward die Besteigung des Tödi von dem rüstigen Bergwanderer Pater Placidus Specha zu Disentis, indeß fruchtlos, versucht und auch spätere Unternehmungen z. B. durch den Botaniker Hegetschweiler und Andere hatten keinen besseren Erfolg. Da beschloß im Jahr 1837 der kühne Hirt und Wildheuer Bernhard Vögeli, ein sechs-
zigjähriger Mann, im Verein mit zwei Jünglingen den Tödi von der Sandalp aus über den Bisertenfirn zu ersteigen; und wenn auch die ersten Versuche scheiterten, so gelangte er doch endlich, nachdem er die größten Gefahren überstanden hatte, glücklich ans Ziel. Wenige Tage später geleiteten die kühnen Männer Herrn v. Dürler aus Zürich auf die Tödspitze. Auch diesmal fehlte es an Gefahren nicht und kaum konnten mehrmals die Wanderer dem sicheren Tode entfliehen. Gegen 12 Uhr Mittags befanden sie sich in der Einsattelung zwischen Tödi und Rosein, hieben hier Stufen in den steilen Grat, von dem sie in etwa einer halben Stunde auf die Kuppenfläche gelangten. Der erste Eindruck, den dieser Schauplatz auf das Gemüth machte, war so überwältigend, daß die Bergsteiger, ehe sie an die Betrachtung der einzelnen Gegenstände gehen konnten, sich im Allgemeinen mit einer so außerordentlichen wundervollen Welt befreunden mußten. Rings um sie her stiegen schwarzgraue Felshörner und blendende Schneegipfel in die dunkelblaue Luft empor. Zu ihren Füßen lagen von schroffen Felsgräten umzäumt weite Firnthäler, denen nach allen Seiten zackige Gletscher entströmten. Westlich erhoben sich die Häupter der Berner Alpen, südlich die zahllosen Gipfel Graubündtens, östlich die Tyrolergebirge, nördlich breitete sich die unabsehbare Ebene der nördlichen Schweiz und Süddeutschlands aus. Aus dem Chaos von Bergen die einzelnen zu bestimmen, war wegen des ungewohnten Standpunktes eine sehr schwierige Aufgabe. Das ganze Linththal lag in furchtbarer Tiefe deutlich da; man konnte vermittelst eines kleinen Fernrohrs nicht nur die Häuser von Stachelberg unterscheiden, sondern beobachtete, wie gleich nachdem das verabredete Zeichen mit der Fahne gegeben worden war, die Leute sich zwischen dem Dorfe und dem Badegebäude hin und herbewegten und wie im Bade selbst eine Menge Personen an die offenen Fenster des Speisesaales drängten und den Altan füllten. Seitdem ist der Tödi noch mehrmals bestiegen worden, aber alle seine Besucher bestätigen die früheren Berichte von den großen Schwierigkeiten und Gefahren, welche die Bergwanderer erwarten.

Von der Mündung des Limmernbachs weiter abwärts wandelnd gelangen wir, von Zeit zu Zeit rückwärts blickend auf die gewaltigen Berge, deren Gipfel in unabsehbarer Höhe von leichten Wolken bedeckt sind, nach dem freundlichen Bergvorsprung im Ueli, von wo ein Gletscherpfad nach dem Kistengrat führt. Leitet er uns auch von unserem Wege ab, so müssen wir ihn doch bis zur Pashöhe verfolgen. In wenigen Minuten erreichen wir die Baumgarten-Alp, welche eine herrliche Aussicht auf die Berge rings umher und das Linththal bietet, und von dort über Alpweiden und Höhen nach längerer Wanderung zur Nuttalp. Hier liegt in einer kesselartigen, öden Vertiefung mehr als 7500 Fuß über dem Meere ein kleiner Hochsee, der Nuttsee, der etwa 8000 Fuß Umfang haben mag. Gleich andern ähnlichen Seen ist er nur wenige Wochen im Sommer eisfrei; reicht er doch bis an die Schneegränze fast heran. Sein Abfluß läßt sich nur kurze Zeit verfolgen; plötzlich verliert er sich in einen engen, aber unzweifelhaft tiefen Trichter und die Aelpler behaupten, daß er erst tief unten am Fuß der Felswand im Limmernobel als neue Quelle wieder zum Vorschein komme. Vom Nuttsee wendet sich der Pfad zum kleinen Kistengletscher, den wir überschreiten müssen, um über den Gletscher selbst und eine steile schneebedeckte Schutthalde auf die Kistenhöhe (8500 Fuß über dem Meere) und von dort abwärts steigend über die Rubialp nach Brigels in Graubünden zu gelangen. Auch die Wanderung zum Kistenpaß ist schwierig und anstrengend gleich der zum Sandgrat, aber sie bietet der großartigen Punkte viele und wer sich auf Kopf und Fuß verlassen kann, muß sie jedem bequemeren, aber sicher weniger lohnenden Unternehmen vorziehen.

Von der Kistenhöhe, über welche einst Suwarow mit seinen Schaaren zog, kehren wir zur Bergzinne Ueli zurück und wandern über Felsen abwärts zur weitberühmten Pantenbrücke, einer der großartigsten Stätten der Schweiz. Ueberall steigen gewaltige Felsen empor, rechts der Altenohren, links die grauen Wände der Baumgartenalp, geradaus die nackte, schauerliche, fast senkrecht aufsteigende Pyramide des Selbsanft oder Grepplim. In der Tiefe einer schmalen Kluft braußt und schäumt der Sandbach, über welchen sich 196 Fuß über dem Wasserspiegel die Brücke hinreckt. Die Einen leiten den Namen Pantenbrücke von *pons pendens*, hangende Brücke her, Andere bezeichnen sie mit Rücksicht auf eine Sage als gebannte Brücke. Zwanzig Fuß lang und vier Fuß breit, auf beiden Seiten durch drei Fuß hohe Mauern gesichert, schwang sie sich Jahrhunderte hindurch in einem Bogen über den Abgrund, bis sie im Jahre 1852 zusammenstürzte und durch eine hölzerne Brücke ersetzt wurde. So seltsam schien sie den Vorfahren, daß die Sage sie wie die Teufelsbrücke in Uri nicht als Menschenwerk anerkennen mochte, sondern durch ein Wunder entstehen ließ. Und in der That war sie für die früheren Jahrhunderte kühn und außerordentlich genug, zumal niemand zu

errathen vermochte, zu welchem Zweck sie mit gewiß großem Aufwand an Zeit und Mühe an dieser Stelle, an einem einfachen Alpenwege erbaut ward.

Von der imposanten romantischen Stätte der Pantenbrücke, bis wohin die Kurgäste von Stachelberg häufig zu gehen pflegen, steigen wir hoch über dem Thalgrund über Schutthalden unter den Wänden des Altenohren steil abwärts und überschreiten nach kurzer Zeit die im steinigen Bett fließende Linth, welche der engen Felschlucht sich entwunden hat. Bald erblicken wir den herrlichen Kataract des Schreibachs. Von den Altenohren-Alpen und dem Kammerstock kommend stürzt er über eine 230 Fuß hohe Felswand seine mächtigen in feinen Staub auseinanderfließenden Wassergarben mit zischendem, schreiendem Getöse — daher der Name — in die Linth. Unweit davon sprudelt in einem Ahornwäldchen die St. Fels- und Regula-Quelle, einer jener nicht ganz seltenen Quellbrunnen, welche deshalb, weil nach der Volkslegende die Zürcher Schutzheiligen bei ihnen gewohnt, aus ihnen getrunken haben sollten, in früherer Zeit einer gewissen Verehrung genossen und als Heilbrunnen betrachtet wurden. Jenseits der Linth aber macht der Fättschbach, der vom Urnerboden herkömmt, seinen 180 Fuß hohen Fall in ein malerisches bewaldetes Becken und von der felsigen Gnüswand fließt der starke Gütlibrunnen, ein merkwürdig heller und klarer Quell, der zugleich von Anfang an sehr wasserreich ist. Der Volksmeinung zufolge ist er der unterirdische Abfluß des hochgelegenen Nuttsees, während dagegen der biedere, einfache Trümpi in seiner Chronik annehmen will, er und andere ähnliche Bäche möchten unterirdischen Seen, deren es in Glarus mehr als die sichtbaren geben solle, entfließen.

Die wilden, einsamen Felsenpartien liegen jetzt hinter uns; prächtige grüne Auen und Matten, die sogenannten Auen- oder Lustengüter, schließen sich an schöne Felder an und am rechten Ufer der Linth erblicken wir das erste Dorf des Thals, das freundlich gelegene Linththal, das von Katholiken und Reformirten gemeinschaftlich bewohnt wird. Es zerfällt in mehrere Theile. Zu „an der Matt“ erhebt sich aus dunklem Buchenwald die alte katholische Kirche, im „Dorf“ die neuere reformirte auf einem kleinen Hügel und jenseits am linken Ufer des Thalstroms liegt das Dörfchen Emmetlinth, das im Jahre 1794 seine schönsten Wiesen durch die Ueberschwemmungen der hoch angeschwellenen Linth verlor und mehrere zerstörte Häuser zu beklagen hatte. Unweit Emmetlinth erblicken wir auf einem schönen saftig grünen Wiesenabhang am Fuß des Braunwaldberges die Gebäude des bekannten Stachelberger Bades. Lange schon ist die Quelle bekannt und schon Scheuchzer spricht von der heilkräftigen Quelle im Seggen oder von Braunwald; aber sie wurde, weil sie schwer zugänglich war, sehr wenig benutzt. Nachdem sie am Anfang dieses Jahrhunderts endlich wiederholt untersucht und beschrieben worden war, suchte man bald nachher durch Felsen-

spaltungen die nur geringe Wassermenge fruchtlos zu vermehren, verschloß die Quellgrotte und legte eine einfache Wasserleitung nach dem Thal an. Im Jahr 1830 wurden darauf die neuen Badegebäude, in welchen seitdem viele Tausende von Kurgästen Heilung gesucht haben, errichtet. Die sehr schwach fließende Quelle hat 8° Reaumur Wärme, fühlt sich seifenartig an und riecht stark nach Schwefelwasserstoffgas, ist aber auch eins der stärksten Schwefelwasser, das beim Baden mit dem erwärmten Wasser des Braumbachs vermischt werden muß. Nicht selten wird es auch getrunken und versandt und gilt als außerordentlich heilsam bei Gicht, Rheumatismus und Hautkrankheiten.

Stachelberg ist unzweifelhaft einer der durch seine prachtvolle Lage ausgezeichneten Kurorte der Schweiz und bietet von seinem Kurhause aus nicht nur eine herrliche Aussicht auf das Thal der Linth und die es umgebenden Gebirge, sondern auch die beste Gelegenheit zu den lohnendsten Wanderungen auf die Höhen und in Bergthäler. Treten wir auf den Balkon des Kurhauses, vor dem ein hübscher Springbrunnen aufsteigt. Vor uns und thalabwärts liegt das ziemlich breite Linththal mit seinen Ortschaften, Wiesen, Baumgärten und Feldern; gegenüber erheben sich steile, hohe Berge, welche mit dunklem Wald und schönen grünen Weiden und Alpen bedeckt sind und an denen einzelne Häuschen und höher hinauf kleine schwarze Sennhütten den Blick auf sich ziehen; zahlreiche Bäche fließen hier und malerische Wasserfälle stürzen dort herab; im Hintergrund aber strecken sich der Altenohren, der Selbsaust und der Ruchi, drei massige Gebirge, bis in die Wolken und zwischen ihnen lagern die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gipfel der Klariden, des majestätischen Tödi und des ihm nicht nachstehenden Bisertenstocks. An einem schönen Sommertage, etwa gegen Ende des Junimonats, wenn noch alle Bergbäche reichlich fließen, Wälder und Wiesen frisch grün sind und der Schnee der hohen Berge weiter als im Hochsommer herabreicht, durch das Linththal bei Stachelberg wandern, ist fast das Schönste, das sich in der herrlichen Schweiz erleben läßt und wird nur noch übertroffen durch den Abend, der die Bergspitzen mit Glühroth überziehend einem solchen Tage zu folgen pfllegt.

Unter den Bergpfaden, welche von Stachelberg und Linththal ausgehen, sind neben denen über Sandgrat und Ristenhöhe zwei von Bedeutung, der Reitweg nach dem Klausenpaß und nach Altorf und der Fußpfad über das Richelli nach Elm im Sernstthal. Der erstere geht über Emmelintli nach dem Fätschbach und nahe an den Fällten vorbei am linken Ufer des Baches steil aufwärts über freundliche Maienfässe und durch Wald und erreicht in etwa zwei Stunden die langgestreckte Alp Urnerboden, von der wir bereits bei Uri gesprochen haben. Auch als größerer Spaziergang empfiehlt er sich denen, welche sich für einige Wochen allein der herrlichen Gegend wegen zu Stachelberg festhaft gemacht haben.

Schwieriger und anstrengender ist der Bergweg nach Elm. In dem nördlichen Ausläufer des Rilschenberges führt er hinauf, verfolgt den wilden, oft ausbrechenden, unstillen, im Glarner Lande zum Sprichwort gewordenen Durnagelbach — wankelmüthig wie der Durnagelbach, pflegt der Glarner zu sagen — bis zur Durnachalp, steigt von hier auf die Nichelli-Alp und erreicht bald zwischen dem Hahnenstock und Leiterberg das Nicheligrätli oder Furkeli, den Uebergang zur Frugmatt, welche sich bereits auf der Seite des Sernstthals befindet und gegen den Käpfstock hinzieht. Weiter abwärts nach Elm zu liegen am Fuß des Erbsenstocks die schöne Erbsalp und noch tiefer in einer sumpfigen Gegend am Steinibach die Schwefelquellen des ehemaligen Wichlenbades, deren unbedeutende Badehütten jetzt ganz verschwunden sind. Wie jede der benachbarten Höhen, so bietet auch der Nichelipafz einen prachtvollen Blick auf Berge und Thäler; ostwärts streben an der Wichlenalp wilde Felsenstöcke empor, im Westen zieht sich das einsame, kaum von einer weidenden Heerde besuchte Durnachthal hin, südwärts thronen Hausstock und Vorab und gegen Norden tritt der gewaltige Gipfel des Glärnisch aus dem Berggewirr stolz und majestätisch heraus.

Bei Linththal beginnt die gute Fahrstraße, welche auf der linken Seite der Linth thalabwärts nach Glarus führt. Die ersten Dörfer, Reuti am verheerenden Durnagelbach, bekannt durch die unglücklichen Kretins, welche hier zahlreicher als anderwo gefunden werden, und Bettschwanden, dessen Kirche eine der ältesten des Kantons ist, bieten nichts Bemerkenswerthes; ihre Einwohner sind arm und ihre Fluren werden fortwährend durch die Linth bedroht. Weiter folgen Dornhaus mit dem armuthigen Fall des ungestümen Diesbach, der aus dem Milchspüler See am Käpfstock herkömmt, das am Eingange des Diesbacher Thals lieblich und sonnig gelegene Dörfchen Diesbach, das hübsche Hüzigen und jenseits der Linth, welche hier die Straße überschreitet, das Pfarrdorf Luchsingen mit seiner neuen Pfarrkirche und einer wenig besuchten Schwefelquelle. Herrlich ist noch immer der Rückblick auf den Hintergrund des Thals und die mächtigen Bergriesen, welche den schimmernden Sandfirn überragen. Bei der gewerbsamen, von prächtigen Wiesen umgebenen Dorfschaft Leuggelbach sprudelt der Leuggelbach aus Felsenpalten heraus, stürzt sich weißschäumend und fast in Staub aufgelöst über die Wände des Leuggelberges in ein Buchwäldchen und ergießt sich darauf vereint mit andern am Fuß des Berges entspringenden Bächlein in die Linth. Wie der Gütlibrunnen aus dem Muttfsee, so soll der Leuggelbach aus dem lieblich am fernen Bächistock gelegenen Oberblegi-See unterirdisch herabkommen. Wie sein Ursprung entdeckt wurde, das erzählt die Sage vom verwegenen Ziegenhirten, der Gott versuchend über den See zu schwimmen unternahm und dessen Kopf der Leuggelbach auswurf. Als Probe der Glarner Mundart wiederholen wir die hübsche Sage hier nach Heer und Blumer (der Kanton Glarus):

„An Oberblegi ist e See. Wo d's Wasser inne chut g'sieht me; aber wos ufe lauft, het me — n — erst g'merkt, wo der Leuggelbacher Geißer g'meint hat, er mues chritzwis driiberübere schwimme. Der Bur i der Hütte het eins gwehret und geseit: „Bis nüd e Nar. Me mues nüd Gott versueche — stat i der G'schriht.“ Aber der Geißer git umme: „Sygs jets dem Herrgott lieb oder leid, jo will i übere.“ Der Bur tenkt: „Nu sine?“ und luegetem zu, wie — n — er schwimmt. Schier wär er dünne gñi, da nints ene uf ei Mal abe. (Der Haggema wird enne tenk bime Bei guu ha). Um die selb Stund holt sy Mueter im Leuggelbach Wasser. Wes meined er, des er i d'Gelte g'sprunge syg? Der Chopf vu ihrem Bueb, wo übern See het welle schwimme.“

Ähnliche Seesagen sind in der Schweiz nicht selten; wer über Seen schwimmen will, „seis Gott lieb oder leid“, geht regelmäßig zu Grunde. Ein Strudel erfasst ihn, oder der Haggema (der Hafenmann), der schweizerische Wassermann, der in den Seen wohnt, zieht ihn in die Tiefe, oder er fällt dem mastbaumlangen Fische anheim, welcher nach Scheuchser auch im Oberblegisee hausen soll und der vielleicht einer halbbewußten Erinnerung an die Midgardschlange seine Entstehung verdankt.

Jenseits der Linth, Leuggelbach gegenüber, zeigen sich die hübschen gewerbefleißigen Ortschaften Haslen und Zusingen, letztere bekannt als Geburtsort zweier der tapfersten Männer der Schweiz des bekannten Bürgermeisters Stüssi von Zürich und des eben so bekannten Wala, der im Schwabenkriege mit zwanzig Reitern den Kampf aufnahm und ihn, indem er drei derselben büggelos und wehrlos machte und die übrigen mit Lanze und Schwert verwundete, zu seiner Ehre durchführte. Denn der feindliche Führer, ein Freiherr v. Brandis, der dem Gefechte beiwohnte, ließ endlich den Helden bewundernd den ungleichen Kampf einstellen und gab ihm ein glänzendes Zeugniß in die Heimath mit. Diesseits des Stroms aber liegt annuthig das kleine gewerbefleißige Nittfuhren und eine halbe Stunde weiter abwärts, da wo der Sernftbach in die Linth mündet, erreichen wir das große, wohlhabende Pfarrdorf Schwanden.

Schwanden, hier und da als Flecken bezeichnet, hat etwa 2000 Einwohner, seine Pfarrgemeinde umfaßt indeß doppelt soviel Seelen und ist, da sie sich weiterum erstreckt, das größte und volkreichste Kirchspiel des Landes. Der Ort selbst liegt am linken Ufer der Linth, über welche sich eine Brücke zieht, oberhalb der ebenfalls überbrückten Mündung des Sernftbaches in schöner freundlicher Gegend. Die Einwohner bekennen sich fast sämmtlich zur reformirten Konfession; einer der Hauptbeförderer der Reformation, Landammann Paul Schuler, war von Schwanden gebürtig, aber erst nach vielfachen Kämpfen und Aufregungen, wobei auch die Frauen sich theiligten, gelang es, die bedrohte Glaubensfreiheit sicher zu stellen. Lange Zeit wurden zu Schwanden alljährlich die reformirten

Landsgemeinden abgehalten. Industrie und Handel haben nach und nach im Ort ihre Stelle gefunden; nachdem die Bürger sich zuerst auf den Handel mit Schieferplatten von Elm geworfen hatten, errichteten sie Baumwollen-Spinnereien und Webereien und verfertigten einen eigenen, aus Wolle und Lein gemischten Stoff, den man Mäzen nannte. Auf einem Hügel hinter Schwanden trauern die letzten Reste der alten, bedeutenden Burg Bänligen, welche den angesehenen und mächtigen Freiherren von Schwanden gehörte. Einer der letzteren war Burkard von Schwanden, der treueste Anhänger Kaiser Adolphs von Nassau; durch Kaiser Albrecht aus der Heimath vertrieben, trat er in den Johanniter-Orden, nahm darauf an dem Heldenkampf des Ordens auf Rhodus Theil und starb hochgeachtet und verehrt als oberster Meister des Ordens in der Schweiz.

Bei Schwanden mündet in das Linththal das Sernst- oder Kleintal, das zweite größere Thal des Kantons. Von hohen, meist steil abfallenden Bergen eingeschlossen, zieht es sich vom Hausstock an mehr als fünf Stunden weit herab und nimmt viele kleine, furchenartige Thäler auf, deren Bäche sich in die wilde Sernst stürzen. In seinem oberen Theil ein schönes grünes, von freundlichen Anhöhen umgebenes Hochthal, verengt es sich nach unten zu und endigt endlich in einer schmalen Schlucht, durch welche sich der Thalstrom brausend windet. Seltener besucht als das Linththal bietet es doch wunderschöne Partien und alle Reize der höheren Thäler, und namentlich seine Uebergänge in das Vorderrheintal verdienen von allen Touristen, welche die Mühen und Anstrengungen einer Fußwanderung über schwierigere Pässe nicht scheuen, besucht zu werden.

Aus den Wassern, welche von Käpfe-, Wichlen- und Hausstock herkommen, bildet sich auf der Erbs- und Frumatt-Alp die junge Sernst und erreicht bald die Stelle, wo der am Ranzler-Pass entspringende Jäz-Bach sich mündet. Hier liegt am Fuße einer Felswand das kleine eingegangene Wichlenbad, über welches sich der Bergpfad zum Nickerlipass und nach Stachelberg zieht. Bevor wir weiter abwärts wandern, steigen wir zur Rasthöhe auf gangbarem Reitweg empor. Wir überschreiten den Jäzbach, betreten die rauhe steinige Jäzalp, der gegenüber einige hübsche Wasserfälle von der Alp Ferbs herunterbrausen, und kommen von dort nach dem Wallenboden. Am Hang einer Schutthalde aufwärts gelangen wir in wenigen Minuten auf den Felsvorsprung Ringgenkopf (Quolm Glaruna), bei dem die näher aneinander rückenden Felsen den schaurigen Jäzschlund, auch die Gurgeln genannt, bilden. Wer kühne Wagstücke liebt, kann hier auf steiler Schneebahn durch die mit Schnee gefüllte Schlucht der Martinskrinne (Crena Martin) mit Hilfe des Alpstocks windschnell hinabgleiten; indeß ist diese Fahrt nicht immer ohne Gefahr. Höher hinauf liegt ein kleiner See, an dem vorüber wir zu dem berühmten Hereneck gelangen, wo nach der Volkssage die Heren des Glarner Landes und des Vorderrheintals sich zu Festen und Tänzen zu ver-

sammeln pfliegen. Von hier aus erreichen wir über Schnee wandernd die Paßhöhe (Quolin da Pigniu) in 7500 Fuß Meereshöhe zwischen dem Vorab (Biz Mar) im Osten und dem schönen, schneebedeckten Hausstock im Westen, von dessen schwer zugänglicher tafelförmiger Kuppe sich eine bezaubernde Aussicht bieten soll. Jenseits steigt der Saumpfad abwärts über die Schutthalde der Nisi, die Maralp und die Kreuzegg, am gehauenen Stein, einem in uralter Zeit mühsam mit Hammer und Meißel geöffneten Durchgang, vorüber und durch das düstere Tobel des Ranaska-Bachs nach Pigniu (Panix). Den Weg über den Panixer Paß legte Suwarow in den Tagen des 5. bis 10. October 1799 zurück, als er, aus Italien über den Gotthard kommend, aus dem Schächen-Thal über den Kinzig-Kulm in das Muotta-Thal und von dort über den Prigel nach Glarus gezogen war, sich aber in Folge des großen Sieges der Franzosen bei Zürich am 25. September desselben Jahres auch hier nicht zu halten vermochte. Schwere Verluste hatte er schon am Gotthard, Kinzig-Kulm und bei den Kämpfen im Muotta-Thal erlitten; weitere trafen ihn hier an Maralpbach, in welchem viele seiner Krieger den Tod fanden. Aber dieser kühne, fast verwegene Zug rettete die russische Armee, der alle anderen Wege verschlossen waren, und wird deshalb in der Kriegsgeschichte jener Zeit immer eine große Rolle spielen.

Nach diesem Abstecher auf die Höhe des Panixer Passes wenden wir uns zum Wichlenbade zurück, überschreiten den Sernstbach, gelangen zum kleinen Steinibach, indem wir hübsche, aber oft durch Bergwasser und Rüsfinen verheerte Alpen betreten, passiren die Weiler Obmoos und Schwendi und erreichen endlich das reformirte Pfarrdorf Elm, dessen alte, hölzerne Häuser am linken Ufer der Sernst, in anmuthiger, aber nicht sehr sonniger Umgebung ringsumher zerstreut sind. Elm ist ein unbedeutender Ort, der vorzugsweise Viehzucht treibt; seine Einwohner sind nicht nur wohlhabender als die übrigen Inassen des Sernstthals, sondern zeichnen sich auch durch Schönheit und kraftvollen Bau aus. Namentlich die Männer fallen, nachdem man die unteren Bauersame durchwandert hat, günstig auf. Mehrere Einwohner von Elm bezeichnen sich als Nachkommen jenes Stauffacher von Steinen, dessen Name durch die Traditionen von Wilhelm Tell und den Freiheitskämpfen der Urkantone weltbekannt geworden ist. Nach Westen, Süden und Osten hin ist der Ort von mächtigen, in ewigen Schnee gehüllten Bergen eingeschlossen, aus denen der Kärpfstock, der Hausstock, der Vorab, der Ofen, der Tschingelspiß (Biz da Glich), die Scheibe und der mächtige Biz Sardona hervorragen. Herrlich nehmen sich von Elm aus gesehen die prächtige Pyramide des schneebedeckten Hausstocks und die steil abstürzenden, furchtbar gespaltenen und gefurchten Wände und Flühe des Vorab aus.

Vom Dorf Elm führt ein schwieriger, beschwerlicher, aber interessanter Pfad dem Unterthalbach folgend auf die Alp Ramin und von dort über den Ramin-

grat südlich am Joostöckli vorüber auf die Joosalp, von wo man über die Seesalp in das einsame Weißtannenthal und in das Calseuser-Thal gelangen kann; ein anderer nicht weniger bemerkenswerther und beschwerlicher Bergweg leitet auf die Höhe des Segnes- oder Flimser-Passes und in sechs Stunden nach Flims in Bündten. Selten und nur von ganz schwindelfreien Bergwanderern betreten, wird er bei schlechtem, nebligem oder stürmischem Wetter höchst gefährlich und schon oft haben auf ihm selbst mitten im Sommer einzelne Reisende ihr Leben eingebüßt. Von Elm aus führen zwei Wege auf die Tschingelalp am Fuß der Passhöhe, der eine, weitere über den mittleren Tschingelstafel, der andere nähere aber Schwindel erregende durch die fürchterlichen Felswände des Tschingel und an gräßlichen Abgründen vorüber, durch welche selbst der Naturforscher Scheuchzer, nachdem er schon mehrere kühne Bergreisen zurückgelegt hatte, in Schrecken versetzt wurde. Auf dem ersteren Wege hat man fortwährend die Martinswand vor sich, eine mächtige breite Felsmauer, durch welche ein dreieckiges Loch geht, das den blauen Himmel durchblicken läßt. Alljährlich am dritten, vierten und fünften März und am 14. und 15. September fallen die Strahlen der Sonne durch das Martinsloch oder Martisloch zuerst auf den Kirchturm zu Elm und beleuchten ihn. Ein ähnliches Loch findet sich bekanntlich auch am Eiger im Berner Oberland und führt seltsamer Weise den gleichen Namen. Waghälse steigen mitunter zum Martinsloch hinauf, um durch dasselbe nach der Segnesalp zu gelangen; ihrem Bericht zufolge hat es mehr als dreißig Fuß im Durchmesser. Nichts desto weniger erscheint es von Elm aus oft nur als eine kleine Schneefläche. Wodurch es seinen Namen erhalten, hat bisher niemand errathen mögen; auffallend ist es indeß, daß an den Namen Martin sich viele Bergbezeichnungen knüpfen. Der gewöhnliche Pfad von der Alp zur Passhöhe, welche nördlich vom Tschingel, liegt spitzführt steil über Abhänge und Felsbänder bis über 8000 Fuß Meereshöhe hinauf, und steigt von hier über Schnee an den oberen Flimser-Gletscher vorbei und die untern theilweise überschreitend nach dem bündtnerischen Dorfe Flims hinab.

Bei Elm wendet sich das Thal, das sich bisher von Südwest nach Nordost zog, nach Nord; mitten durch dasselbe fließt die Serust, welche schon bei Elm im Verein mit ihren Seitenbächen oft fürchterliche Verheerungen anrichtet. Auf der schönen Fahrstraße wandern wir über Brumbach und den Thalbach überschreitend nach dem alten Dorfe Matt an der Mündung des Krauchthals und am Fuß des wiesenreichen Weißberges. Nicht klein, aber ohne Bedeutung und arm besetzt es von merkwürdigen Gebäuden nichts weiter als eine Kirche, welche nach derjenigen von Glarus die älteste des Landes sein soll und angeblich 1261 gestiftet wurde. Zur Zeit der Reformation gehörten seine Einwohner zu den ersten Glarnern, welche die Glaubensverbesserung annahmen. Auch zu Matt sollen Nachkommen Stauffachers wohnhaft sein, deren Vorfahren von Steinen im Kanton

Schwyz schon sehr früh hierher übersiedelten. Matt ist den Verheerungen der Bergbäche sehr ausgesetzt und seine Einwohner stehen in Körperlichkeit und Gesundheit hinter denen von Elm weit zurück. Nicht nur Kröpfe zeigen sich nicht selten; auch Kretins, gewöhnlich Tölpel genannt, sind vorhanden. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Viehzucht und Arbeit im Schieferbergwerk am Plattenberg, einem Theile des Freibergs am rechten Linthufer. Schon am Anfang des 17. Jahrhunderts wurde der Bruch eröffnet und in ziemlich ausgedehntem Maaße betrieben, denn Händler mit Glarner Schiefertafeln zogen durch alle Länder und selbst Tischplatten gingen nach Ost- und Westindien. Erst in neuester Zeit aber wird der Plattenberg durch eine Actien-Gesellschaft regelmäßig ausgebeutet. Am bequemsten gelangt man von Engi aus zum Bruch, indem man die Wiesen und Schutthalden am rechten Ufer der Sernst hinaufsteigt. Der Thonschiefer ist schwarzblau und wird in beliebig großen Platten von $\frac{1}{6}$ bis $1\frac{1}{2}$ Zoll Stärke zu Schreibtafeln, Tischplatten und Dachschiefern gebrochen. Wissenschaftlich wichtig sind die schönen und merkwürdigen Abdrücke vorweltlicher Fische der verschiedensten Arten, welche im Schiefer gefunden werden und von denen in allen Petrefacten-Sammlungen Europa's sich mehr oder weniger gute Exemplare vorfinden.

Oberhalb Matt am Weissenberg liegt eine Höhle, deren Wände mit Tropfstein überzogen sind; anfänglich eng, theilt sie sich in zwei Arme, von denen der eine vermauert ist. Sie heißt das Heidenloch und die Sage beschäftigt sich lebhaft mit ihr. Ein großer Schatz der Bergzwerge soll in ihr verborgen sein; er liegt in einer ungeheuren Kiste, auf welcher ein kleiner schwarzer Hund sitzt und schläft. Will jemand den Schatz stehlen und dringt in die Höhle, so erwacht und bellt der Hund und fruchtlos sucht dann der Verwegene den Ausgang; er findet ihn nicht und muß elend umkommen. Einmal brachte man ein weißes Schaf in das Heidenloch; bald darauf kam es bei Schwendi, das $\frac{3}{4}$ Stunden entfernt im Linththal liegt, rothgefärbt zum Vorschein.

Von Matt führt ein Bergpfad über den Nisetengrat ins Weisstannenthal, aber er pflegt nur sehr selten betreten zu werden, und wir wandern daher weiter thalabwärts am rechten Ufer der Sernst entlang. Das nächste Dorf ist Engi, neben Matt die ärmste Gemeinde des Kantons, welche nicht nur durch Ueberschwemmungen leidet, sondern auch schon mehrmals durch Bergstürze beschädigt ward. Jenseits Engi wird das Thal schmaler; wir schreiten zunächst an den schönen Fällen des Sell- und des Mülibachs vorüber und steigen darauf nach dem Weiler Waag steil ab, wo sich ein herrlicher Blick auf das Linththal darbietet. Von hier ab wird das Sernstthal, das sich nach Westen gewendet hat, eng und schluchtig und zwischen den Flüssen braust und schäumt der Strom über die losgerissenen Fels-

blöcke, welche er beim Hochwasser zornig hin- und herschüttelt und endlich bis in die Linth wälzt, die sie langsam aber sicher bis in den Wallensee hinabträgt.

Zurückgekehrt nach Schwanden werfen wir noch einmal einen Blick auf die freundliche Umgegend und das obere Thal der Linth gegen Stachelberg zu und wandern dann auf der linken Seite des Stroms nordwärts. Auf einer schönen, sonnigen Halde tritt uns das wohlhabende Dorf Mülödi entgegen, dessen Einwohner sich durch gewerbliche Thätigkeit im Lande und auch Handel im Auslande Vermögen, oft auch Reichthum erworben haben. Links erhebt sich der gewaltige Glärnisch, rechts der Säffis, der Weißkamm und der Schilt; vor uns erblicken wir Glarus, die Hauptstadt des Kantons, links das große Dorf Enneda, dessen hübsche Häuser und schöne Kirche von dem Wohlstande zeigen, den sie sich durch Industrie und Handel zu verschaffen gewußt haben. Schnellen Schrittes nahen wir uns Glarus, in dessen gastlichen Mauern wir leicht ein Obdach finden, das selbst den Ansprüchen Verwöhnter zu genügen vermag.

Die Tradition von St. Felix, der der thebaischen bei St. Maurice im Wallis im Jahre 302 durch Maximilian niedergemetzelten Legion angehört haben soll, und von seiner Schwester Regula schiebt die Entstehung von Glarus bis in die Zeit der Römer zurück; die Legende von St. Hilarius läßt den Ort mindestens schon im siebenten Jahrhundert bestehen. Jedenfalls ist Glarus sehr alt; indeß war es selbst im Mittelalter nur klein und gewann erst da erhöhte Bedeutung, als der Kanton seine Freiheit von Säckingen zu erringen verstand und der älteste und bedeutendste Kirchhof den Mittelpunkt des Gemeinwesens zu bilden anfing. Indesß hat es Glarus, trotzdem es sich mit Industrie und Handel beschäftigt, bis jetzt doch nicht höher als auf etwas mehr denn 4000 Einwohner zu bringen vermocht, von denen nur etwa 12 Procent Katholiken sind. Im Allgemeinen schlicht gebaut, besaß es bis vor einigen Jahren wenige schöne Häuser; merkwürdig waren nur die alte, gothische Kirche, einst die Mutterkirche des Linththals, mit einem hübschen Altarbilde von Deschwanden und das alte Rathhaus, in dem schöne Glasmalereien den Blick auf sich zogen. Seit dem hat es sich vollständig erneuert; ein furchtbarer Brand, der im Mai 1861 ausbrach, legte den größten Theil der Stadt in Asche und kaum gelang es mit Hilfe der herbeigeeilten Löschmannschaften anderer Orte, selbst Zürichs, einen kleinen Theil seiner Gebäude zu retten.

Glarus liegt am linken Ufer der Linth am Fuß des schroffen zerpaltenen Schilt, der im Osten aufsteigt, und der stolzen, gewaltigen Pyramide des Vorderglärnisch, an deren Nordseite sich das Klönthal öffnet und von welchem im Frühjahr zahlreiche Lawinen donnern. Die Umgegend ist schön und romantisch und bietet viele anmuthige Punkte thalaufl- und thalabwärts. Wer sie übersehen will, steigt gern zum Burghügel empor, wo Felix und Regula gewohnt haben sollen, die alte Vogtburg des Klosters Säckingen stand und eine Kapelle, die indeß nach

einigen Legendenschreibern fogar von Felix zu Ehren des Erzengels Michael gestiftet worden sein soll, das Andenken an die Märtyrer zu verewigen sucht. Als noch die Glarner sämmtlich Katholiken waren, zeigte man den Frommen an einem nahen Felsen Fingereindrücke, angeblich Buchstaben, die vom St. Felix herrühren sollten; jezt pflegt sich selten ein Tourist nach ihnen umzusehen, da sie selbst als Naturspiel nie merkwürdig waren. Weitere Gebirgsausichten als der niedrige Burghügel bieten der Nautispiz, an dessen Fuß Nettstall liegt, sein westlicher Nachbar der Scheyen oder Schien, der Schilt, der Fronalpstock und andere der hohen Berge, welche das Linththal einfassen und deren Gesichtskreis über die Berge von Schwyz hinweg bis zum Berner Oberland und bis an den Zürich- und selbst den Bodensee reicht.

Unterhalb Glarus mündet das liebliche und romantische Klönthal, eines der reizendsten Alpenthäler, dessen malerische Partien bald durch wilde Schönheit, bald wieder durch zarte Anmuth entzücken. Sein oberer Theil, aus welchem der Weg über den Pragel in das schwyzerische Muotta-Thal führt, besteht aus Alpen, an welche sich schöne Matten, durch welche ein kleiner Bach, der Klönach, fließt, und Lärchenwäldchen schließen, weiter unten folgen einzelne Gruppen von Ahornbäumen, hier und da rauschen hübsche Wasserfälle herab, die Mitte des Thals aber füllt der prächtige Klönsee, wohl der schönste kleinere See der ganzen Schweiz. Etwa 12,000 Fuß lang und 4000 Fuß breit ist er auf der Südseite von den furchtbaren, fast senkrechten Wänden des Glärnisch, an denen kleine Wasserfälle wie Silberstreifen herabhängen, nordwärts von einer mit Gebüsch und Waldbäumen bewachsenen Schutthalde, welche sich zu den Alpen des Schien und Wiggis hinaufzieht, begrenzt. An seinem linken Bord windet sich der Saumpfad hin; jenseits aber steht an fast unzugänglicher Stelle das anspruchslose Denkmal, welches dem einst hochgefeierten Idyllendichter Gessner, an der von ihm oft besuchten Stätte, zwei seiner Verehrer errichteten. Der glatte dunkelblaue Spiegel des Sees ist von der ungewöhnlichsten Klarheit und giebt die Felsen und den schön grünen Bord in fast wunderbarer Weise wieder; nur kleine Wellchen, welche ein leiser Wind erregt, lassen errathen, daß wir kein trügendes Glas, sondern ein Gewässer vor uns haben. Am unteren Ende fließt die Löntsch heraus und windet sich durch anmuthige Wiesen, bis sie einen Querdamm durchbrechend in wilden Sägen über losgerissene Steinblöcke fortstürzt und bei dem Klönstalden, einem vom Glärnisch nach Norden ziehenden Ausläufer, sich brausend und schäumend in eine düstere Felsenpalte wirft, neben der der Pfad hinzieht. Nach den blutigen Gefechten im Muottathal drang Suwarow über den Pragel in das stille Klönthal ein und marschirte durch dasselbe mit seinen Schaaren nach Glarus. Am unteren Ende des Thals liegt malerisch am Abhang eines sonnigen Hügels zwischen Baumgruppen und Felstrümmern des kleine Dorf Niederer, bei dem die Löntsch die enge Fels-

flust in mächtigen Sprüngen verlassend, in das Linththal hineintritt, um sich bald darauf mit der Linth zu vereinigen.

Nach dem Absteher in das reizende Klönthal verlassen wir Glarus, steigen auf der Straße abwärts, überschreiten die Löntsch und gelangen nach dem ansehnlichen Pfarrdorf Mettstall, das unweit von der Mündung der Löntsch im engen Thalgrund von Wiesen und Saatsfeldern umgeben am Fuß des Nautispitz, eines Gipfels des Wiggis liegt, welcher es durch seine Staublawinen nicht selten bedroht. In drei Stunden kann man den Gipfel, der sich bis zu 7000 Fuß Meereshöhe erhebt, mühsam aber ohne Gefahr ersteigen, um eine der großartigsten Ansichten über das Linththal, die Glarner Gebirge und namentlich den prachtvollen, schnee- und firnbedeckten Stock des Glärnisch zu genießen. Die Straße hält sich jetzt stets auf der linken Seite des Linth. Jenseits derselben erhebt sich in anmuthiger Umgebung innerhalb schöner Wiesengelände am Fuß des Fronalpstock das wohlhabende und gewerbliche Mollis, auf dessen stillem Kirchhofe die Ueberreste der im Kampfe von Näfels gefallenen Glarner ruhen. Zu Mollis ward im sogenannten Steinacker Heinrich Loreti, gewöhnlich Glareanus genannt und als Dichter, Schriftsteller und Erzieher aus der Zeit der Reformation bekannt, geboren. Ein 19,000 Fuß langer Kanal führt von hier aus die Wasser der Linth am Fuß des Wallenberges hin in den Wallen-See. Mollis fast gegenüber liegt an der Straße von Glarus nach Wesen der große, wohlgebaute, fast nur von katholischen Einwohnern bewohnte Flecken Näfels mit mehreren Fabriken, einer schönen Kirche und dem Kloster Marienburg, das auf einem Hügel an der Stelle einer längst verfallenen von dem Landvogt des Klosters Sädingen bewohnten Burg steht. Vom Nautiberg stürzt in malerischen Fällen, aber oft die Gegend wild verheerend, der milchweiße Nautibach herab; er ist der unterirdische Ausfluß des Ober- und des Untersee auf der Alp Oberschwendi, über welche ein Pfad nach dem schwyzerischen Wäggitthal führt.

Näfels ist vorzugsweise berühmt durch die blutige Schlacht, in welcher ein kleines Häuflein freiheitsmuthiger Glarner das zahlreiche, wohlgerüstete feindliche Heer schlug. Schon im Jahr 1352 hatte, als Glarus mit 200 Mann Zürich zu Hilfe gezogen war, auf den Nautisfeldern bei Näfels ein Kampf stattgefunden, in welchem der in's Land gedrungene österreichische Landvogt Stadion fiel, seine Krieger besiegt wurden und die Burg zu Näfels zerstört ward. Weit wichtiger aber war für Glarus und seine Freiheit die Schlacht bei Näfels vom 9. April 1388. Seit uralter Zeit zog sich bei Näfels quer durch das Thal eine feste Landwehr, die Legi genannt, welche den Eingang wehrte; wie es scheint ward sie von den Römern angelegt, um das Unterland gegen die rohen und wilden Bewohner des Linththal zu schützen. Sie vertheidigte mit 200 Mann Hauptmann v. Büel, der, als er am Nachmittag des 8. April die Annäherung der Feinde erfuhr,

sofort den Landsturm aufbot und um sich sammelte, aber sich damit nur schwach verstärkte. Noch war es dunkel, noch waren kaum die höchsten Bergspitzen beleuchtet, als die stolzen, siegesgewissen Feinde unter Anführung der Grafen Thorberg und Klingenberg, der Freiherren von Bonstetten und Sar gegen die Légi vordrangen und ein anderer starker Haufe die Glarner von Beglingen bei Mollis aus zu umgehen suchte. Nach kurzem Kampfe mußte Büel die Landwehr preisgeben und sich mit dem alten Landesbanner auf einen Hügel am Rautispiz zurück ziehen, wo sich auch die glarnerischen Schaaren, die ihm aus dem oberen Thal im Laufe des Morgens zu Hülfe eilten, zu sammeln suchten. Inzwischen überflutheten die Feinde das Thal und sengten und plünderten. Da schritt der Hauptmann zum Angriff; in demselben Augenblick drangen 30 Mann, welche Schwyz auf die erste Nachricht zu Hülfe gesandt hatte, mit lautem Kriegsruf vor. Ueberrascht stuzten die Oesterreicher, die von dem kleinen Häuflein keinen Widerstand mehr erwartet hatten; bald bemächtigte sich ihrer seltsamer Weise eine wahrhaft panische Furcht; führerlos und sinnlos flohen sie thalwärts, von den Glarnern hitzig verfolgt; die Ritter brachen mit ihren Pferden zusammen und warfen sich in die Linth, das Fußvolk zerstreute sich nach allen Seiten hin und endlich stürzte sogar die Linthbrücke bei Weesen unter der Last der fliehenden Reiter ein. Wie viele der Feinde im Ganzen umkamen, ist nicht genau bekannt; die Chronisten geben 2500 Mann und 183 Ritter und Edle an, unter denen sich Waltraf v. Thierstein, die Freiherren v. Sar und von Bonstetten, sieben Herren von Landenberg, die Blüthe des Adels der Stadt Schaffhausen und viele Bürger von Wesen, Winterthur, Frauenfeld und Rapperschwyl befanden. Nicht weniger als 11 Banner und 1800 Harnische wurden erbeutet. Der Sieg war der vollständigste, der nur errungen werden konnte; Wesen wurde sofort verlassen und muthlos zogen die Reste des geschlagenen feindlichen Heeres heim. Im folgenden Jahre beschloß das Volk von Glarus, den Tag der Schlacht, welche seine Freiheit und Unabhängigkeit gründete, alljährlich hoch zu feiern; je am zweiten Donnerstage des Monats April mußte von da ab aus jedem Hause im ganzen Linththal der vornehmste Mann nach Näfels wandern, da die durch Denksteine bezeichneten elf Stellen der Angriffe besuchen und an dem Gottesdienste theilnehmen, bei welchem die Schilderung der Schlacht, der sogenannte Näfeler-Fahrt-Brief und die Namen der gefallenen Glarner und Schwyzer verlesen wurden. — Im Jahr 1799 fochten in derselben Gegend die Russen, welche den Ausgang nach dem Wallensee zu gewinnen strebten; sie konnten indeß nicht durchdringen und mußten sich südwärts wenden.

Die nächsten Ortschaften an der Straße nach Wesen sind Oberurnen mit den Ruinen der auf einem hohen Hügel gelegenen Burg Oberwindeck und Niederurnen mit den romantischen Trümmern der Vorburg, aus denen ein alter, fester Thurm

das anmuthige Gehölz rings umher überragt. Merkwürdig sind bei Oberurnen die gewaltigen Felsenstürze der Jahre 1762 und 1764, welche am Sonnenberg losbrachen und glücklicher Weise durch einen Wald, den sie niederschlugen, von der ursprünglichen Richtung nach dem Dorfe abgelenkt wurden. Bei Niederurnen befindet sich ein kleines, wenig benutztes Heilbad. Hier hat sich das Thal bereits erweitert, aber auch der herrliche Blick auf die Berge in demselben ist schon verschwunden und selbst der majestätische Glärnisch verbirgt sich hinter den Vorsprüngen, welche bis nahe an das alte Linthbett heranreichen.

Von Niederurnen führt eine Straße nordwärts nach Wesen im Kanton St. Gallen, eine andere wendet sich westwärts über Bilten nach Lachen im Kanton Schwyz. Bilten zerfällt in zwei Theile, Ober- und Unter-Biliten, welche am Fuße des schön bewaldeten Biltner Berges in fruchtbaren aber vom wilden Müllibach nicht selten verheerten Gelände liegen. In früherer Zeit gehörte Bilten zu den ungesundesten Ortschaften der Gegend an der Linth; seit der Linth-Korrektion sind indeß die hartnäckigen Wechselfieber ganz verschwunden.

Bevor wir uns den letzten Ortschaften des Kantons Glarus, den Dörfern am Wallenstadter See, zuwenden, müssen wir von dem großen, in menschenfreundlicher Absicht durch die vereinten Kräfte des Kantons und der Schweiz zu Stande gebrachten Werk, das wir soeben genannt haben, von der Linth-Korrektion sprechen. Am Anfang dieses Jahrhunderts strömte die Linth von Mollis ab ganz nördlich und wandte sich bei der Ziegelbrücke, wo sich die aus dem Wallenstadter See kommende Maag mit ihr vereinigte, nach Nordwest. Noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts floß der See ziemlich regelmäßig ab, später aber und namentlich bei und nach den großen Ueberschwemmungen der Jahre 1762 und 1774 legte die Linth hohe Bänke von Kies, Grien und Schlamm vor den Einfluß der Maag, indem sie zugleich ihr eigenes Bett erhöhte. Die Folge davon war, daß der Wasserpiegel des Sees sich hob, die fruchtbaren Wiesen an seinem Rande bis nach Mollis hin sich mit Wasser bedeckten oder versumpften und selbst am oberen Seebord in der Gegend von Wallenstadt Tausende von Morgen guter Heuländereien unbrauchbar wurden. Fast die ganze Umgegend von Wesen ward überschwemmt. Zwar dachte man sofort daran, Abhülfe zu schaffen, aber widerstreitende Interessen und die Schwierigkeit, die erforderlichen Mittel zu beschaffen, ließen es zu keiner That kommen. Inzwischen nahmen die Mißstände zu. Die Versumpfung dehnte sich weiter aus, Wallenstadt, Wesen und die Ortschaften in der Nähe der Linth verarmten mehr und mehr und überall zeigten sich Krankheiten, namentlich bössartige Wechselfieber, welche die Gesundheit der Menschen zerstörten. Nachdem auch die helvetische Regierung sich fruchtlos bemüht hatte, nahm sich ein Mann, Konrad Escher von Zürich, ernstlich der Sache an und nach unendlichen Mühen und Beschwerden gelangte er endlich glücklich zum Ziel.

Die eidgenössische Tagsatzung billigte im Jahre 1807 und 1809 seine schon früher gemachten Vorschläge und beauftragte ihn mit der Oberleitung der Linthcorrection. Die Linth sollte durch einen neuen Kanal, der später den Namen des Molliser Kanals empfing, in den Wallenstädter See, wo sie ihre Geschiebe ohne Nachtheil abzulagern vermochte, geleitet werden und demnächst auch die Tieferlegung und Eindämmung des alten Bettes der Maag und Linth erfolgen. In ähnlicher Weise hatte man früher die Lützhine in den Brienser, die Rander in den Thuner See geleitet, aber dort waren die Schwierigkeiten weit geringer gewesen. Die ganze Schweiz, Kantone, Gemeinden und Private, trugen zu den Kosten bei. Zunächst ward der 19,000 Fuß lange Molliser Kanal gegraben und mit hohen Steindämmen umzogen. Als nach seiner Eröffnung der Seespiegel in Folge der Einstromung, was freilich vorhergesehen worden war und nicht vermieden werden konnte, noch höher stieg, hatte Escher von den Angriffen der Unverständigen viel zu leiden, aber er ließ sich davon nicht abhalten, ruhig fortzuwirken. Endlich kam auch der 62,000 Fuß lange Linthkanal, die fast geradlinige Verbindung des Wallenstädter mit dem Züricher See zu Stande. Glücklicher als Andere, welche ähnliche große Werke unternahmen, erlebte Escher die Vollendung, aber schon ein Jahr nach derselben, im Jahre 1823, raffte ihn der Tod dahin. Dankbar ehrte die Schweiz sein Andenken; der Große Rath des Kantons Zürich verlieh seinen Nachkommen den Zunamen „von der Linth“. Der ganze Bau kostete 945,264 Schweizerfranken. Stundenlange verumpfte Strecken von beträchtlicher Breite wurden der Kultur wieder genommen; wo früher kaum saures Gras wuchs, sind jetzt schöne Wiesen und Felder und an Stelle der bleichen, fieberkranken Menschen, welche an der linken Seite der untern Linth wohnten, erblickt man jetzt frische, kräftige Gestalten. Ein Theil des durch den Linthkanal gewonnenen Bodens, das alte kiefige Strombett, wurde zunächst zur Anlegung einer Armen-Kolonie verwendet, deren Glieder aus den überfüllten Theilen des Kantons Glarus genommen wurden. Indes mußten die Aufgenommenen, deren Vermögensumstände und Erwerbsverhältnisse sich aber nach erfolgter Anleitung zu practischen Arbeiten wesentlich gebessert hatten, später wieder entlassen werden; die Kolonie wollte aller Anstrengungen ungeachtet nicht aufblühen. An ihre Stelle trat im Jahr 1819 eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben, welche sich die Aufgabe stellte, ihren Zöglingen nicht nur Schulunterricht zu ertheilen, sondern sie auch zu Feld- und Wiesenbau, Sennerei und verschiedenen Handarbeiten anzuweisen und zu gewöhnen.

Der Linthkanal ist schiffbar und wird befahren, indes hat der Verkehr auf ihm durch die Eisenbahn von Zürich über Rapperschwyl, Wesen und Wallenstadt nach Chur, welche den ganzen Gütertransport an sich gezogen hat, gelitten. Ein Nebenzweig der Bahn wendet sich von Wesen ab südlich und endet bei Glarus,

das er in dieser Weise in die engste Verbindung mit Bündten, dem Bodensee und St. Gallen und der ganzen nordwestlichen Schweiz setzt. Der Hauptzug der Zürich-Churer Bahn überschreitet bei Wesen den Linthkanal und die Linth und zieht am südlichen Bord des Wallenstadter Sees zunächst auf Glarnerischem Boden hin, indem er die vorspringenden Felsen durch zahlreiche Tunnels durchbricht. Früher ging hier nur ein schmaler Fußpfad, den nur die Landeseinwohner und einzelne Touristen zu betreten pflegten, wenn nicht, was vor der Einführung der Dampfschiffahrt nicht selten geschah, bei stürmischem Wetter das Postschiff an irgend einem Uferorte anlegte und die Postreisenden die Reise nach Wallenstadt oder Wesen zu Fuß fortsetzen mußten. Später ward von Kerenzen ab eine Straße angelegt. Das nächste Dorf ist Filzbach von dem ein Weg absteigend am Fuß des Wallenberges durch den schönen Britterwald nach Beglingen und Mollis leitet. Filzbach liegt an dem Kerenzer Berge zum Theil auf anmuthiger Bergterasse umgeben von Wiesen und Obstgärten, zum Theil im Tobel seines Baches, der durch einen Felschlund dem See zustürzend in düstrer Einsamkeit einen schönen Fall macht. Weiter ostwärts schließt sich Obstalben, auch Kerenzen genannt, an, ein freundlichen Ort, der als klimatischer Kurort von Bedeutung werden könnte. Einst nach Schänis, von dem es sich zur Reformationszeit los sagte, eingepfarrt, ist Obstalben eine der ältesten Gemeinden des Kantons; seine alte bemerkenswerthe Pfarrkirche, finster wie eine Veste, steht 2996 Fuß über dem Meere, 700 Fuß über dem See. Das Dorf breitet sich am Fuß des obst- und wiesenreichen Kerenzerberges anmuthig aus und steigt theilweise hoch empor. Herrlich sind namentlich der Blick vom Pfarrhaus aus auf den See, die gegenüberliegenden Kurfürsten, den schön grünen Ammonberg und den Fall des Bättlijer Bachs, und die Aussicht von der Reuteck, welche zugleich den Kerenzerberg umfaßt. Ein hübscher Bergweg führt von Obstalben am Filzbach hinauf, an zwei kleinen Seen und am Fronalpstock vorüber nach Glarus. Ein anderer steilabsteigender Pfad leitet über das kleine Voglingen nach dem letzten Glarnerischen Dorfe, nach Mühlehorn, das auf einer aus dem Schutt des Meerenbach gebildeten Landspitze erbaut ist. Einst war es durch eine von einem Landmann, Fridolin Heer, auf eigene Kosten erbaute Straße mit Glarus verbunden, aber Felsstürze haben dieselbe nach und nach unwegsam gemacht. Mühlehorn hat eine hübsche Kirche und freundliche Häuser; seine Einwohner beschäftigen sich mit dem Holzhandel, zum Theil auch mit Fabrikation von Baumwollentstoffen. Das Klima ist hier so mild, daß neben dem Nußbaum die ächte Kastanie gedeiht und Früchte bringt. Eine Schlucht, durch welche ein Bach braust, steigt bis zum Mürtchenstock hinauf, auf dessen Alp ein altes, jetzt wieder betriebenes Kupferbergwerk liegt. Bei Mühlehorn ertrank im See vor wenigen Jahren Heinrich Simon von Breslau, bekannt als ausgezeichnete Jurist und Staatsmann, damals wohnhaft zu Zürich, wo er sich nach

der Auflösung der deutschen Nationalversammlung, welche ihn im Jahre 1849 zum Reichsregenten wählte, als Flüchtling niedergelassen hatte. Seine Freunde haben ihm ein einfaches, aber schönes Denkmal gesetzt.

Unweit von Mühlehorn liegt die Grenze des Kantons St. Gallen, den wir bereits durchwandert haben, der uns indeß durch die Thur in seinen Nachbar-kanton, den Thurgau, führt. Mit dem Kanton Glarus scheiden wir für die nächste Zeit aus dem Gebiet der Hochalpen, um in dasjenige der Jurafette einzutreten, welche uns in die westliche Schweiz hinüber leiten soll. Damit verlassen wir zugleich die wilden, romantischen, großartigen Districte, die tief eingeschnittenen, von brausenden Bächen durchzogenen Thäler, die schönen Alpen, die wilden oft schauer-vollen Felspartien, die Hochseen und Gletscher und vor allen Dingen die vielgestaltigen firnbedeckten Gipfel, Kuppen und Spitzen, welche sich im mittleren und südlichen Theil der Schweiz dicht aneinander drängen, mit einem Wort, jene Districte, welche der Tourist als die eigentliche Schweiz, das Alpenland, zu betrachten gewohnt ist. Aber an ihre Stelle treten andere Bezirke, die zwar weniger gewaltige Eindrücke hinterlassen, aber oft nicht minder schön sind, das flachere, hügelige, hier und da auch mit Bergen von mittlerer Höhe durchzogene Land, in denen seit Jahrtausenden die Wohnungen der Menschen dichter sich aneinander reihen und in deren Städten Wissenschaft, Kunst, Gewerbleiß und Handel, die Förderer des Menschengeschlechts, neben dem Ackerbau ihre bleibende Stätte gefunden haben.

Der Kanton Thurgau.

Am Bodenz- und Unter-See streckt sich ein flaches, hügeliges Ländchen hin, das ein Dreieck bildend mit seiner der Grundfläche gegenüber stehenden Spitze weit nach Süden in den Kanton Zürich eindringt und im Westen an Zürich, im Osten an St. Gallen grenzt. Dies anmuthige, behäbige Ländchen ist der Kanton Thurgau, ein mit Aeckern und Obstgärten, hier und da auch mit Weinbergen bedeckter, von Straßen durchzogener Bezirk, der es an Fruchtbarkeit mit jedem andern der Schweiz wohl aufzunehmen vermag.

Die Gegend des Thurgau ward in alter Zeit von den helvetischen Kelten, welche sich nach mehrfachen Wanderungen auch hier angesiedelt hatten, bewohnt. Als die Römer in die Schweiz kamen, nahmen sie auch das Thurgau in Besitz und gründeten hier nun überall Stationen und Kastelle, vor allen Ad fines, Pfyn an der Thur, die Grenzveste gegen Rhätien, das bis hierher reichte, und Arbor felix, Arbon am Bodensee; außerdem lagen in seiner Nähe Gaunodurum, Stein am Rhein, Vitodurum, Winterthur, und das erst später zu Bedeutung gelangte Constantia, Constanz. Ueber Winterthur und Pfyn zog von Zürich aus eine wichtige römische Straße nach Arbon und am südlichen Ufer des Sees entlang nach Bregenz und von dort nordwärts nach Augsburg. Römische Sitte, Lebensweise und Sprache wurden jetzt herrschend; die Bevölkerung vermehrte sich und höher stieg die Kultur unter der Herrschaft des langen, gesicherten Friedens. Da begannen gegen Ende des zweiten Jahrhunderts die ersten Einfälle der Sueven und Alemannen, die sich in den folgenden Jahrhunderten mehr und mehr wiederholten, bis endlich um 454 Arbon für die Römer verloren ging und das ganze Thurgau

mit den südlich gelegenen römischen Besitzungen von den Alemannen überschwenmt ward. Hatte schon durch die häufigen Einfälle die Nordschweiz sehr gelitten, war sie bereits durch sie verödet worden, so ging jetzt der letzte Rest der römischen Kultur zu Grunde; die bisher vorhandenen Städte verschwanden und das Land bedeckte sich mit dichten Wäldern, an deren Rand die Höfe der Bewohner lagen.

Die Geschichte der folgenden Zeit ist dunkel; wir wissen nur, daß auch die Alemannen in der Schweiz im sechsten Jahrhundert unter fränkische Herrschaft kamen und daß allmählig das Christenthum sich zu verbreiten anfing. Zu Gunsten des letzteren wirkten vorzüglich das von Windisch nach Constanz verlegte Bisthum und die Glaubensboten Columban und Gallus mit ihren Schülern. Der Thurgau, der seinen Namen von dem Thurflusse erhalten hatte, und einerseits vom Säntis, andererseits von der Reuß begrenzt ward, aber bis an die Alpen heranreichte, ward von eigenen Grafen verwaltet, deren letzter, Graf Burkhard, im Jahre 912 durch Meuchelmord sein Leben verlor. Ihm folgte sein Neffe Burkhard, der zum Herzog von Schwaben erhoben ward. Unter seinen Nachfolgern erstarkte mehr und mehr der Adel, an dessen Spitze die Grafen von Winterthur, später von Kyburg, von Wilkingen und von Toggenburg standen. Dagegen wurden die ärmeren Freien in den Stand der Leibeigenen herabgedrückt, was zu blutigen, indeß für den Adel glücklichen Kämpfen Veranlassung gab. Ueberall erhoben sich die Burgen der Edlen; wo nur ein sicherer Platz auf einem Hügel, in einem Moorgrund, in einer unzugänglichen Schlucht sich zeigte, da wuchs auch eine, oft freilich nur kleine und kümmerliche Veste empor. Im Jahre 1264 ging die Grafschaft Kyburg und mit ihr die bisher von den Grafen verwaltete Landgrafschaft im Thurgau durch Erbschaft an Graf Rudolph von Habsburg, dem nachmaligen deutschen König, über; damit aber ward Land und Volk zwischen Töß, Thur und Bodensee an die Schicksale des Habsburgischen Hauses geknüpft und mußte, in allen jenen schweren, unheilvollen Kämpfe, welches dieses veranlaßte, namentlich in den verhängnißvollen Schlachten von Morgarten, Sempach und Näfels unter österreichischem Banner gegen die Eidgenossen kämpfen und bluten. Auch die glücklichen Kämpfe der Appenzeller zu Bögelsägg und am Stoß wirkten auf den Thurgau ein, denn die Appenzeller drangen in die Landgrafschaft, deren Bauern sie freudig empfingen, und brachen zahlreiche Ritterburgen. Freilich ward damit das Land nicht frei; nach Wiederherstellung des Friedens mußten vielmehr die Unterthanen ihren bisherigen Herren in gewohnter Weise weiter dienen und frohnen, aber diese waren fortan geschwächt und manche Geschlechter starben aus oder zogen sich über den Rhein gen Norden. Wichtigere und nachhaltigere Folgen hatte das Concil zu Constanz für den Thurgau. Nachdem Herzog Friedrich von Oesterreich die Flucht des Papstes Johann XXIII. gefördert und damit Kaiser Sigismund erzürnt hatte, verließ dieser das Landgericht und den Blutbann im

Thurgau, welche der geächtete Herzog bisher besessen hatte, an die freie Stadt Constanz.

Dreißig Jahre später, im alten Zürichkriege, drangen die Eidgenossen zum ersten Male in den Thurgau ein, 1458 bekämpften sie auf thurgauischem Boden die Stadt Constanz und 1460 eroberten sie Diesenhofen, das noch Oesterreich gehörte. Endlich im Schwabenkriege 1499 mußte Constanz, das auch jetzt gegen die Eidgenossen gefochten hatte, Landgericht und Blutbann im Thurgau an die sieben alten Orte der Eidgenossenschaft abtreten. Damit wurden die Thurgauer Unterthanen derselben, trotzdem sie, in der Hoffnung als Bundesbrüder aufgenommen zu werden, auf der Seite der Eidgenossen freudig und muthvoll gekämpft hatten. Fortan herrschten die Landvögte der sieben Orte in der alten Landgrafschaft und wenn auch der Adel sich den Eidgenossen gegenüber noch manche wichtige Rechte erhielt, so war doch das Volk selbst vollständig abhängig und konnte erst nach und nach seine Stellung günstiger gestalten. Auch im Thurgau verbreitete sich von 1520, ab die Reformation und sie würde das ganze Land schnell an sich gezogen haben, wenn nicht die Urkantone vereint mit Luzern ihr fortwährend entgegengetreten wären. Nach der, für die Reformirten unglücklichen Schlacht von Cappel mußte sogar an vielen Orten der katholische Gottesdienst wieder eingeführt werden. Auch später kamen oft noch religiöse Zerwürfnisse vor, welche selbst zu Strafgerichten und Hinrichtungen führten.

Wie den übrigen Unterthanen-Ländern der Eidgenossen brachte auch dem Thurgau die Staatsumwälzung, welche durch die französische Revolution und das Eindringen der Franzosen in die Schweiz hervorgerufen wurde, die langersehnte Freiheit. Am 2. Februar 1798 forderte eine große Volksversammlung zu Weinfelden Freiheit und Selbstständigkeit des Landes und Aufnahme in den eidgenössischen Bund und die acht alten Stände — Bern hatte im Toggenburger Kriege die Mitregierung genommen — wußten keinen Widerstand entgegen zu setzen. Thurgau kam dann zu der einen und untheilbaren helvetischen Republik und ward endlich durch die Mediations-Acte ein eigener Kanton der Eidgenossenschaft, der schon damals die jetzigen Bezirke umfaßte. Trotzdem das Land nicht, wie die alten Kantone, früher aristokratische Elemente an seiner Spitze gesehen hatte, wußten sich dieselben doch nach Napoleons Sturz im Jahre 1814 Einfluß und Macht zu verschaffen; in ihrem Sinne ward die Verfassung modificirt, die erst in den Jahren 1830 und 1831 sich zu einer freisinnigen und volksthümlichen umgestaltete, nachdem vorzüglich auf Anregung und Betrieb des liberalen Pfarrers und Dichters Bornhauser eine lebhafte Agitation zu Gunsten der Verfassungs-Revision stattgefunden hatte. Seitdem ist der Kanton auf dem betretenen Wege geblieben und hat sich zur Zeit des Sonderbundes in dem Kampfe gegen denselben und pätzer an der Herstellung der neuen Bundesverfassung eifrig betheiliget.

Der Kanton Thurgau ist neueren Messungen zufolge etwa 18 Quadratmeilen groß und grenzt, wie bereits erwähnt, im Norden an den Bodensee, Untersee und Rhein, im Osten an Zürich. Er besteht im Wesentlichen aus drei Theilen, dem Uferlande im Norden, dem langgestreckten von Ost nach West ziehenden Thurthal und dem in nordwestlicher Richtung streichenden Thal der Murg. Zwischen diesem Uferlande und den beiden Thälern erheben sich Hügel und Höhenzüge, von denen wenige bis zu tausend Fuß über den Bodensee aufsteigen und allein der Hörnligipfel auf der Grenze Zürichs und St. Gallens 3070 Fuß über Meereshöhe hat. Die meisten dieser Hügel steigen sanft an, sind abgerundet und mit Wald bedeckt; steile Klüfte und felsige Abstürze finden sich fast nirgends, denn abgesehen von einzelnen Nagelfluh-Lagern kommen nur fast horizontale Schichten von Molasse-Sandsteine vor. Dagegen sind die Thäler offen und weit und bieten die beste Gelegenheit zur Landwirtschaft, die fast überall betrieben wird und in der Regel verhältnißmäßig einträglich ist. Auch schöne Wiesen und Gärten sind häufig vorhanden und an vielen Orten gedeiht der Weinbau, der urkundlich schon im achten Jahrhundert, vielleicht aber bereits zur Zeit der Römer vorhanden war, und im siebenzehnten Jahrhundert sogar durch eidgenössische Verbote als dem Ackerbau nachtheilig eingeschränkt ward. Sind auch ausgezeichnetere Sorten selten, so gibt es doch in den günstigeren Lagen viele gute und haltbare Weine, von denen ein Theil nach Deutschland noch immer wie früher ausgeführt wird. Wichtiger aber als der Weinbau ist der Obstbau; keine Gegend der Schweiz ist so reich an Obstbäumen als der Kanton Thurgau und nicht die Gärten allein, auch die Wiesen und namentlich die Aecker sind freilich zum Schaden des Getreidebaus mit ihnen dicht bedeckt. Fast jeder Landwirth hat seine Baumschule; sorgfältig werden die einzelnen Bäume abgewartet und gepflegt und Jeder sucht sich die schönsten Setzlinge und Pfropfreiser zu verschaffen. Namentlich ist das Kernobst allgemein verbreitet, weniger das Steinobst, denn jenes wird nicht nur grün und gedörrt verspeist und ausgeführt, sondern liefert auch Most, das allgemeine Getränk des Landes, das aus Birnen- und Apfelsaft gemischt hergestellt wird. In guten Obstjahren gewinnt der Kanton bis zu einer Million Säcke Obst, einzelne Bäume liefern bis zu zwanzig und dreißig Centner und mitunter stand schon der Preis so niedrig, daß bei den geringeren Sorten der Verkaufspreis kaum die Mühe und die Kosten des Einsammelns lohnte. Ohne Zweifel dankt Thurgau seinen ausgedehnten Obstbau vorzüglich dem günstig gemischten Boden, der den Bäumen durch seinen Thonmergel Kraft und Saft in reichem Maaße zuführt.

Der Hauptfluß des Kantons ist die Thur, welche aus dem Toggenburg kommt, bei Bischofszell in den Kanton tritt, ihn in westlicher Richtung durchfließt und bei Neunforn in das Gebiet des Kantons Zürich geht. Auch im Thurgau ist sie noch immer ein wilder Fluß, der bei Unwettern und an dauernden Regengüssen

in wenigen Stunden mächtig anschwillt, sein breites kiesiges Bett anfüllt, über die Ufer tritt und die festesten Wehren und Wuhren zerstört. Ihr erster Nebenfluß ist die ebenfalls in St. Gallen entspringende Sitter, welche nach kurzem Laufe sich mit ihr vereinigt; ihr letzter im Kanton dagegen die am Hörnli entstehende, fünf Stunden lange Murg, die mit ihren Nebenbächen viele Mühlen und Spinnereien in Bewegung setzt. Außerdem sind zahlreiche größere und kleinere, theils sanft fließende und fischreiche, theils wilde Bäche und Bächlein vorhanden, welche ebenfalls Mühlen und Wasserwerke treiben. Von den übrigen Gewässern des Kantons, den Seen, deren Zahl indeß nur gering ist, ist allein einer von Bedeutung; dieser aber übt den größten Einfluß aus. Es ist dies der Bodensee, das schwäbische Meer, jenes mächtige Wasserbecken, das mehr als 8 Meilen lang 9½ Quadratmeilen umfassen mag, das größte und wohl auch das schönste deutsche Binnenwasser. Wir werden von ihm später noch ausführlicher zu sprechen haben.

Das Klima des Thurgau ist gleichmäßiger und zugleich milder als das der inneren Schweiz, immer aber der hohen Lage des ganzen Landes wegen rauher als das der untern Rheingegenden. Am See herrscht im Winter oft hinter einander Wochen lang der Nebel, der nicht nur die Kälte mildert, sondern auch den Herbst verlängert, den Frühling früher eintreten läßt. Schnee fällt selten in bedeutender Menge und bleibt noch seltener längere Zeit liegen; dagegen macht sich der kalte, schneidende Nordostwind, die Bise, häufig empfindlich bemerkbar. Im Allgemeinen sind die südlichen Abhänge milder als die nördlichen, den Seebord ausgenommen; an ihnen kommt deshalb auch vorzugsweise der Weinbau vor. An Regen fehlt es selten, auch bedeutende Gewitter und Regengüsse treten von Zeit zu Zeit ein, sind aber bei weitem nicht so gefährlich und verheerend als im Hochgebirge; höchstens trifft mitunter schwer der Hagel einzelne Theile des Landes, wenn die Wetterwolken an den höheren Hügeln, den sogenannten Wassercheiden, sich festsetzen.

Die Einwohnerzahl des Thurgau beläuft sich auf etwa 90,000 Seelen, von denen 68,000 Protestanten, 22,000 Katholiken sind. Sie gehören dem alemannischen Stamme an und unterscheiden sich nur wenig von ihren Nachbarn, den St. Gallern und Zürichern, sowie den Schwaben am Nordrand des Bodensee. Im Allgemeinen ist der Thurgauer von mittler Größe und zur Magerkeit geneigt, was von dem starken Genuß des Obstweins herrühren soll; nur die Seeanwohner sind in der Regel etwas höher gewachsen. Ausdauer und Kraft finden sich überall; ältere Schriftsteller wissen sogar viel von der oft gewaltigen Stärke der Thurgauer zu erzählen. Die Frauen sind im Allgemeinen wohlgebaut und wenn gleich nicht schön, doch oft von feiner Gesichtsbildung. Man schildert den Thurgauer als arbeitsam, rasch und entschieden, klug und geschickt im Verkehr, für Reinlichkeit und Ordnung empfänglich, den Freuden des Lebens nicht abgeneigt;

dabei ist er verständig und hütet sich vor Empfinderei und Kopfhängerei. Wo er Opfer freiwillig bringt, hat er eine offene Hand; dagegen öffnet er den Beutel nicht gern, wenn man mit Forderungen an ihn heran tritt. Für denjenigen, der sein Interesse nicht wahrzunehmen versteht, kennt er kein Mitleiden und keine Rücksichten; im Handel geht er von dem Grundsatz aus, daß es Sache seines Käufers sei, sich vor Uebervortheilung, die er als erlaubt betrachtet, zu hüten. Seine Rechte wahrt er stets und zwar oft rechthaberisch; hat er sich einmal entschlossen, etwas nicht zu thun, so bringen ihn die besten Gründe, die man entgegensetzen mag, nicht mehr von seinem Vorsatz ab. Machen Regierung und großer Rath einmal ein Gesetz, das den Ueberzeugungen oder auch den Vorurtheilen des Volks widerspricht, so strömen die Bürger massenhaft zu den verfassungsmäßigen Betogemeinden und regelmäßig wird es mit großer Mehrheit verworfen.

Trotz seiner Wirthschaftlichkeit ist der Thurgauer nicht vermögend, was zum Theil in den früheren Verhältnissen des Landes seinen Grund hat; seit Jahrhunderten sind die Grundstücke verschuldet und erst in neuerer Zeit scheinen sich die Verhältnisse gebessert zu haben. Neben dem Acker-, Obst- und Weinbau wird auch Viehzucht, wenn gleich, da keine Alpen vorhanden sind, nur als Nebengewerbe betrieben; außerdem finden sich einzelne gewerbliche Zweige vor. In früherer Zeit ward die schöne thurgauische Leinwand unter dem Namen der konstanzer sowohl nach Deutschland, als auch nach Frankreich, Spanien und Portugal verkauft; gegenwärtig wird sie indeß in weit geringerem Maaße als noch vor hundert Jahren producirt. Dagegen sind Baumwollen-Spinnereien, Färbereien, und Kattundruckereien entstanden und scheinen sich noch auszudehnen. Ohne Zweifel könnte bei den vorhandenen Wasserkräften und der günstigen Lage, welche sich durch die Eisenbahn von Zürich nach Romanshorn noch verbessert hat, noch sehr viel für die industrielle Hebung des Kantons geschehen.

Von den alten, oft ganz originellen Sitten und Bräuchen hat sich wenig erhalten. Die neue Zeit stellte auch hier die möglichste Gleichmäßigkeit und Einförmigkeit her und außerdem sind viele eigenthümliche Verhältnisse durch die Aenderung der Verfassung des Landes seit seiner Befreiung vollständig umgestaltet worden. Nur die Mundart des Landes, ein Zweig des alemannischen Dialekts, erhält sich, trotzdem sie niemals geschrieben, selten gedruckt vor den Thurgauer hintritt, noch immer, weungleich nicht die frühere Reinheit bewahrt geblieben ist. Wesentlich unterscheidet sich der Dialect des Oberthurgauers von denen des Unterthurgauers; dabei hat fast jedes Dorf seine Eigenthümlichkeiten oder eine etwas modificirte Aussprache, welche seine Einwohner leicht von denen der Nachbargemeinde unterscheiden läßt. Die landesübliche Nahrung ist derb und solid; namentlich war früher der einst in Deutschland allgemein verbreitete seltam dicke Haferebrei

beliebt. Außerdem werden Klöße, dörres Fleisch, gedörtes Obst und Kartoffeln bei den vier Mahlzeiten des Tages genossen. Das allgemeine Getränk ist der Weinmost; wenigstens 2 Maaß (4 Flaschen) fordert täglich jeder tüchtige Knecht selbst bei gewöhnlicher Arbeit. Von der alten Landestracht hat sich fast nichts mehr erhalten; schon im achtzehnten Jahrhundert drangen die neuen Moden ein. Doch sah man damals den Thurgauer noch allgemein in engen, langen, oder kurzen ledernen oder samtenen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen, dem stattlichen Kamisol und breitem, dreifach aufgeschlagenem Filzhut (Nebelspalter). Eigenthümlicher war die Tracht der Mädchen und Frauen. Sie trugen, wie Pupifoser erzählt, ein einem Panzer ähnliches, durch Fischbein und Holzschienen gesteihtes Nieder; ein ebenso gesteihtes Brusttuch deckte die Brust und war mit metallenen Hastchen und Kettchen fest geschnürt; ein vierecktes, vielfarbiges Gölter schützte den Hals und zwei große Hüftensäcke am Nieder trugen den weiten Rock von Wollentuch. Auf dem Kopfe des jungen Mädchens schwebte eine „Kappe“ aus schwarzer Seide, mit zwei wie Flügel auf die Seite hinausstehenden gesteihten Spitzen geziert, und drei gerundete Spitzenläppchen fielen bescheiden über die Stirne herunter oder lagen stolz zurückgeschlagen auf dem Scheitel; dabei stand das Bund der bei festlichen Anlässen mit Seidenbändern umwundenen und mit Glittern verzierten Haarflechten am Hinterkopfe hervor und war mit metallenen großköpfigen Nadeln befestigt. Die Haube der Weiber deckte den Popf, schmiegte sich wie ein abgerundeter Kegel dem Hinterkopfe an und schirmte das Gesicht mit einem von einem Ohre zum andern über die Stirne hinüber ziehenden steifen Spitzen. Ueber die Stirne längs der Haargrenze lief ein schmales Seidenband, Haarresser (fraise) genannt, um die Locken von der freigehaltenen Stirne abzuwehren. Die ganze Gestalt schritt auf hohen Absätzen einher, entweder in Schnallenschuhen, oder in Pantoffeln, an welchen das Hinterleder weggelassen war und das weiße Leder der Sohlendecke hervorglänzte. Jüngere Mädchen trugen auch rothe oder bunte Schuhe. Jetzt ist von all diesen Herrlichkeiten nichts mehr vorhanden; nur tragen die evangelischen Mädchen hier und da noch eine dunkle Kattun-Mütze (Tellermütze) mit einem tellerförmigen, die Flechten verhüllenden Boden ohne Spitze, katholische Frauen und Mädchen aber eine sogenannte Schnall- oder Schwabenkappe, die lose auf die Haarflechten geheftet, mit Spitzen nach Art eines Pfauenschweifes „verbrämt“ ist und oft einen halben Fuß über den Hinterkopf hinaus reicht.

Thurgau zählt etwa 1300 Ortschaften, von denen die meisten ganz klein sind. Eine große Stadt ist nicht vorhanden; selbst die Hauptstadt Frauenfeld besitzt nur 4000 Seelen. Außerdem gibt es noch 4 Städtchen, zwei Marktflecken, fünf Marktdörfer und eine Anzahl größerer Pfarrdörfer; ferner mehrere aufgehobene Klöster und viele schöne und amnuthig gelegene, zum Theil aus älterer Zeit her-

stammende Schlösser. Die Dörfer sind reinlich und freundlich; am besten gebaut in Folge von Bränden, welche einen großen Theil der Wohnhäuser zerstörten, sind die Städte Frauenfeld und Bischofszell. Von den alten Holzhäusern, welche zum Theil noch aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert stammen, finden sich im Innern des Landes nur noch einzelne; sie sind einstöckig und ihre vier Hauptwände bestehen entweder aus dicken Bohlen, welche in Haupt- und Zwischen Säulen eingefügt sind, oder aus Flechtwerk, das mit Lehm ausgefüllt und überworfen und mit Kalk übertüncht ist. Das ganz stumpfwinklich zusammenlaufende Giebeldach ist mit Schindeln bedeckt, welche mit schweren Steinen belastete Stangen festhalten. Die innere Einrichtung der Häuser ist mangelhaft; es fehlt der Rauchfang, die Zimmer sind klein und düster und kaum reicht der Raum für eine Familie aus. Schöner und wohlicher sind die neueren, aus Fachwerk errichteten, mit Ziegeln gedeckten zweistöckigen Häuser, welche in der Regel auch nur eine Familie aufnehmen; der untere mehrere Fuß über dem Erdboden erhöhte Stock enthält die Wohnräume, der zweite Stock Schlafzimmer und der Boden unmittelbar unter dem Dach die Vorrathsräume. Außerdem sind in den letzten Jahrzehnten hier und da in den Uferorten, bei den Städten, in der Nähe der Fabriken schöne massive, mitunter villenartige Gebäude entstanden.

Wir beginnen unsere Wanderung durch den Kanton Thurgau an den Ufern des großen Seebeckens, das zwischen den Kantonen St. Gallen und Thurgau und Deutschland die Grenze bildet. In drei Theile zerfallend streckt sich das mächtige Wasser, das die Deutschen den Bodensee, die fremden Völker den Constanzer See zu nennen pflegen, im Norden der Schweiz hin. Sein östlicher Theil, der eigentliche Bodensee, hat in der Richtung von Bregenz nach Constanz, von Südost nach Nordwest, nicht weniger als 11 schweizerische Stunden Länge und theilweise bis zu 3 und $3\frac{1}{2}$ Stunden Breite; an ihn schließen sich die beiden Arme, welche bei Constanz und Mörsburg abgehen, der nördlichere Ueberlinger See von etwa 3 Stunden Länge und der mehr als vier Stunden lange Unter- oder Zeller-See, aus welchen der Rhein ausfließt. Einst hieß der Bodensee von der Stadt Bregenz (Brigantia) der Lacus Brigantinus, später tritt er bei Plinius als Acronius und Venetus auf, wahrscheinlich weil er als Doppelsee aufgefaßt wurde. Den Namen Bodensee scheint er von dem Schlosse Bodmann, dem königlichen Hause der Karolinger, dem gewöhnlichen Sitz der königlichen Statthalter, empfangen zu haben; außerdem hat man ihn mit Rücksicht auf seine Größe — er bedeckt etwa $9\frac{1}{2}$ Quadratmeilen — das schwäbische Meer genannt und er verdient diesen

Namen um so mehr, als er zu gewissen Zeiten sogar etwas wie Ebbe und Fluth zeigt und seine Stürme selbst erfahrene Schiffer an ihre erste Meerfahrt erinnern.

Der Bodensee liegt etwa 1225 Fuß über dem Meere und ist an einzelnen Stellen 900 bis 950 Fuß tief, während er an anderen nur 6 bis 700, hier und da sogar nur etwa 200 Fuß Tiefe hat. Weit flacher ist der Untersee; bei sehr niedrigem Wasserstande kann man von der Insel Reichenau nach Wolmatingen auf der Landzunge von Constanz sogar trockenen Fußes gelangen. Deshalb überfriert der Untersee auch nicht selten; dagegen hat sich der obere See seit mehr als 400 Jahren nur fünfmal, das letzte Mal im Jahre 1830 mit festem Eis bedeckt, und nur im fünfzehnten Jahrhundert, nämlich 1572 und 1596, konnten dieselben Menschen zweimal seine Eisdecke betreten. Der Bodensee ist außerordentlich fischreich und auch zahlreiche Arten von Schwimmvögeln finden sich auf ihm; indess scheinen sie durch die stark zunehmende Dampfschiffahrt mit jedem Jahre mehr verschucht zu werden. Was seinen Wasserstand betrifft, so steigt er, wenn die Schneeschmelze eintritt und alle die zahlreichen Bäche und Ströme ihm große Wassermassen zuführen, um sieben bis acht Fuß; sein bedeutendster Zufluß, sein wichtigster Ernährer, ist der Rhein, der ihn erst bei Stein am äußersten Ende des Untersee wieder verläßt, um der Nordsee zuzueilen.

Große historische Erinnerungen knüpfen sich an den Bodensee, seine Bisthümer, Städte, Dorfschaften, Schlösser und Klöster. In der ältesten Zeit hausten an seinen Ufern auf Pfahlrosten, welche im Wasser selbst errichtet waren, die ältesten Bewohner der Gegend, Menschen, welche noch auf der ersten Kulturstufe standen, aber doch schon neben Jagd und Viehzucht Ackerbau kannten und verhältnißmäßig große Werke durch vereinte Kräfte herzustellen verstanden. Später siedelten sich dieselben Menschen oder andere eingedrungene Völkerschaften einzeln oder in Gruppen an seinem Bord an. Darauf drangen die welterobernden Römer vor und gründeten blühende Städte, Arbon, Bregenz, Constanz, welche sie durch schöne Straßen verbanden. Das Land entwickelte sich, Bevölkerung und Verkehr nahmen zu; es schien, als habe sich die Kultur auf immer festgesetzt. Aber dem war nicht so. Die kriegerischen, heidnischen Germanen drangen von Norden und Osten her vor und weiter und weiter warfen sie die Römer zurück; nachdem sie zuerst das nördliche Ufer des Sees in Besitz genommen, verheerten sie lange Jahre hindurch durch zahlreiche Einfälle das südliche, um es endlich ebenfalls zu erobern. Die Städte und Ortschaften sanken oder verfielen ganz, die Straßen verödeten und dichte Wälder breiteten sich auf Bohnstätten, Wiesen, Aekern und Weinbergen aus. Selbst der See soll hier und da fast versumpft sein. Als die Alemannen unter fränkischer Herrschaft standen und fränkische Statthalter am Bodensee saßen, kamen die Apostel des Christenthums aus Irland und Schottland in die Gegend, und fanden im Lande der Thur und Steinach dichte, endlose Waldwüsten, in

denen es von wilden Thieren, Bären, Wölfen, Auerochsen u. s. w., nach ihrer Meinung auch von bösen, unheilbringenden Gespenstern wimmelte. Schon bestand das Bisthum Constanz; St. Gallus Ansiedelung an der Steinach entwickelte sich später als Abtei St. Gallen; aus den Höfen der Alemannen entstanden Ortschaften; wiederum mehrten sich Bevölkerung und Kultur, und neue Städte, zum Theil auf den Ruinen der alten römischen, wurden gegründet. In der folgenden Zeit spielte die Gegend am Bodensee keine kleine Rolle; oft und lange weilten die Könige und Kaiser, die Karolinger und Hohenstaufen an seinen Ufern und auch die Habsburger, welche das Thurgau als Landgrafen verwalteten, trugen dazu bei, ihn geschichtlich merkwürdig zu machen. Wollten wir alle großen und wichtigen Begebenheiten, alle merkwürdigen Thaten der Eingeborenen und Fremden, welche am Bodensee und in seinen Uferorten im Laufe der Jahrhunderte spielten, auch nur von der Verlegung des Bisthums Windisch nach Constanz an bis zum Constanzer Concil und bis zu Huf und Hieronymus Märtyrertod aufzählen: Bogen ließen sich mit denselben füllen und ihre Schilderung würde ganze Bände in Anspruch nehmen.

Die Ufer des Bodensee sind fast überall flach oder steigen zu niedrigen Hügeln an; nur in der südöstlichen Ecke bei Rorschach zeigen sich höhere Berge und bei Bregenz felsige Bergvorsprünge. Die schönsten Ausichten gewährt indeß die deutsche Nordseite; über das breite Wasserbecken hinweg blickt man auf die riesigen Berge von Borarlberg und die dunklen Gipfel der Alpsteingruppe, aus der der schneebedeckte Gipfel des Säntis hervorragt. Die deutschen Gestade sind dagegen von der Schweiz aus gesehen, einförmig und gewinnen nur durch die freundlich einladenden, blinkenden Städtchen Reiz. Viel des Anmuthigen bietet die Fahrt auf dem schnell dahinfliegenden Dampfer, wenn er an schönen Sommertagen die breite blaue Wasserfläche durchschneidet; auch wenn das Schiff entfernter vom Ufer dahin zieht, wechseln doch immer die schönen Bilder und namentlich die Fahrt durch den Untersee von Constanz nach Stein ist lieblich, oft entzückend. Nicht selten zeigen sich die eigenthümlichsten Farbenspiele auf dem See selbst und hinter demselben an den Höhen und waldbedeckten Hügeln; und wenn dunkle Gewitterwolken aufsteigen, der Föhn heranbraust und das breite Wasser so tief aufwühlt, daß die schaumbedeckten Wellen wild das Ufer peitschen, dann giebt es kaum etwas Erhabeneres, als den See, der in seiner Wuth die Inseln und Landspitzen fortzureißen, die Wohnungen der Menschen zu unterwühlen droht.

Das Klima des Bodensees ist im Allgemeinen mild und hohe Kältegrade werden nur in wenigen Jahren häufiger. Ueberdeckt und überbrückt sich in hundert Jahren einmal der See mit klarem festem Eis, so dauert dieses doch nicht lange aus; nur Berwegene dürfen es unternehmen, von einem Ufer zum andern hinüber zu schreiten. Häufig liegen auf der breiten Fläche undurchdringliche Nebel, welche den Schiffer zwingen, den Kompaß zu berathen. Die Winde, welche die

Oberfläche des Sees kräuseln und bewegen, sind regelmäßig und in der Regel nicht unbändig; nur der Föhn verleugnet auch hier als wilder Wüstenjohn seine feurige, ungezügelte Natur nicht, beschränkt indeß seine Kraftstücke meist auf den östlicheren Theil bei Lindau, Bregenz und Rorschach. Mitunter zeigt sich eine sonderbare Bewegung und Erregung des Sees, welche vom Wind nicht veranlaßt und durch die erdbebenartige Erschütterung der tiefsten Tiefen des Wassers hervorgerufen scheint; eine seltsame Sage läßt sie durch Stürme veranlaßt sein, welche auf den großen schwedischen Seen, die unterirdisch mit dem Bodensee in Verbindung stehen sollen, in demselben Augenblick wüthen sollen.

Längs der Nordgrenze des Kantons Thurgau, wenig entfernt vom Bodensee, zieht sich eine Straße hin, welche von Rorschach im Kanton St. Gallen nach Constanz und Schaffhausen geht und sich bis Basel fortsetzt. Sie mag wesentlich die alte Römerstraße sein, welche von Augusta Raurica (Augst bei Basel) nach Brigantia (Bregenz) leitete und in welche die andere Straße von Süden her über Winterthur und Pfyn einlief. Der erste Ort, welchen wir auf Thurgauer Gebiet begegnen, ist der alte Römersitz Arbon. Wird er auch erst im dritten und vierten Jahrhundert nach Christi Geburt genannt, so muß er doch bereits früher bestanden haben, denn er war ein wichtiger Straßenpunkt, über welchen man aus der westlichen Schweiz, außer nach Bregenz, auch nach Chur gelangte. Sein früherer Name Arbor felix, Glücksbaum, ist bisher nicht erklärt; einige Schriftsteller nehmen an, daß in der Nähe des Orts Bäume, welche die Römer als glückliche, glücksbringende betrachteten, z. B. Eichen, Buchen, Stechpalmen u. s. w., häufig vorkamen. Diese Ansicht scheint man auch im Mittelalter gehabt zu haben, denn das alte Wappen Arbon's ist ein dicht belaubter Baum, in dessen schützenden Zweigen sich ein Nest mit jungen Vögeln befindet. Obwohl zu Arbon keltische Helvetier saßen, ward die Gegend rings umher unter römischer Herrschaft doch der rhätischen Provinz zugetheilt, an deren Grenzen im Nordosten sie lag. Der Ort war damals stark befestigt und ein wichtiger militärischer Punkt, der eine ständige, aus einer Cohorte der dritten italischen Legion bestehende Besatzung hatte. Als im ersten Decennium des fünften Jahrhunderts die Germanen sich in der Nordschweiz festsetzten, scheint auch Arbon, damals schon Arbona genannt, gefallen zu sein; indeß verlor es seine Bedeutung nicht ganz, denn im siebenten Jahrhundert war es noch ein befestigter Ort, in dem die irischen Glaubensboten Columban und Gallus eine christliche Gemeinde fanden, und unter den fränkischen Königen diente es einem Gaugrafen als Sitz. Später besaßen das Städtchen

die Freiherren von Arbon, welche es an die Herren von Remberg abtraten, durch deren Verwendung es von Konradin von Schwaben der sich hier nicht selten aufhielt, Stadtrechte erhielt. Obwohl im dreizehnten Jahrhundert Arbon von dem Bischof von Constanz käuflich erworben ward, nahm es doch die Reformation an, mußte indeß eine katholische Kirche behalten. Erst 1798 ward es von der Herrschaft des Bischofs entledigt und kam zum Kanton Thurgau, zu dessen bedeutendsten Ortschaften es gehört.

Arbon liegt auf einer breiten Landzunge des Bodensees; seine Umgegend ist ein herrlicher Obstgarten. Mit Recht hat man hervorgehoben, daß es in seinem Aussehen einem der alten schwäbischen Reichsstädtchen gleicht; gemüthlich, einfach und freundlich zeugt es von ehemaliger Wohlhabenheit, die freilich jetzt, wo Arbon dem Verkehr nicht mehr in gleicher Weise wie früher zugewendet ist, eher ab- als zunimmt. Die alte Stadtmauer soll zum Theil römischen Ursprungs sein, wesentlich wird sie indeß erst aus dem dreizehnten Jahrhundert herkommen. Dagegen scheint aber allerdings der Unterbau des alten, 110 Fuß hohen, aus Fündlingen aufgebauten Thurms den Römern zugeschrieben werden zu müssen. Das Schloß, im Jahre 1510 errichtet, hat keine kunsthistorische Bedeutung, ebenso der Kirchturm; die Kirche selbst ward erst Ende des vorigen Jahrhunderts neu gebaut. In der alten St. Gallus-Kapelle zeigt man seltsame Fußgedrücke des Heiligen in Kalkstein. Herrlich ist der Blick aus dem Schloßgarten auf einen Theil des Bodensees, die mächtigen Gebirgskolosse des Vorarlbergs und den interessanten beschneiten Säntisgipfel.

Von Arbon aus wandern wir auf der Straße nach Osten hin, berühren Lutzburg, wo schon früh ein Mittersitz war und noch ein Schloß steht, gelangen zu dem in einem Obstwäldchen gelegenen Salmsach, dessen Kloster schon im Jahre 910 nach Constanz verlegt wurde, und erreichen bald nachher von der Straße nordwärts abbiegend Romanshorn. Eine alte Ueberlieferung schreibt die Gründung dieses Ortes den Römern zu, indeß finden sich dafür keine Beweise, obwohl das Dorf uralt ist und seine Kirche schon im Jahre 779 an die Abtei St. Gallen vergabt wurde. Romanshorn liegt anmuthig auf einer in den See ziemlich weit vorspringenden Landzunge, umgeben von schönen Aeckern und Obstgärten, welche im Blüthenschmuck des Mai einen herrlichen Anblick gewähren. An seinem wohl- erhaltenen Schloßchen gedeiht selbst guter Wein. Schon früher Landungsplatz der Bodensee-Schiffe hat Romanshorn durch die schweizerische Nordostbahn, welche hier den See erreicht, außerordentlich gewonnen; täglich mehrmals treffen Eisenbahnzüge und Dampfschiffe ein und ein großer Theil der deutschen Reisenden betritt hier zum erstenmal den schweizerischen Boden. Ein freundliches Gasthaus, ausgedehnte Waarenschuppen und der schöne Hafen sind im letzten Jahrzehnt entstanden und lassen das weitere Aufblühen des Ortes mit Sicherheit erwarten.

Von Romanshorn aus nach Constanz zu geht die Straße über viele alte Ortschaften, welche in der Geschichte des Landes zum Theil eine wichtige Rolle spielen. Da ist Utwyl, schon im neunten Jahrhundert genannt, Kesswyl, ein großes Dorf, das sich rühmt, das kleine Armesünder-Glöckchen zu besitzen, mit dem einst Fuß zum Tode auf dem Scheiterhaufen geläutet wurde, und das durch seine drei Burgen bekannte Güttingen. Von einer derselben, der Oberburg, ist die Stätte, wo sie einst stand, ganz unbekannt; die Moosburg ist in Trümmer zerfallen und zeigt nur noch einzelnes Gemäuer und die beiden Gräben; die dritte, die eigentliche Burg Güttingen, lag an dem Seestrande, theilweise wenigstens von Wasser umgeben. Einst, so erzählt die Volksfage, herrschte eine große Theuerung im Lande und alle Herren ringsum suchten soviel als möglich Lebensmitteln aus der Ferne herbeizuschaffen, um ihre hungernden Leibeigenen zu sättigen. Nur die Herren von Güttingen, konnten sich lange nicht entschließen, für ihre Hörigen zu sorgen; als sie aber endlich doch dazu schreiten mußten, beschloßen sie, sich der Alten und der Kranken, welche ihnen nichts nützen konnten, zu entledigen. Sie lockten sie eines Tages in eine alte Scheune, ließen diese dann durch ihre Reißigen verschließen und anzünden. Als diese Unglücklichen, bevor sie von den Flammen ergriffen wurden, laut wehklagten und um Erbarmen flehten, rief einer der Herren mit gräßlichem Hohn: „Hört, unsere Mäuse pfeifen!“ Wenige Tage nachher fanden sich die Mäuse der ganzen Umgegend in den Landburgen der Güttinger ein und belästigten diese der Art, daß sie sich endlich vor ihnen in die Wasserburg flüchteten. Aber auch hierhin wurden sie von den Mäusen verfolgt, welche sie endlich sogar anfielen und verzehrten. Kaum waren die Herren von Güttingen todt, so brach ein fürchterlicher Sturm aus, der mehrere Tage dauerte; als er endlich endete, war die Wasserburg zusammengestürzt und in den See versunken. Noch vor etwa dreißig Jahren konnte man bei stillem Wasser auf dem Grunde des Sees ihr Mauerwerk erblicken. Ähnliche wenig abweichende Sagen werden bekanntlich vom Mäusethurm im Rhein bei Bingen, vom Polenkönig Popiel und anderswo erzählt, und sind wiederholt von Sagenforschern verglichen worden.

Ostwärts von Güttingen liegt am Seestrande auf einem schönen Hügel beim Dorfe gleichen Namens das ehemalige Benedictinerinnen-Kloster Münsterlingen. Ursprünglich soll es ein Filial der Augustiner-Abtei Kreuzlingen gewesen sein. Als aber, so behauptet die Legende, Angela, Tochter des englischen Königs Edmund, ihren Bruder Abt Gregor von Einsiedeln (gestorben 996) besuchen wollte, wurde sie auf dem Bodensee von einem schrecklichen Sturme überfallen. In der Todesangst gelobte sie, wenn sie gerettet werde, an der Stelle, wo sie zuerst das Land betreten würde, ein Frauenkloster zu errichten. Bald darauf landete das Schiff bei Münsterlingen und getreu ihrem Gelübde ließ Angela eine,

selbstständige Abtei hart am Ufer auf einer Halbinsel erbauen, von wo dieselbe im Jahre 1711 auf ihre jetzige Stelle verlegt ward. Als die Klöster des Thurgau aufgehoben wurden, wurde Münsterlingen zum Kantonshospital bestimmt. Unweit vom Dorfe landeinwärts in einem wildromantischen Thälchen liegt das Dörfchen Schönbaumgarten, von welchem die Sage zu erzählen weiß. Auf einem Hügel jenseits des Thalbaches, so berichtet der Landmann, stand einst eine Burg, deren Besitzer allen Leidenschaften fröhnte. Namentlich war er der Schlemmerei ergeben und in wenigen Stunden pflegte er zu verprassen, was seine Hörigen in Wochen mit saurem Schweiß erworben hatten. Dabei gedachte er den Dürftigen und Nothleidenden niemals; kam einmal ein Hungernder ins Schloß und bettelte um ein Stückchen Brod, so ward er mit Hunden fortgehëßt. Doch die Strafe des Himmels, die lange gezögert hatte, blieb nicht aus. Einmal — es war am Vorabend eines großen kirchlichen Festes — versammelte der Burgherr die meisten seiner Genossen zu einem wilden Gelage, das bis über Mitternacht hinaus dauerte. Es war eine warme Sommernacht, die Luft still und schwül; plötzlich zogen von allen Seiten Gewitterwolken heran, welche sich, ohne daß es die Theilnehmer des Gelages bemerkten, über dem Schloß sammelten. Mit einem Male zuckten grelle Blitze, fürchterlich rollt der Donner, der Wind heult und erschüttert die Gebäude, in Strömen ergießt sich der Regen. Selbst die Erde bebt. Angstvoll fahren die Schlemmer von ihren Sizen empor; aber in demselben Augenblick versinkt das ganze Schloß in den Boden. Noch sieht man da, wo es einst lag, eine Vertiefung, in der sich nach starken Regengüssen ein kleiner Teich bildet. Die Frevler haben indeß in ihrem Grabe keine Ruhe gefunden, denn in der Nähe desselben läßt sich oft Geisterpfuf sehen. Eines Tages war ein Bauer in der von der Sommerhitze trocken gelegten Vertiefung eingeschlafen; da sah er sich plötzlich in die versunkene Burg entrückt. In dem großen Hauptgemache saßen der Mitter und seine Genossen auf glühenden eisernen Stühlen um einen mächtigen Tisch, der dicht mit den besten und anlockendsten Speisen und Getränken besetzt war. Abgemagert und von quälendem Hunger verzehrt, verschlangen sie die siedendheißen Getränke und Speisen und wälzten sich darauf in gräßlichem Schmerz laut heulend auf dem Boden. Die Uhr wies aber noch immer die erste Stunde des Festtags, in welcher sie umgekommen waren. Neben an in einem schön geschmückten Saale bemerkte der Bauer an einer vollbesetzten Tafel viele fröhlich speisende Arme, welche einst von dem gefühllosen Mitter und seinen Genossen verhöhnt und verjagt worden waren; ihr Anblick mußte den Elenden zur fürchterlichsten Qual dienen.

Von Münsterlingen führt die Straße über Bottikofen, von dessen Schloßchen im See sich eine reizende Aussicht bietet, durch herrliche Obstgärten nach der Augustiner-Abtei Kreuzlingen, welche im zehnten Jahrhundert durch Bischof Conrad

von Constanz zum Zweck der christlichen Krankenpflege begründet wurde. Seinen Namen empfing sie von einem Stückchen des heiligen Kreuzes, welches ihr Stifter für sie in Jerusalem selbst erworben hatte. Nach und nach ward die Abtei reich und angesehen; beim Beginn des Concils von Constanz im Jahre 1414 nahm Papst Johann XXIII. am Abend vor seinem Einzuge in die nahe Stadt im Kloster Herberge und schenkte ihm eine mit Perlen reich besetzte Inful, welche noch vorhanden ist. Im Schwaben- und im dreißigjährigen Kriege ward das Kloster zweimal abgebrannt; die jetzigen modernen Gebäude stammen aus dem siebenzehnten Jahrhundert. In der Kirche befindet sich eine Passion, die aus mehr als 1000 in Holz geschnittenen Figuren besteht, und an der kleinen Kapelle für die Auszöglinge erblickt man vier alte Steinbilder Joseph's, der Jungfrau Maria und der Apostel Petrus und Paulus, welche dem zehnten Jahrhundert angehören sollen und große Aehnlichkeit mit denjenigen des Klosters Hirschau haben.

Raum fünfzehn Minuten von Münsterlingen liegt am Ende des Obersee und unmittelbar an der Grenze der Schweiz die einst freie Reichsstadt Constanz. Ursprünglich eine helvetische Ansiedlung, dann ein römisches Städtchen, wie es scheint Valeria genannt, später von Constantinus Chlorus als Constantia neu gegründet und befestigt, ward es, nachdem im Jahre 630 das Bisthum Windisch hierher verlegt worden war, der Punkt, von welchem aus sich das Christenthum in der nordöstliche Schweiz verbreitete. Im Mittelalter blühte es als freie Reichsstadt mächtig auf; zur Zeit des Concils besaß es 40,000 Einwohner, welche gegen 100,000 Fremde mit 30,000 Pferden fast sämmtlich bei sich aufzunehmen vermochten. Alle deutschen Kaiser und Könige pflegten Constanz häufig zu besuchen und mehrere hielten hier Reichstage ab oder feierten Feste in seinen Mauern. Das wichtigste Ereigniß für die Stadt war indeß das große Concil, das vier Jahre, von 1414 bis 1418, dauerte, und die Prälaten des größten Theils der Christenheit zur Kirchenverbesserung vereinigte. Vergeblich suchte Constanz in den Schweizerbund, auf den es seine Lage hinwies, aufgenommen zu werden; die Länder fürchteten das Uebergewicht der Städte und erklärten sich gegen jede Ausdehnung der Eidgenossenschaft, wo sie auch in Frage kam. Als die Stadt die Reformation angenommen hatte, trat sie mit Zürich und Bern in Burgrecht; dennoch konnte sie ihre Unabhängigkeit nicht sichern. Nach Zerstörung des Schmalcaldischen Bundes mußte Constanz sich Oesterreich unterwerfen und den Katholicismus wieder bei sich aufnehmen. Als unfreies, österreichisches Städtchen sank es schnell; trotzdem es das Bisthum hatte, besaß es schließlich nur noch 2000 Einwohner, welche sich erst wieder unter badischer Herrschaft und nach Errichtung des Zollvereins, mit dem Handel und Gewerbe aufzublühen anfangen, bis auf 6000 vermehrten.

Constanz gehört nicht zur Schweiz; wir können es daher nur in wenigen Worten zu schildern versuchen, trotzdem es unter den Städten Süddeutschland durch Lage und Geschichte eine wichtige Stelle einnimmt. In seinen öden Straßen zeigen sich viele alte tüchtige, aus früherer Zeit herstammende Häuser, dagegen wenig neue; wer möchte bauen, wo es der Wohnstätten nur zu viele giebt! Wohlhabenheit tritt fast nirgends auf; dagegen drängen sich bei jedem Schritt Erinnerungen an die frühere Glanzperiode der Stadt hervor, welche um so tiefer und schmerzlicher wirken, je größer der spätere Verfall war, je geringere Fortschritte die Wiedererhebung bisher gemacht hat. Dennoch mag man sich nicht überzeugen, daß die Stadt, welche so günstig am See daliegt, welche Deutschland mit der Schweiz am besten verknüpft, nicht noch eine zweite, wenn auch weniger glänzende Blüthezeit haben sollte; alles deutet auf sie hin, selbst die Geschichte, welche von der römischen Constantia, ihrem schnellen Untergang und ihrem Wiedererstehen erzählt. Und in der That scheint sich Constanz zwar nur langsam, aber stetig zu heben. Einst nur Stationsort der Schiffe des Bodensees, ist es bereits ein wichtiger Eisenbahnpunkt geworden und hat sich mit Schaffhausen, Basel, Straßburg und den Städten vom Unterhein in Verbindung gesetzt. Von Osten her ziehen Dampfer zu ihm, von Westen her brausen Locomotiven heran; der Odem der neuen Zeit dringt in die alte Stadt und will sie beleben, will den Fluch von ihr nehmen, der seit dem Tode der Märtyrer, seit vierhundert langen Jahren auf ihr lastete.

Unter den Gebäuden der Stadt nehmen die beiden Kirchen den ersten Rang ein. Der Dom oder das Münster, eine Säulenbasilike, stammt aus dem elften Jahrhundert und zeigt Spitzbögen; seine beiden Thürme sind, nachdem ein Brand ihren oberen Theil verzehrt hatte, abgestumpft. Das Gewölbe wird von 16 Säulen getragen, deren 18 Fuß hoher, 3 Fuß dicker Schaft aus einem Stücke besteht. Beachtenswerth sind der prächtige mit silbernen Heiligen-Statuen geschmückte Hochaltar, das schöne, von Simon Bainer 1470 ausgeführte Holz-Schnitzwerk, das Leiden Christi darstellend, im Portal, die römische Inschrift in der Kapelle des Heiligen Grabes, Malereien Holbeins und die steinerne Platte, auf welcher Johannes Fuß stand, als das Concil ihn zum Tode verurtheilte. Von der Altane des Thurmes bietet sich eine herrliche, weite Aussicht, welche den See und seine Ufer umfaßt. Jüngerer Ursprungs ist die schöne, in edlem gothischen Styl erbaute Kirche St. Stephan, in der sich bemerkenswerthe Bildhauer-Arbeiten befinden. Historisch wichtiger als beide Kirchen erscheint indeß doch das alte Kaufhaus mit dem Conciliums-saal, in welchem Papst Johann XXIII. feierlich entsetzt, Martin V. zum Papst gewählt und proclamirt, Fuß und Hieronymus Anklage verhandelt wurde. Noch ist meist alles im früheren, freilich jetzt weit glanzloseren Zustande und nicht wenige Gegenstände, die dem Concilium dienten, finden sich

in der Sammlung vor, welche den Saal füllt, unter andern auch die Sessel Johannes und Kaiser Sigismunds I. Im ehemaligen Dominikaner-Kloster auf einer Insel im See ward einst Huf gefangen gehalten; das Schicksal hat gewollt, daß die Stätte, wo die eifrigsten Gegner des Reformators hausten, in eine Kattundruckerei verwandelt ward. Außerdem pflegt man Huf Wohnung in der Peter Pauls Straße, ein Bäckerhaus mit Huf Steinbild und das Döbeli vor dem vermauerten Goldinger Thor, die Stätte, wo der Scheiterhaufen der beiden „Keger“ errichtet war, den Fremden zu zeigen.

Ein Jahrtausend vor Huf und Hieronymus hat in Constantia auch ein Märtyrer, Pelagius geblutet; kaum mag sich daran heut noch Jemand zu Constantz erinnern. Huf und Hieronymus sollten dagegen vergessen werden; man gab ihren Staub den Winden und Wassern preis; man verfluchte ihren Namen, vernichtete ihre Schriften — dennoch ist ihr Andenken erhalten und namentlich leben sie da, wo sie starben, während ihr eigenes Volk durch List und Gewalt von ihnen losgerissen worden ist. Wer möchte es da noch wagen, den Urtheilspruch der Nachwelt vorher zu verkünden? Mit ehernem Griffel schreibt die Geschichte über alle großen Ereignisse ihr Verdicht nieder, aber erst die späten Nachkommen können es lesen und begreifen.

Doch setzen wir unsere Wanderung fort! Die Verbindung zwischen Constantz und Schaffhausen ist jetzt eine dreifache. Wer sein Ziel schnell erreichen will, wählt die Eisenbahn, welche auf Badischem Boden über Radolfszell zieht; wer die Wasserfahrt liebt, hat bis jetzt noch das Dampfschiff, das indess die Concurrenz nicht lange mehr bestehen wird; wer den Boden der Schweiz nicht verlassen mag, entscheidet sich für die Landstraße, die an vielen interessanten Punkten vorüber leitet. Wir sind im letzteren Falle. Durch eine anmuthige, einem Garten ähnliche Gegend besuchen wir zunächst das große Pfarrdorf Taegerwylen, wo ehemals eines der zahlreichen Klöster, welche in der Nähe der Bischofsstadt lagen, gestanden haben soll, und wenden uns darauf nach Ermatingen hin. Rechts von der Straße am Rhein erblicken wir den alten Marktflecken Gottlieben. Sein festes, 1250 erbautes Schloß, das zwei mächtige mit Ephen umzogene Thürme besitz, war oft die Residenz der Constanzer Bischöfe, zur Zeit des Concils diente es sowohl Huf und Hieronymus, als auch Papst Johann und dem mannhaften Zürcher Probst und Schriftsteller Hämmerli als Gefängniß. Die Zelle, welche die böhmischen Märtyrer einschloß, ist ein kleiner, niedriger, aus dicken Bohlen gezimmerter Verschlag, hoch oben im linken Thurme, zu dem kleine, schlechte Treppen hinauf führen. Aus den Lufen des Daches bietet sich eine prächtige, weite Aussicht. Unweit von Gottlieben liegt am See der schöne Landsitz Hard, umgeben von lieblichen Anlagen, und zur Linken auf einer Höhe das Schloßchen Wolfsberg, das früher dem bekannten Obersten Parquin, einem der Anhänger

Louis Napoleons, gehörte. Ermatingen ist ein großes Pfarrdorf, das Schifffahrt und Fischerei treibt; von ihm werden vorzüglich die geräucherten Fische des Bodensees verhandelt, welche unter dem Namen Gangfische bekannt und den geräucherten Häringen ähnlich sind. Wer die einst hoch berühmte Insel Reichenau besuchen will, kann von hier aus hinüberfahren; zahlreiche Kunstwerke und seltsame Reliquien werden ihn die Stunden, welche er damit opfert, nicht bereuen lassen. Das nächste Dorf auf der Schaffhauser Straße ist Mannenbach. In seiner Nähe liegen die Trümmer der alten, angeblich bereits im achten Jahrhundert erbauten Burg Sandegg und die drei modernen Schlösser Arenaberg, Eugensberg und Salenstein, welche die Herzogin v. St. Leu, ihr Sohn Louis Napoleon, Eugen Beauharnais und Oberst Parquin im dritten Decennium unsern Jahrhunderts als Verbannte bewohnten. Reizende Anlagen umgeben besonders das freundliche Arenaberg, das im Jahre 1843 mit allen seinen Kunstschätzen und vielen Reliquien Napoleons I. von seinem Neffen für 810,000 Gulden verkauft ward, aber nach der Thronbesteigung Napoleons III. wieder in seinen Besitz gelangt ist.

Bei Mannenbach hat sich der Untersee bereits ausgebreitet, bis herüber in die Gegend von Radolfszell vermag der Blick zu schweifen. Unter Berlingen, das Karl der Große und seine Gemahlin Hildegard im Jahre 760 der Abtei Reichenau schenkten, gelangen wir nach dem Städtchen Steckborn. Umgeben von schönen Obstgärten liegt es auf einer breiten, hügeligen Erdzunge. Steckborn ist uralt, seine Stadtrechte stammen aber wahrscheinlich erst aus dem dreizehnten Jahrhundert, als es bereits unter die Herrschaft der Abtei Reichenau gelangt war. Im Jahre 1528 schloß sich die Stadt der Reformation an, mußte indeß eines zum alten Glauben zurückgekehrten Bürgers wegen den katholischen Cultus aufrecht erhalten. Während ihres Gottesdienstes pflegten damals die Evangelischen das Chor, in welchem sich das Allerheiligste befand, durch einen Vorhang zu verhüllen; ein Vergleich von 1644, der in Folge langwieriger Reibungen zu Stande kam, gestattete ihnen dies unter der Bedingung, daß der Vorhang, sobald er durch den Zahn der Zeit zerstört sei, nicht erneuert werde. Dennoch ist er noch immer vorhanden und wohl erhalten. Die schlauen Steckborner, welche oft in ihren Rechten und Freiheiten hinterlistig gekränkt worden waren, hielten sich dadurch für berechtigt, den Vertrag zu umgehen; sie setzten von Zeit zu Zeit dem alten Vorhang ein neues Stück an, so daß zuletzt von dem ursprünglichen Stoff nichts mehr übrig geblieben ist.

Sowohl bei Steckborn als auch bei den nächsten Ortschaften nach West und Ost hin zeigen sich im See an seichten Uferstellen Reste der merkwürdigen Pfahlbauten, welche von den alten Einwohnern des Landes in vielen Seen der Schweiz errichtet und bewohnt wurden. Während anderswo Gegenstände von Eisen und Bronze vorkommen, finden sich hier nur Geräthe, Werkzeuge und Waffen

von Stein, Horn, Holz und Knochen, ein Beweis, daß die Ansiedlungen des Untersee in der ältesten Zeit, der sogenannten Steinzeit, bestanden und frühzeitig untergingen. Nahe bei Steckborn liegt das eingegangene Cistercienser Frauenkloster Feldbach, das im Jahre 1225 gestiftet war. Der schöne, kolossale Grabstein eines Ritter Walter von Klingen, der von den Alterthumsforschern in der Kapelle des Klosters oft noch aufgesucht wird, befindet sich seit mehreren Jahren in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich. Ein anderer interessanter Ort in der Nähe ist die anspruchlose Wallfahrtskirche Maria Hilf zu Klingenzell bei Mammern, begründet von einem Herrn von Hohenklingen in Folge eines Gelübdes, zu dem ihn der wüthende und gefahrdrohende Angriff eines Ebers veranlaßt hatte. Ueber Mammern und Eschenz, das schon zur Römerzeit bestanden haben soll, gelangen wir bei Burg zur Straße, welche nordwärts nach dem Städtchen Stein im Kanton Schaffhausen führt. Hier endet der schon stromähnlich fließende, nach und nach sehr schmal gewordene Unter-See, der noch zuletzt die kleine grüne Insel Werd umfängt; jung und frisch entströmt ihm sein Sohn, der Rhein, der bald schneller und immer schneller nach Osten eilt, um bei Schaffhausen in jugendlichem Uebermuth wildtobend sich von den hohen Felsen in die Tiefe hinabzustürzen.

Unterhalb Stein und Burg erreichen wir schneller fortwandernd das evangelischem Pfarrdorf Wagenhausen, dessen einzelne Ortschaften zum Theil am nördlichen Abhang einer niedrigen Höhe, zum Theil in einem kleinen Thälchen liegen. Auch hier stand einst eine Abtei, welche indeß schon zur Zeit der Reformation aufgehoben ward. Jenseits Reichlingen betreten wir das Gebiet des Städtchens Diessenhofen. Zum großen Theil auf einer etwa 60 Fuß über dem Rhein erhobenen Ebene gelegen, aber theilweise bis an den Fluß hinabsteigend, gewährt es von unten aus gesehen einen malerischen Anblick. Eine Brücke führt zu dem jenseits des Rheins erbauten badischen, meist von Juden bewohnte Dorf Galingen. Schon im Jahr 1178 empfing Diessenhofen aus besonderer Gnade von Graf Hartmann von Kyburg die Stadirechte von Köln; im Jahr 1416, nach der Nichtung des trotigen Herzogs Friedrich von Oesterreich ward es sogar reichsfrei, unterwarf sich aber 27 Jahre später wieder freiwillig dem Hause Habsburg und wurde im Jahre 1460 im Kriege gegen Constanz von den acht alten Orten und Schaffhausen erobert. Seine dem heiligen Dionysius geweihte Kirche scheint uralt zu sein und der Stadt den Namen gegeben zu haben. Nahe bei Diessenhofen liegt das hübsche Dominikaner-Frauenstift Katharinenthal, das im Jahre 1242 begründet wurde. Seine Bewohnerinnen hielten im Gegensatz zu vielen andern Nonnen stets mit der größten Strenge an allen kirchlichen Vorschriften fest und traten namentlich zur Zeit der Reformation jeder Neuerung entgegen; im Jahr 1719 beschloßen sie sogar, fortan keine anderen als Fastenspeisen zu genießen, namentlich aber dem Genuß von Fleisch völlig zu entsagen. Ein anderes Kloster

in der Nähe, das aber mehr gegen Schaffhausen hin liegt und ebenfalls zu den Klöstern des Rheins, der „großen Pfaffenstraße“, wie man im Mittelalter sagte, gehört, ist das Klarissinnen-Stift Paradies. Die Sage erzählt, daß die auf seiner Stelle zuerst gegründete Kapelle aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts stammte. Damals sollen die freien Landleute gegen den Adel, der sie zu unterdrücken und leibeigen zu machen suchte, einmütig aufgestanden sein und an dem Bache Schwarzach eine blutige Schlacht, in der sie indeß endlich besiegt wurden, geschlagen haben. Für das Seelenheil den gefallenen Edelleute wurde auf dem Schlachtfelde selbst eine Kapelle gegründet, bei der im eilften Jahrhundert sich Nonnen sammelten. Nach und nach erweiterte sich das Kloster; es mußte den nahen Grundbesitz durch Kauf und Schenkung der Art in seine Hände zu bringen, daß das Dorf Schwarzach absterben mußte. Jenseits des Rheins liegt die badische Enklave Büsingen, welche kurz nach der Unterdrückung des badischen Aufstandes im Jahr 1849 fast einen ernststen Conflict veranlaßt hätte, weil deutsche Truppen welche sie besetzen sollten, am 20. Juli auf einem Dampfschiff heimlich stromabwärts geschifft und dabei das Gebiet der neutralen Schweiz berührt hatten. Unmittelbar bei Paradies betritt die Straße das Gebiet des Kantons Zürich, dessen nördlichste Spitze hier bis an den Rhein und die Stadt Schaffhausen heranreicht.

Eine zweite Hauptstraße, welche in der Richtung von Ost nach West den Kanton Thurgau durchzieht, folgt größtentheils dem Thal der Thur. Der erste Ort, welchen sie berührt, ist das wohlgebaute ummauerte Städtchen Bischofszell, das sich in dem von Thur und Sitter gebildeten Doppelthale am Bischofsberge ausdehnt. Sein Name stammt von einer Zelle, einem Kloster, her, welche die Bischöfe von Constanz hier an der durch die Natur selbst befestigten Stelle gründeten. Bischofszell war im Mittelalter von Bedeutung. Als um das Jahr 900 die wilden, raubgierigen Hunnen Süddeutschland und die Nordschweiz bedrohten, zog sich Bischof Salomo in die Gegend der Thur zurück, die damals mit dichtem fast undurchbringlichem Wald bedeckt war. Aus dieser Zeit soll der uralte Schloßthurm stammen. Kloster und Kirche, in welcher letzteren sich steinerne, angeblich von Bischof Konrad (um 950) geschenkte Säulen befinden, waren später mit Wällen und Gräben umzogen und gegen Nord und West deckte der Bergabhang und die Burg das Städtchen, das in den häufigen Kriegen zwischen den Bischöfen von St. Gallen und Constanz den letzteren als Waffenplatz diente. Ueber die Thur und die Sitter führen Brücken, von denen die Thurbrücke uralt ist, indeß 1497 erneuert wurde. Auch Bischofszell schloß sich der Reformation an, mußte aber nach der Schlacht von Cappel den katholischen Kultus, dem noch jetzt ein Drittel der Einwohnerschaft anhängt, wieder bei sich aufnehmen. Bei dem etwas mehr als eine Stunde von Bischofszell belegenen Sulgen laufen die Straßen von Constanz und

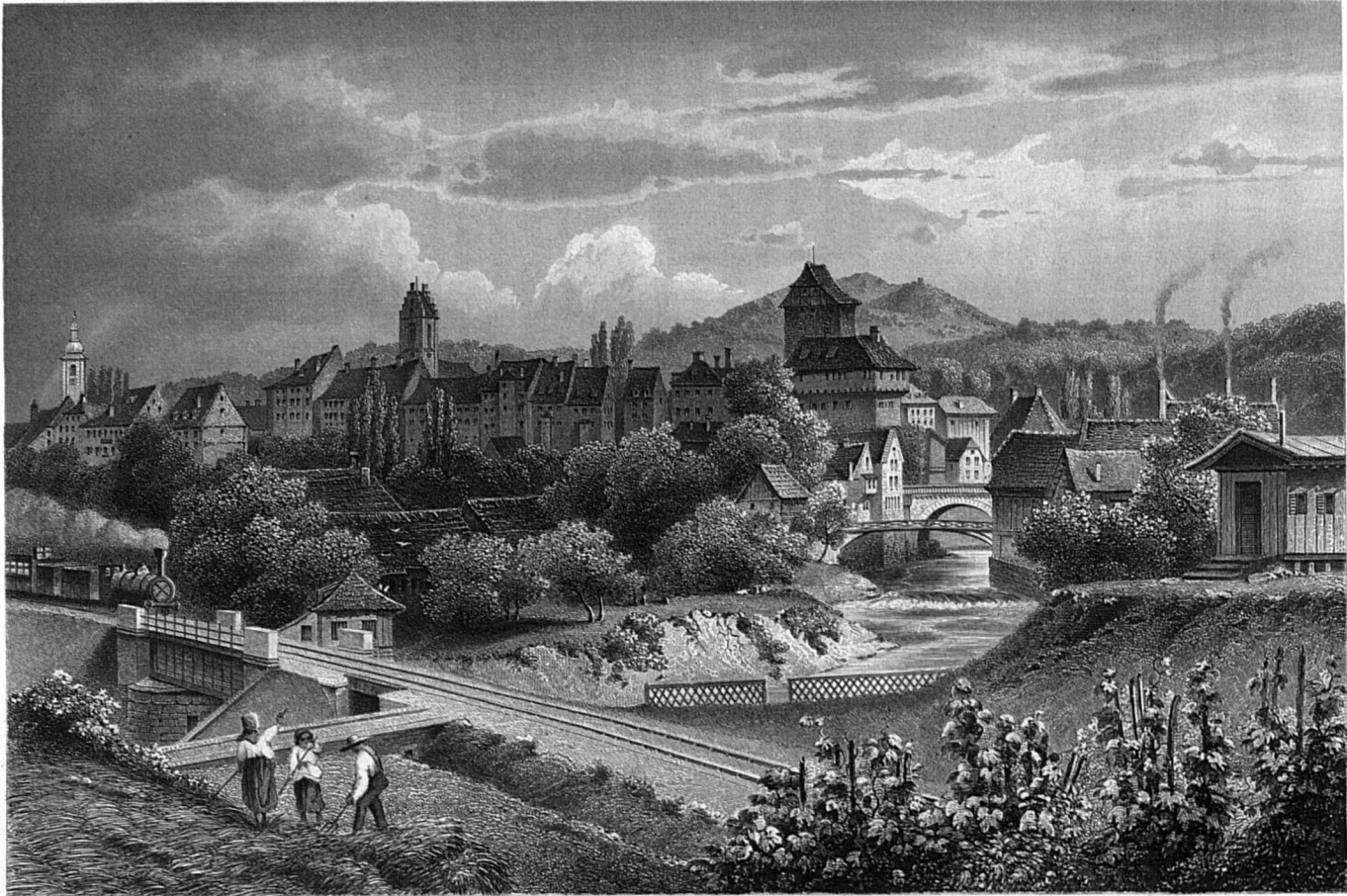
St. Gallen und Thurgau die seltsamsten Dinge noch heut erzählt werden; später erwarb der Stand Zürich die Gerichtsbarkeit.

Bei Pfyn überschreitet die Straße auf einer langen bedeckten Brücke die Thur und wendet sich darauf in südwestlicher Richtung an dem alten schöngelegenen Schlosse Wellenberg vorbei über Felwen und der Römerstraße folgend nach dem Kantonal-Hauptort Frauenfeld. Das etwa 3000 Seelen zählende Städtchen liegt in anmuthiger, fruchtbarer Gegend auf der rechten Seite der Murg, in deren Thal wir eingetreten sind, auf einem felsigen Vorsprunge am nordwestlichen Fuße des Immen- und Wellenberges und beherrscht den Thalgrund. In ein längliches Viereck gebaut, besitzet es zwei Hauptstraßen und drei Vorstädte und wurde nach den großen Feuersbrünsten von 1771 und 1778 neu aufgebaut. Die Einwohner treiben verschiedene Gewerbe und besitzen auch mehrere Fabriken, welche sich wie die Stadt selbst durch die Anlegung der Eisenbahn sehr gehoben haben. Im neunten Jahrhundert gehörte urkundlich die Gegend, in der die Stadt liegt, der Abtei Reichenau und war zur Kirche Langenerchingen eingepfarrt. Später, so erzählt die Volkssage, siedelte sich ein Ritter von Sehen auf dem Felsbühl über der Murg an. Als gewöhnlicher Edelmann, ohne Eigenthum und ohne Namen, hatte er die Liebe eines schönen Fräulein aus dem angesehenen und stolzen Hause der Grafen von Kyburg zu erwerben gewußt; als der Vater ihm die Hand der Geliebten verweigerte und endlich sogar die Tochter verstieß, begab er sich in den Schutz des mächtigen Klosters auf der schönen Insel im Untersee. Der Abt von Reichenau gestattete ihm, sich eine Feste zu erbauen und wußte endlich auch den zürnenden Schwiegervater zu veröhnen. Auf des Letzteren Befehl soll die Burg den Namen Frauenfeld und das Wappen, eine Jungfrau, welche einen Löwen händigt, erhalten haben. Wahrscheinlich wurde das Schloß im zehnten oder elften Jahrhundert erbaut. Auf einem steilen, mit Ephen umzogenen Felsen über der Murg gelegen, gewährt es mit seinem finstern, schwarzgrauen, aus gewaltigen unbehauenen Blöcken aufgemauerten Thurm einen wirklich imposanten Anblick. Unter Kyburg'scher und Oesterreichischer Herrschaft ward es von den Hofmeistern und Vögten von Frauenfeld und den Herren von Hohen-Landenberg, später, nachdem im Jahre 1460 die Eidgenossen im Blappartkriege gegen Constanz das Thurgau erobert hatten, von den schweizerischen Landvögten des Thurgau bewohnt. Von da ab wurde zugleich die Stadt, welche schon vielfach von Oesterreich begünstigt worden war, der Hauptort des Landes und blieb es aller Gegenbemühungen ungeachtet auch, nachdem der Kanton gebildet worden war. Südlich von der Stadt liegt auf einem anmuthigen Hügel das im Jahre 1595 gegründete Kapuzinerkloster und auf dem Immenberge, der mit guten Weinbergen bedeckt ist und eine prächtige Aussicht auf das Murgthal und die ferne Alpenkette gewährt,



St. Gallen und Winterthur die interessantesten Dinge noch heute erzählt werden; später erzählt der Stadt Rat die Gerichtsbarkeit.

Der Rhein überfließt die Straße auf einer hohen bedeckten Brücke die über den See herüber führt darauf in südwestlicher Richtung an dem alten schöngelegenen Schloß Wellenberg vorbei über Felsen und Bergkette folgend nach dem Kantonal-Hauptort Frauenfeld. Das etwa 1700 Jahren zählende Städtchen liegt in einer anmuthigen, fruchtbaren Gegend auf der rechten Seite der Burg, in deren Thal sich eingetretten sind, auf einem felsigen Vorberge am nordwestlichen Fuße des Frauen- und Wellenberges und beherrscht den Thalergrund. In ein längliches Plätzchen gebaut, besitzt es zwei Hauptstraßen und drei Vorstädte und wurde nach dem großen Feuersbrünne von 1771 und 1778 neu aufgebaut. Die Einwohner treiben verschiedene Gewerbe und besitzen auch mehrere Fabriken, welche seit lange die Stadt selbst durch die Anlegung der Eisenbahn sehr gehoben haben. Im neunten Jahrhundert gehörte urkundlich die Gegend, in der die Stadt liegt, der Abtei Reichenau und war zur Kirche Langenenschingen eingepfarrt. Später, so erzählt die Volkssage, siedelte sich ein Ritter von Sehen auf dem Felsbühl ober der Burg an. Als gewöhnlicher Edelmann, ohne Eigenthum und ohne Namen, hatte er die Liebe eines schönen Fräulein aus dem angesehnen und stolzen Hause der Herren von Rorschach zu erlangen vermocht, als der Vater ihm die Hand der Tochter verweigerte, so verließ er das Vaterland und kam in Untersee. Der Ritter von Rorschach erfuhr davon, so suchte er ihn zu finden und wollte endlich auch den prächtigen Schmuck der Tochter erlangen. Er erhielt den Befehl soll die Burg des Königs von Burgund zu besetzen und die Tochter der Jungfrau, welche einen Löwen händigt, schenken. Diese Tochter wurde das Schloß im zehnten oder elften Jahrhundert erbaut. Zur einen Seite, mit Ephen umwachsen Felsen über der Burg gelegen, erhebt es mit seinem finstern, schwarzgrauen, aus gewaltigen, ansehnenen Mäßen aufgemauerten Thurm einen wirklich imposanten Anblick. Unter Aargauer und Oesterreichischer Herrschaft ward es von den Habsburgern und Bögern von Frauenfeld und den Herren von Hohen-Landenberg, später auch im Jahre 1460 die Eidgenossen im Napvarkriege gegen Constanz das Thurgau besetzt hatten, von den schweizerischen Landvögten des Thurgau bewohnt. Von da ab wurde wieder die Stadt, welche schon vielfach von Oesterreich begünstigt worden war, der Hauptort des Landes und blieb es aller Gegenbemühungen ungeachtet auch, nachdem der Kanton abgetheilt worden war. Südlich von der Stadt liegt auf einem anmuthigen Hügel das im Jahre 1595 gegründete Kapuzinerkloster und am dem Sonnenberge, der mit guten Weinbergen bedeckt ist und eine prächtige Aussicht auf das Thurgau und die ferne Alpenkette gewährt,



J. Robbcock del.

J. Poppel sculp.

FRAUENFELD.

(Thurgau)

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

das Schloß Sonnenberg, welches nach manchen Wechselfällen Eigenthum der reichen Abtei Einsiedeln ward.

Von Frauenfeld führt, die Thur nahe an der Züricher Grenze überschreitend, eine Landstraße nordwärts nach Constanz, eine andere zieht sich südlich nach Wyl im Kanton St. Gallen; die dritte Straße, welche sich westlich wendet, geht nach Winterthur, indem sie bei dem blühenden Fabrikdörfchen Islikon den Kanton verläßt. Alle berühren nur Punkte, welche für den Reisenden keine Bedeutung haben, freundliche, mit schönen Obstgärten umgebene, aber weder historisch noch durch Kunstwerke oder alte Bauten merkwürdige Dörfer. Dagegen finden sich in anderen Theilen des Kantons noch einzelne Stätten, welche wir kurz berühren müssen. Da ist zuerst das alte Benedictiner-Männerkloster Fischingen im obern Thalgrunde der jungen Murg am nördlichen Fuß des Hörnli unweit der südlichsten Spitze des Kantons. Schon im dritten Jahrhundert sollen sich fromme Christen als Einsiedler in die öde waldige Gegend zurückgezogen haben; andere gründeten einige Jahrhunderte später an derselben Stelle ein Kloster. Urkundlich wird dieses indeß erst um 1138, als es neu eingerichtet ward, erwähnt. Schon damals erhielt es einen Glockenthurm und merkwürdiger Weise auch sechs der noch seltenen „gläsernen Fenster“; außerdem besaß es nicht weniger als 20 Maierhöfe, welche sich später noch sehr vermehrten. Die Errichtung eines Altars der heiligen Jdda, als der Schutzpatronin von Fischingen, veranlaßte zahlreiche Wallfahrten, welche den Reichthum des Klosters schnell mehrten. Die Geschichte der berühmten Heiligen ist mehr als hundertmal beschrieben und in den weitesten Kreisen bekannt. Ein Rabe, erzählt die Legende, raubte, als einmal das Fenster des Wohnzimmers im nahen Schlosse Toggenburg offen stand, der Gräfin Jdda von Toggenburg, einer geborenen Gräfin von Kirchberg, den Brautring, welchen sie auf kurze Zeit abgelegt hatte. Bald nachher entdeckte ein Dienstmann des Grafen, ein junger schöner Jäger, das Nest des Raben und fand in demselben den Goldreif, den er arglos an seinen Finger steckte. Kaum hatte der Graf den Ring erblickt, so ließ er in eifersüchtiger Wuth den unglücklichen Jäger an den Schweif eines Pferdes binden und über Stock und Stein zu Tode schleifen; die Gräfin aber ward von der Burg in die Tiefe hinab gestürzt. Ein Gesträuch fing sie unbeschädigt auf; still ging sie in den benachbarten Wald und lebte dort von Wurzeln und Beeren. Kaum hatte der Graf seine That vollendet, so kam die Unschuld seiner beiden Opfer an den Tag; aber erst viele Jahre nachher fand man zufällig die Gräfin in der Waldhütte, welche sie sich von Strauchwerk und Moos an einem Felsen errichtet hatte. Neuevoll versuchte der Graf die Dulderin zur Rückkehr ins Schloß zu bewegen; aber die fromme Jdda wollte auch ferner dem Herrn, dem sie sich geweiht hatte, dienen und ließ für sich eine einfache Zelle zu Fischingen erbauen, in der sie im hohen Alter als heilig verehrt starb. Die

Klostergebäude liegen hart am Fuße des waldigen Berges und sind regelmäßig gebaut; auch die Kirche ist schön und hat mehrere hübsche Gemälde. In der Zeit der Reformation verließen die Mönche, welche der neuen Lehre geneigt waren, das Kloster; später ward es jedoch wieder besetzt und seine neuen Einsassen wußten schnell den alten Glanz wiederherzustellen und die frommen Heerden dauernd um sich zu sammeln.

Andere nicht unwichtige Klöster sind Ittingen, gewöhnlich Karthause genannt, nördlich von Frauensfeld am rechten Ufer der Thur, Kalthrein am rauhen Abhang des Steinegger Berges unweit von den kleinen Hüttwylser Seen bei Hüttwylen, Tänikon oder unserer Frauen Lilienthal unweit der Zürcherischen Grenze an der Lüzelmurg und endlich Tobel bei dem Dorfe Tobel. Ittingen ward auf der Stelle einer eingegangenen Burg der Truchessen von Kyburg als Augustiner-Kloster erbaut, später aber, als es sehr herabgekommen war, den Karthäusern überlassen und gelangte unter ihnen zu großem Reichthum; Tänikon entstand auf der Stelle eine Kapelle, in welcher Abt Bernhard von Clairvaux eine seiner feurigsten und wirksamsten Kreuzzugspredigten gehalten hatte. Die schönen gemalten Glasfenster des Kreuzgangs sind leider vor Jahren verkauft worden. Tobel war eine sehr reiche Komthurei des Johanniter-Ordens, deren Güter von dem alten Grafen Diethelm von Toggenburg herstammten und sich später außerordentlich vermehrt hatten; mit der Auflösung des Ordens fiel die ganze Besizung an den Kanton, der das Hauptgebäude in ein — Zuchthaus umwandelte. Die Kirche steht auf einer felsigen Höhe rechts vom Dorfe Tobel; ihr Glockenthurm ist ein alter Thurm der Burg Tobel.

Von den fast unzähligen Burgen und Festen des Kantons erwähnen wir nur noch die wohlerhaltenen und sehenswerthen Schlösser Mammerts Hofen, Liebentfels mit mehreren Wandgemälden und Hagenwyl und die Ruinen von Neuenburg, Castell, Tannegg, Bichelsee u. s. w. Von den meisten derselben gehen im Volke Sagen, welche die Härte, die Grausamkeit, die Habgucht und den Stolz der ehemaligen Burgherren schildern und den tiefen, unverföhllichen Haß, welchen sie im Herzen ihrer Unterthanen hervorriefen und nährten, noch heut Ausdruck geben. So sollen die Herren von Bichelsee, welche auf zwei Schlösser, südlich vom Dorfe gleichen Namens hausten, sich das Recht der Brautnacht angemäht und im bloßen Muthwillen oft den Bauern, welche ihnen auf ihren Jagden und Umritten begegneten, den Leib aufgeschlitzt haben. Ohne Zweifel sind derartige Erzählungen unbegründet; Thatsache ist es aber allerdings, daß die Bauern zu Bichelsee seltsame Abgaben, welche nirgendswo vorkommen, zahlen mußten, wie z. B. den sogenannten Fröschenbagen, durch welchen sie sich von dem Frohndienst, der sie zur Froschjagd zwang, losgekauft hatten und der bis zur neuesten Zeit fortbestand. Was den Bichelsee betrifft, so behauptet die Ueberlieferung, er sei entstanden, als



H. Rohbock del.

J. Umbach sculpt.

A R B O N .
(Thurgau)

Druck & Verlaß von G.C. Lange in Darmstadt.

ein ungerechter Mann einer armen Wittwe ihr bestes Eigenthum, einen Eichwald, gewaltsam entrißen hatte; in Folge ihres Fluches versank der Wald, an dessen Stelle sich der See bildete. Noch heute zerreißen die Fischer an den untergegangenen Eichen ihre Netze.

Mit dieser Sage, mit diesen theilweise düstern Erinnerungen des Volkes an längst vergangenen eiserne Zeiten, verlassen wir den Kanton und seine Einwohner. „Dura viris, dura fide, durissima gleba“ (rauh in seinen Männern, rauh in seinem Glauben, am rauhsten in seinem Boden) sagte vor 1000 Jahren Notker vom Lande Thurgau; in gewisser Hinsicht darf es auch jetzt noch, nachdem die Gestalt des Landes sich verändert, an die Stelle des Waldes fruchtbare Felder und Wiesen, an die Stelle der Burgen und Klöster wohlhabende Dörfer und Städte getreten sind, wiederholt werden. Aber in der rauhsten Schale liegt der beste Kern und das Volk des Thurgau darf sich, was Verstand, Fleiß, Tüchtigkeit und Character betrifft, dem anderer, reicherer und mehr begünstigter Kantone der Schweiz dreist an die Seite stellen.

Der Kanton Schaffhausen.

Eine alte, fast vergessene Sage prophezeit, ganz Deutschland werde einmal schweizerisch werden, und in der That gab es schon einmal eine Zeit, in welcher es schien, als wolle der wunderbar erstarkende Bund der Eidgenossen sich über den Rhein weit nach Norden hin ausdehnen. Damals knüpfte das freie Völkchen am Fuß der Alpen Bündnisse mit den freien Städten Schwabens und des Elsasses, damals sandte es nach allen Seiten erobernde Kriegerschaaren über seine Grenzen hinaus, damals nahm es auch Basel und Schaffhausen in seine engere Vereinigung auf, indem es mit dem letzteren sein Gebiet über den Grenzstrom hinweg in den Hühgau und Klettgau und fast bis an den Schwarzwald erstreckte. Seitdem sind freilich die stolzen Träume, welche einzelne gewaltige Männer ernstlich beschäftigten, dem Volk aber nur dunkel vorschwebten, verfliegen; die Schweiz denkt nicht mehr daran, mit den Waffen in der Hand auf fremdem Boden Bundesgenossen oder Unterthanen zu erwerben. Aber nichts desto weniger ist Schaffhausen ein Vorposten gegen Deutschland hin, der, in Krieg und Frieden schon jetzt von Bedeutung, schwerer Versäumnisse ungeachtet durch Schiffahrt und Eisenbahn-Verkehr die Bruderländer noch enger zu verknüpfen bestimmt scheint.

Wissen wir auch sehr wenig von der frühesten Geschichte der Gegend, so steht doch fest, daß schon in der sogenannten Steinzeit der District, der den jetzigen Kanton Schaffhausen bildet, bewohnt war. Das beweisen die Alterthumsreste, welche zahlreich sowohl im Rhein selbst als an verschiedenen Stellen auf dem Lande gefunden worden sind. Als die Römer in die Schweiz kamen, wohnten auch hier keltische Stämme; möglich ist es sogar, obwohl in keiner Weise festgestellt, daß eine der zwölf Städte, welche beim Auszug der Helvetier nach Gallien verbrannt wurden, bei Stein am Rhein gelegen war. Hier erbauten die Römer später das Kastell Gauodurum, eine feste Burg, welche durch Straßen

mit Winterthur, Pfyn und Arbon, durch eine kleine Flotte mit Bregenz in Verbindung stand. Schon damals werden wie noch heut die Lastschiffe in der Nähe von Schaffhausen ihre Waaren ausgeladen haben. Im vierten Jahrhundert drangen die heidnischen Alemannen vom Norden und Osten her vor und setzten sich am rechten Rheinbord fest, häufig zum linken übersetzend und dasselbe, das sich noch im römischen Besitz befand, verheerend, bis sie endlich nach dem Jahr 500 nach Christo das ganze helvetische Gebiet überschwebmten. In fränkischer Zeit mag auf der Stätte der jetzigen Stadt Schaffhausen ein Ort entstanden sein, dessen Einwohner sich durch Fischerei und Schifffahrt zu nähren suchten; denn Schaffhausen, obwohl es später den Schafwidder als redendes Bild mit dem festen Hause vereint in sein Wappen aufnahm, hieß nach den Etymologen, welche sich auf urkundliche Bezeichnungen stützen können, Schifffhausen. Im eilften Jahrhundert gehörte der Flecken, der zuerst im Jahre 800 genannt wird, und die Gegend umher den Grafen von Nellenburg, welche das Münzrecht in demselben ausübten und von denen Eberhard III. im Jahre 1052 zu Ehren des Erlösers und Aller Heiligen an der Durach-Mündung ein Benedictiner-Kloster stiftete. Ein zweites Kloster errichtete nicht weit vom ersten nach des Grafen Tode seine Wittve Ida. Von jetzt ab erweiterte sich schnell der Flecken, welcher dem Kloster Allerheiligen übergeben und von ihm bevölkert ward, und schon 1190 war er eine Stadt, welche im folgenden Jahrhundert mit Mauern und Thürmen befestigt und durch Kaiser Heinrich VI. in des Reiches Schutz und Schirm aufgenommen wurde.

Ursprünglich bestand die Einwohnerschaft der Stadt aus Edelleuten und deren Dienern und aus Hörigen der Klöster und nur in den Händen der ersteren lag ihre Verwaltung. Obwohl sie den Grafen von Nellenburg als ihren Stiftern verpflichtet war, neigte sie doch zu den Habsburgern hin und stritt für sie selbst in den Kämpfen, welche diese gegen die Nellenburger ausfochten. Im Jahr 1330 ihrer Hinneigung zum deutschen König Friedrich dem Schönen wegen mit Zürich, St. Gallen und Rheinfelden durch Ludwig von Bayern an Oesterreich verpfändet, erhielt sie 50 Jahre später von Herzog Leopold bei seiner Anwesenheit einen Brief, nach welchem fortan der Rath nur zur Hälfte aus dem Adel, zur Hälfte aber aus Bürgern, deren Vorfahren Hörige oder Eingewanderte gewesen waren, gebildet werden sollte. Schon im Jahre 1387 wurde indeß diese Bestimmung wieder abgeändert und der Stände-Unterschied für die Wahl ganz aufgehoben, so daß diese ganz frei ward und die Mehrheit des Rathes den Bürgern zufallen konnte. Von jetzt ab trat der Adel mehr und mehr in den Hintergrund, wie er sich auch durch die schweren Verluste in den Schlachten verminderte; allein in der Schlacht bei Sempach waren 34 Edelleute aus Schaffhausen geblieben. Nachdem Friedrich von Oesterreich die meisten seiner Rechte der Stadt verkauft und ihr sogar gestattet hatte, das Recht der Ernennung des Schultheißen von dem Abt

zu Allerheiligen zu erwerben, fiel von den zwölf Zünften, in welche von jetzt ab die Einwohnerschaft eingetheilt wurde, nur noch eine dem Adel zu. Endlich im Jahre 1415, nachdem Herzog Friedrich seiner Theilnahme an der Flucht des Papstes Johann wegen durch Kaiser Sigismund in die Acht erklärt worden war, gewann Schaffhausen zum zweiten Male gegen eine Entschädigung von 30,000 Dukaten die Reichsunmittelbarkeit, die es, aller Gegenbestrebungen selbst des Kaisers ungeachtet, sich durch Energie mit Hilfe ihrer Bündnisse mit den Eidgenossen zu bewahren verstand.

Damals stand Schaffhausen in hoher Blüthe; seine Einwohnerzahl hatte sich auf 12,000 gesteigert, welche ein ausgedehnter Handel bereicherte. Die Angriffe, mit welchen der schwäbische Adel die Stadt bedrohte, veranlaßte sie, sich mit den Eidgenossen in Verbindung zu setzen, welche ihr 1454, als sie eben in der größten Gefahr schwebte, Hilfe und Rettung brachten. Nachdem die dankbare Stadt den Burgunder- und den Schwaben-Krieg auf Seiten der Schweizer durchgeföhrt hatte, ward sie endlich am 10. August 1501 in den schon mächtig gewordenen Bund der Eidgenossen aufgenommen. Zwei Jahrzehnte später breitete sich die Reformation aus und ward 1529 vom Rathe förmlich eingeföhrt, nachdem im Jahre 1524 Abt Michael von Eggenstorf das noch immer ansehnliche und reiche Kloster Allerheiligen der Stadt förmlich übergeben hatte. Dadurch vergrößerte sich das Gebiet, über welches Schaffhausen die Herrschaft zustand; außerdem wurden einzelne Ortschaften schon im sechszehnten Jahrhundert durch Verträge erworben, andere in der Folgezeit von Privaten und Stiftern angekauft. So bildete sich nach und nach der Kanton. Im dreißigjährigen Krieg ward Schaffhausen schwer betroffen, indem die streitenden Parteien sein Gebiet verletzten; sonst pflegte es in Frieden zu leben, der nur selten durch kleinere Unruhen gestört wurde. Selbst im Revolutions-Jahre 1698 kam es nicht einmal zu einem förmlichen Aufruhr; ja es schloß sich damals sogar, während anderswo Abtrennungen häufig erfolgten, der Bezirk Diessenhofen der Stadt an. Die tessinischen Vogteien, an denen Schaffhausen Antheil hatte, gingen freilich verloren, aber das Gemeinwesen konnte die Einbuße leichter verschmerzen, als die herrschenden Familien, welchen die Untertanen-Districte Aemter und Einkommen verschafften. Für die einige untheilbare helvetische Republick entwickelten sich auch in Schaffhausen keine Sympathieen; dasselbe nahm vielmehr 1803 die Mediations-Akte Napoleons I. mit Freuden an, Nachdem im Jahre 1814 die alte aristokratische Verfassung von 1689 fast vollständig wieder hergestellt worden war, bildeten sich bald vielfache Mißstände aus, welche die Stadt und die Landschaft von einander trennten und gegeneinander aufregten; indeß kam es doch nur im Jahre 1831 zu ernstlichen Conflicten, welche endlich die Umgestaltung der Verfassung zur Folge hatten. Im Jahre 1847 stand gleich seinen Nachbar-Kantonen auch Schaffhausen gegen den Sonderbund in

Waffen und betheiligte sich darauf an der Umbildung der schweizerischen Bundes-Verfassung, die es durch seine Deputirten zum glücklichen Ziel führen half. Seine jetzige Verfassung steht auf dem Boden der vollständig gleichen Berechtigung aller Staatsbürger und genügt völlig den Bedürfnissen des kleinen und sehr gleichmäßigen, obgleich etwas zerstückelten Kantons.

Seiner Größe nach ist der Kanton Schaffhausen der sechszehnte in der Reihe der schweizerischen Bundesstaaten; er umfaßt nämlich nur $5\frac{1}{2}$ Quadratmeilen oder noch nicht einmal den 130ten Theil des schweizerischen Gebiets. Am nächsten steht er Unterwalden nid dem Wald und Genf; hat aber mehr als dreimal so viel Einwohner als das erstere und nicht halb soviel als die Rhonestadt. Mit Ausnahme eines kleinen Theils des Gebiets der Stadt Stein liegt er auf dem rechten Ufer des Rheins, zerfällt aber in drei abge sonderte Districte, welche durch badische Bezirke von einander getrennt sind. Den Haupttheil des Kantons bildet derjenige, in welchem die Stadt Schaffhausen liegt und der etwa $4\frac{1}{3}$ Quadratmeile groß ist; er umschließt die kleine badische Enclave Büsingen. In dem zweiten, weit kleineren, nach Osten hin am Ende des Untersee gelegenen Theil ist Stein der wichtigste Ort, während der westliche Theil der Thurmündung gegenüber nur aus der Pfarrei Buchberg besteht. Von den fast 36,000 Einwohnern sind 33,000 Protestanten, der Rest mit wenigen Ausnahmen Katholiken, welche vorzüglich in der Stadt Schaffhausen und dem Flecken Ramsen im Högau wohnhaft sind.

Ein niedriges Gebirge, der Randen, durchzieht den Haupttheil des Kantons; im Westen schließt es sich an die Berge des Klettgau, im Osten an den Meiat an. Während der Rhein oberhalb des Falls 1152 Fuß über dem Meere liegt, erhebt sich die höchste Stelle des Randen 2814 Fuß. Eigentliche Gipfel besitzt der Randen nicht; er ist ein fast baumloses, wasserarmes Plateau mit stark verwitterter Oberfläche und bildet eine Fortsetzung des Jura, welche besonders reich an Versteinerungen (wie Ammoniten, Terebrateln, Nautilen u. s. w.) ist. Nur an den Abhängen finden sich Wälder; auf den Höhen wird trotz des geringen Ertrages von den Thälern aus Feldbau getrieben. Noch wasserarmer, unfruchtbarer ist der Meiat, dessen kahler, zerklüfteter Rücken um etwa 500 Fuß niedriger als der Randen liegt, während die milderen Höhen des Klettgauges mit Wald bedeckt sind. Von den Thälern des Kantons haben nur wenige Bedeutung; die wichtigeren sind das zum Theil breite Viberenthal, das Klettgauthal zwischen dem Klettgaugesbirge und dem Randen und das wildromantische Mühlen- oder Merishäuser Thal. Das letztere beginnt am hohen Randen und wird von dem Mülenthaler-Bach, ehemals Durach genannt, durchflossen. Oft wird es von den Höhen des Randen und Meiat so zusammengedrängt, daß der Bach sich zwischen den Felsen kaum durchzuwinden vermag; sein schönster Punkt sind die male-ri-schen Fälle eine halbe Stunde von der Stadt Schaffhausen. Der wichtigste

Strom, welcher den Kanton berührt, ist der Rhein, der fast überall seine südliche Grenze bildet und dessen interessanteste Stelle, der prächtige Rheinfall, nahe bei der Hauptstadt belegen ist.

Von den klimatischen Verhältnissen des Kantons Schaffhausen läßt sich wenig sagen; einzelne Theile sind rauher als man erwarten sollte, da der Südwind vom Kohlfirß abgelenkt wird und nicht stark zu wirken vermag. Ost beginnt der Frühling am Rhein schon im März, in andern Jahren dagegen wieder erst im Mai; auf den Höhen kommt mitunter selbst im Juni noch Schnee vor und folgt dem Winter unmittelbar der Sommer. Am rauhesten zeigen sich die Höhen des Randen und des Reiat, welche den nördlichen Winden Zugang gestatten. Das Wetter ist unbeständig und mehr trocken als naß; im Januar fällt oft hoher Schnee, der Wochen lang liegen bleibt, und im Herbst und Frühjahr zeigen sich viele Nebel. Dagegen sind Stürme selten; in der Regel wehen Ober- und Unterwind (Nordost und Südwest) von denen der erstere kühl, der zweite feucht ist, ohne jedoch wie der Südwind regelmäßig Regen zu bringen. Eigenthümliche Naturerscheinungen hat der Kanton nicht aufzuweisen. Unter diesen Umständen und bei den nicht ungünstigen Bodenverhältnissen ist der Ackerbau ausgedehnt und einträglich; Schaffhausen liefert in der Regel mehr Getreide als es gebraucht. Weniger wichtig sind Wiesen-, Garten- und Obstbau; in Hinsicht auf den letzteren steht es gegen den benachbarten Kanton Thurgau sehr zurück. Dagegen hat sich der Weinbau, der vor der Stiftung des Klosters Allerheiligen gering war, nach und nach ausgedehnt und galt vor Jahren sogar als Hauptnahrungsquelle. Die meisten gegen Ost und Süd gelegenen Bergabhänge sind mit Weinbergen bedeckt, in denen vorzüglich die blaue Traube, weil sie früher reift, gebaut wird. Die besten, trinkbarsten Weine werden am Rheinfall, an der Rheinhalde und dem Stockarberg bei Schaffhausen und zu Hallau gewonnen; der beliebteste und gesuchteste derselben ist der feurige gelbröthliche Wein der Rheinhalde, der in guten Jahren an spanische Gemächse erinnert.

Die Einwohner gehören dem alemannischen Stamme an, der hier und da wohl die keltischen Einwohner in sich aufgenommen hat, zerfallen indeß in zwei Unterstämme, die Hühgauer und Klettgauer, von denen die ersteren schlank, hager und groß sind und stark hervortretende Muskeln besitzen, während die hübscheren Klettgauer sich durch kleinere Statur, abgerundete Formen und mehr Fülle, welche allerdings vorzugsweise bei den Frauen hervortritt, charakterisiren. Gesundheit und Kraft herrschen indeß überall und die Lebensdauer ist vielleicht die längste, welche am ganzen Unterrhein vorkommt. Die einfache Lebensweise mag dazu das ihrige beitragen. Fleisch wird ziemlich häufig genossen, häufiger mindestens als in Schwaben und den übrigen Theilen der Nordschweiz; außerdem Gemüse, namentlich Kartoffeln, Gersten-, Grün- und Milchsuppen und Haferbrei,

welcher letztere hier und da auch das Frühstück liefert. Allgemein verbreitet ist der durch zehn, zwölf Surrogate verschlechterte Kaffee. Neben dem Wein kommt als Getränk auch Brandtwein vor und in neuerer Zeit hat in den größeren Ortschaften das Bier Eingang gefunden.

Von den beiden Trachten des Kantons, der Högauer und der Klettgauer (Hallauer), sind nur noch wenige Reste bei den Männern sichtbar, während sie sich bei den Frauen mehr erhalten haben. Die Klettgauer Männertracht bestand in außerordentlich weiten, enggefalteten schwarzen „Plumphosen“ von Zwillich, einer kurzen, engen Jacke ohne Kragen von gleicher Farbe und gleichem Stoff, einer schwarzen Halsbinde, deren lange Zipfel über den Rücken herabhingen, einer schwarzen runden Lederkappe und darüber einem dreieckigen Hut, ähnlich demjenigen, welchen die französischen Geistlichen zu tragen pflegten. Ueber das bloße Hemde, oft auch über eine rothe Weste ward ein schwarzlederner, schwarzamtmner oder auch grüner Hosenträger, der mit dem Namen des Eigenthümers farbig gestickt war, getragen. Die Strümpfe bestanden aus Leinwand und nicht selten ward der Anzug durch eine weiße Schürze, welche von den Hüften bis auf den halben Schenkel hinunter hing, vervollständigt. Nicht weniger eigenthümlich ist die Frauentracht, deren Hauptbestandtheil ein kurzer, kaum über die Knie herunterhängender enggefalteter Rock von schwarzer, dunkelblauer oder dunkelgrüner fester Leinwand, auf dessen unteren Saum auf der hinteren Seite zwei blaue und rothe Flecken Tuch aufgenäht sind, ausmacht. Die Jacke ist kurz und ohne Aermel, die Hemdärmel sehr weit, der Unterarm entblößt; im Winter wird eine schwarze Leinwand-Jacke übergezogen. Den Hals und den obern Theil der Brust deckt der sogenannte „Halsmantel“ von geblühtem Baumwollenzug; von der Schulter bis zum Gürtel hangen oft silberne Kettchen herab. Die Haube ist klein und läuft nach rückwärts und aufwärts spitz zu; aus derselben treten bei den Unverheiratheten zwei lange, mit langen schwarzseidenen Bändern durchflochtene Haarflechten über den Rücken herab. Bei der Arbeit und bei schlechtem Wetter wird gewöhnlich ein großes, rothes, dreieckiges Baumwollentuch über die Haube gehängt. Ganz abweichend von der Klettgauer Tracht war die am Neiat und Manden gebräuchliche Högauer, welche bei den Männern aus einem langen, oft mit silbernen Knöpfen besetzten grauschwarzen Zwillichrock, schwarzledernen enganschließenden Kniehosen, weißen Strümpfen und einem sehr breiten dreieckigen Hut (Nebelspalter), bei den Weibern aus einem kurzen, enggefalteten schwarzen Rock, vorn offener und schwarzer zwillichener Jacke, rothem mit grünen Schnüren eingefassten Nieder, runder schwarzer Mütze mit sechs Zoll breiten Spitzen und rothwollenen Strümpfen und Schuhen, welche drei Zoll hohe Absätze besaßen, zusammengesetzt war.

Schon in früheren Jahrhunderten rühmte man die Bauart der Bauernhäuser Schaffhausens; selten litten sie durch Brand, da die leicht feuerfangenden Stroh-

und Schindeldächer nie beliebt waren und die Wände nicht wie anderswo ganz aus Holz, sondern aus Fachwerk bestanden. Der alten deutschen Sitte entgegen, war es lange Zeit untersagt, außerhalb des eigentlichen Dorfbezirks zu bauen; die Häuser der Dörfer liegen daher dicht zusammengedrängt an den Gassen und noch heut entstehen selten neue Gebäude auf den Gütern selbst. Die meisten der sehr einfachen Häuser bestehen aus einem Erdgeschoß, welches einige Fuß über den Boden erhöht ist und unter dem sich ein kleiner ungewölbter Keller befindet, und dem ersten Stock. Der Eingang in das Haus ist im Hausflur, selten durch die Küche; das Erdgeschoß enthält außerdem die oft nicht einmal der Straße zugekehrte Stube, welche viele auf zwei Seiten vertheilte, niedrige und zum Theil noch mit kleinen runden Scheiben versehene Fenster besitzt, und eine kleine Kammer für den Hausvater und die Hausmutter. Im ersten Stock sind die Schlafkammern für die Kinder und das Gesinde, oft auch Vorrathskammern und bei den reicheren Bauern die Gaststube, ein getäfeltes helles Zimmer, welches als das beste Gemach den Gastfreunden geboten wird. Einzelne Häuser haben mehrere Besitzer und hier und da zeigen sich sogar zwei Haushaltungen in derselben Stube. Unter dem nämlichen Dach mit dem Wohnhause befinden sich die Ställe und Scheunen. Besser als die etwa 30 Dörfer sind die fünf Flecken und die drei Städte gebaut, welche indeß ebenfalls nur wenige neuere Gebäude besitzen.

Auf unserer Wanderung durch den Kanton Thurgau berührten wir auf der Straße von Constanz nach Schaffhausen das Gebiet des Städtchens Stein, das den Zunamen am Rhein führt und unmittelbar an der Stelle liegt, wo der Rhein-
strom dem Untersee entfließt. Demselben gegenüber steigt das südliche Ufer des
Flusses vom Bette aus in der Höhe von etwa 65 Fuß zu einem Plateau empor,
auf dem in keltischer Zeit wahrscheinlich einer jener besetzten Zufluchtsörter war,
in welche sich die Landeseinwohner bei feindlichen Angriffen zurückzuziehen pflegten;
auf dem nördlichen erhebt sich dagegen ein waldiges Gebirge mit einem steilen,
von der Burg Hohenklingen besetzten Vorsprunge und im allmählig sich verengen-
den Strombett tauchen kleine Inseln auf, welche wie ein Alterthumsforscher der
Schweiz ausgeführt hat, „bequeme Stationen für Schiffer und Fischer und natür-
liche Stützpunkte für Ueberbrückung der Gewässer“ darbieten. Als die Römer
ganz Helvetien eingenommen hatten, mußten sie daher an dieser Stelle auf dem
linkseitigen Rheinufer starke Befestigungen anlegen, welche die Uebergänge der
jenseits feindschaften Feinde leicht zu hindern gestatteten. So entstand die Weste

Ganodurum, welche Ptolomaeus zugleich mit Forum Liberii nennt. Wahrscheinlich bald nach Befiegung der Alpenvölker durch Drusus und Tiberius errichtet, scheint sie, nachdem sie schon einmal im Kriege zerstört, aber bald nachher wieder hergestellt worden war, im Anfange des fünften Jahrhunderts von den Alemanen vollständig gebrochen worden zu sein. Die antiquarisch sehr interessanten Reste des Kastells, welche den Namen Burg führen, und unweit der jetzigen Rheinbrücke liegen, bestehen aus den Umfassungs-Mauern, welche sich, etwa hunderttausend Quadratfuß Fläche einschließend, auf der Westseite bei 11 Fuß ursprünglicher Dicke noch immer 13 Fuß hoch erheben, und einigen Thurmresten; innerhalb derselben liegen die Kirche, das Pfarrhaus und mehrere andere Gebäude des Dorfes Eschenz. Etwas östlich von der Burg an den Rheininseln vorbei zog sich zur römischen Zeit eine hölzerne Brücke über den Rhein, deren Pfahlreste noch vor hundert Jahren die Heidenbrugg hießen.

Nach der Zerstörung der römischen Veste bildete sich auf dem jenseitigen Ufer des Rheins eine Ansiedlung, welche der Art anwuchs, daß sie schon im zehnten Jahrhundert als Stadt betrachtet wurde und im Jahre 966 von Herzog Burkhard II. von Schwaben mit Mauern umgeben ward. Im Jahre 1005 kam die Abtei St. Georg von Hohentwiel nach Stein, indefs nicht zum Glück des Ortes, denn die Kastvögte des Klosters, die Freiherren von Klingen, von denen einige als Minnesänger bekannt sind, bemächtigten sich desselben. Nachdem sie es später theilweise an Oesterreich abgetreten, indefs 1415 wieder erworben hatten, verkauften sie Stein an die Herren von Klingenberg, von denen es sich 1459 durch bedeutende Opfer loszulösen wußte. Indefs konnte es seine schwer erworbene Unabhängigkeit nicht aufrecht erhalten; es mußte sich, nachdem es in Schulden gerathen war und weil es den wieder auftauchenden Ansprüchen der reichen und angesehenen Abtei St. Georg nicht zu widerstehen vermochte, in den Schutz von Zürich begeben, das es fortan beherrschte und als es sich einmal (1783) auflehnte, mit Waffengewalt unterwarf. Im Jahre 1798 schloß sich Stein, das Zürichs Uebergewicht und Strenge haßte und fürchtete, an das schwächere Schaffhausen an, bei dem es später auch verblieb. Die Lage des Städtchens ist anmuthig und auch seine alten, originellen Gebäude vermögen den Besucher einige Stunden anzuziehen. Viele derselben stammen aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und besitzen Erker, an denen als Abzeichen Steinbilder angebracht sind; andere, wie das Haus zum Ochsen, sind mit Frescobildern geschmückt. Ein schöner Saal mit hübschen Wandmalereien befindet sich im alten Kloster St. Georg, und gute Glasgemälde im Schützenhause und in dem ein halbes Jahrtausend alten Zunft Hause zum Klee. Die ursprünglich im byzantinischen Styl erbaute Stiftskirche hat durch die späteren Restaurationen unwillkürlicher und ungeschickter Baumeister ihren früheren Character fast ganz eingebüßt. Auf dem Rathhaus findet sich das Bildniß

des Freiherrn Schmid von Schwarzenhorn. Als junger Mann, arm und ohne Aussichten, aber gewandt, kühn und strebsam, verließ er gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts seine Vaterstadt Stein, um die Welt zu durchstreifen und dem Glück nachzujagen; nach vielen Irrfahrten gerieth er endlich in türkische Gefangenschaft, wußte sich indeß, trotzdem er als Slave verkauft ward, nach und nach emporzuarbeiten. Nachdem er mehreren wichtigen Posten vorgestanden, trat er in österreichische Dienste, wurde darauf in den Freiherrnstand erhoben und zum Botschafter am Hofe von Constantinopel ernannt. Ein von ihm der Stadt geschenkter reichverzierter Pokal kam lange Zeit bei jeder Hochzeit auf die Tafel. Hübsche Aussichten gewähren die Rheinbrücke und das 500 Fuß über dem Rheinbord gelegene, angeblich im neunten Jahrhundert gegründete Schloß Hohentlingen, das den Thurgau, den Höhgau, den Bodensee und die Alpenkette überblickt. Eine ähnliche Aussicht bot das auf demselben Berggrücken gelegene Schloß der Herren von Wolfenstein, dessen letzte Reste jetzt fast ganz verschwunden sind. In der Nähe von Stein ist die kleine grüne, zum Thurgau gehörige Rheininsel Werd bemerkenswerth. Nachdem im achten Jahrhundert der heilige Abt Dthmar von St. Gallen von Bischof Sidonis von Constanz fälschlich angeklagt und gefangen gesetzt worden war, starb er 759 auf der Insel, wo er auch beerdigt ward. Bald nach seinem Tode verkündeten indeß Wunderzeichen seine Unschuld und veranlaßten die Mönche von St. Gallen, den Leichnam des Heiligen fortzuholen und in ihr Kloster zu bringen, wo er zur Verehrung ausgestellt ward. Viele Jahrhunderte hindurch fanden dessenungeachtet Wallfahrten zu St. Dthmars Kapelle auf Werd statt; namentlich wurden jeden Freitag an Abzehrung leidende Kinder, welche hier durch ein Wunder geheilt werden sollten, in das anspruchslöse Gotteshaus gebracht.

Die übrigen Gemeinden des östlichen Bezirks von Schaffhausen, selbst der Flecken Ramsen, bieten keine Merkwürdigkeiten; wir wenden uns daher sofort dem Haupttheil des Kantons und seiner Hauptstadt Schaffhausen zu.

Die Geschichte der Stadt haben wir schon bei der Geschichte des Kantons kennen gelernt; beide fallen zusammen. Gehen wir daher sogleich zur Schilderung des Ortes über. Schaffhausen liegt am rechten Ufer des Rheins, da wo der Strom seine bisher westliche Richtung in die südliche ändert, im tiefen Thalfessel des in den Rhein einmündenden Mühlethaler Baches oder der Durach. Seine Einwohnerzahl, welche früher einmal 12,000 überstieg, später aber sehr herabsank, beträgt jetzt wieder etwa 8800, wird aber in Folge der Anlegung der Eisenbahnen zwischen Basel und Constanz und nach Zürich ohne Zweifel noch mehr anwachsen. Die früheren von alten Thürmen flankirten Festungswerke, welche die eigentliche Stadt umschlossen und zum Theil abgetragen sind, haben jetzt keine Bedeutung mehr; innerhalb ihres Umfanges liegen mehr als 800, größtentheils

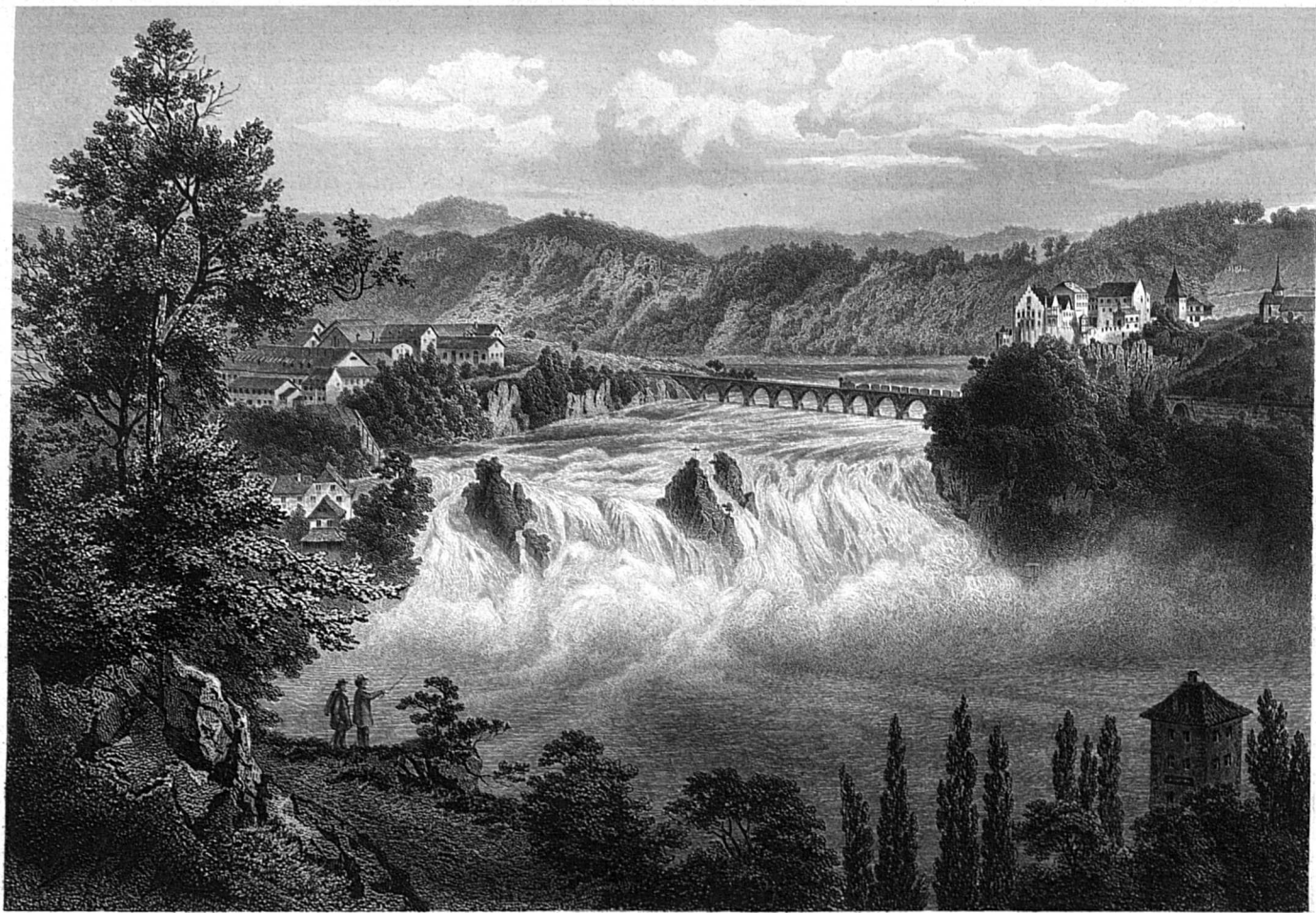
alterthümliche Häuser, welche durch ihre Bauart lebhaft an diejenigen der schwäbischen Reichsstädte erinnern. Aus Stein errichtet, haben sie in der Regel hohe Erker, welche zum Theil sehr klein, zum Theil unförmlich groß sind und sich oft dicht aneinander drängen, weil die dreistöckigen Häuser meist schmal sind und nur zwei oder drei Fenster Breite besitzen. Jedes Haus trägt einen Namen, der entweder angeschrieben ist oder durch ein Bild dargestellt wird; die seltsamsten Bezeichnungen kommen dabei vor und nicht selten wird der falsche Artikel vorgelegt, wie z. B. der Blume, der Traube, die Fels u. s. w. Manche Häuser sind auch wie das Haus zum Ritter mit Fresco-Malereien, welche heilige oder historische Begebenheiten vorstellen, verziert. In früherer Zeit scheinen viele merkwürdige Bildwerke von Stein und zum Theil auch von Holz vorhanden gewesen zu sein; die meisten derselben sind indeß, nachdem in den Jahrhunderten nach der Reformation der Sinn für Kunst ganz verschwunden war, gleich dem sogenannten „großen Gott von Schaffhausen“ in unverständiger Weise beseitigt worden. Zu den schöneren neueren Gebäuden zählen das Stadthaus, das Zunfthaus zum Rüden, zu dem der Concertsaal gehört, das Waisenhaus, die Bibliothek und Andere. Die Straßen sind zwar meist eng und krumm, haben sich indeß seit den letzten 30 Jahren sehr zu ihrem Vortheil geändert und zeichnen sich namentlich durch Sauberkeit aus.

Von den größeren Bauwerken aus früherer Zeit muß in erster Stelle der Munnoth genannt werden, der am nördöstlichen Ende der Stadt auf einem Hügel, einem Vorsprung des Emmerberges liegt. Der Sage nach stand auf derselben Stelle einst ein Wartthurm aus fränkischer Zeit. Als im Jahre 1564 eine Theuerung eintrat, wurde auf Beschluß des Rathes die jetzige Beste erbaut, welche aus einem großen runden hofartigen Bollwerk mit Mauern, zwei kleineren Thürmen, großen Gewölben und einen runden Haupt-Thurm, dessen Mauerwerk 18 Fuß dick ist, besteht. Treppen und ein 6 Fuß breiter gewölbter, schneckenförmig aufsteigender Gang führen zu der Beste empor, welche nach allen Seiten hin eine hübsche Aussicht bietet. Man hat den Namen von Munitio ableiten wollen; nach der Volksmeinung ist er indeß nichts weiter als eine Verdrehung des Spottnamens Annoth, welchen die Beste empfing, weil sie von andern Höhen dominirt wird und daher unbrauchbar und unnöthig war und weil sie nur errichtet ward, um den Arbeitslosen Beschäftigung zu geben und allenfalls den eigenen Bürgern Schrecken einzuslößen. Im Jahr 1799 hatten den Munnoth Franzosen besetzt, welche von den Oesterreichern beschossen wurden. Als die Beste zu verfallen anfing, bildete sich eine Munnoth-Gesellschaft, welche sie ausbesserte und ihre Erhaltung sicher stellte.

Die im reinsten byzantinischen Styl zur Zeit des ersten Kreuzzuges erbaute, angeblich 1101 vollendete Allerheiligen- oder Münster-Kirche, eine Säulen-Basilika, war einst ein schönes, werthvolles Gebäude, hat indeß in der Zeit der Reforma-

tion und später sehr gelitten. Das Schiff wird durch 12 Säulen getragen, welche nach den Apostel genannt werden; diejenige derselben, welche zerprungen ist, heißt beim Volk der Judas. Der einst so reiche innere Schmuck ist ganz verschwunden, dagegen hat man eine unschöne, thurmähnliche Kanzel am Ende des Schiffs hingebaut. Die große Glocke ward 1486 gegossen; durch ihre Inschrift „vivos voco, mortuos plango, fulgura frango“, welche Schiller zu seinem Liede von der Glocke veranlaßt haben soll und die er demselben als Motto vorsezte, ist sie allgemein bekannt geworden. Der an die Kirche stoßende alte Kreuzgang hat zum Theil byzantinische, zum Theil gothische Fenster und ist noch ziemlich wohl erhalten; aber die in demselben aufgestellten Grabsteine stammen meist erst aus dem siebenzehnten Jahrhundert, und gehören vorzugsweise den sechs altadlichen Patricier-Familien an, welche auf dem vom Kreuzgang umzogenen Todtenacker beerdigt zu werden pflegten. An einem nahen unansehnlichen Gebäude finden sich noch einzelne Theile einer zierlichen, mit seltsamen Bildwerken geschmückten byzantinischen Gallerie, welche einst einen Hof umgeben haben soll. Außerdem sind im Bezirk des Klosters noch mehrere gothische Kapellen vorhanden, von denen die eine dem katholischen Gottesdienst bestimmt ist, zwei zur Zeit des Constanzer Concils mit einem schönen, kreuzförmigen Saale überbaut wurden. Unregelmäßiger und weniger gefällig, als der Münster einst war, ist die bräunlich gefärbte gothische Kirche St. Johann, welche 1120 errichtet und 1835 restaurirt ward; sie soll die größte Kirche der Schweiz sein. Eine der bedeutendsten Merkwürdigkeiten Schaffhausens, die Grubenmannsche Rheinbrücke, ist durch Dudinot beim Rückzuge der Franzosen 1799 leider zerstört worden. Gegen 370 Fuß lang mit zwei Bogen von 193 und 171 Fuß Spannung, ruhte sie nur auf den beiden Ufern, denn der mittlere Pfeiler, welcher auf Anordnung des ängstlichen Raths hatte errichtet werden müssen, war — wenigstens wird das allgemein behauptet — nur zum Schein vorhanden, da der Baumeister ihn nicht bis an die Bogen geführt hatte. Außer der Schaffhauser Brücke wurden um 1750 noch andere bedeckte Brücken von dem genialen Grubenmann, einen einfachen Zimmermann aus Teuffen im Kanton Appenzell, mit gleichem Geschick und verhältnißmäßig geringen Kosten über breite, reißende Ströme erbaut; einige derselben sind in Appenzell noch vorhanden.

Die Umgegend von Schaffhausen ist anmuthig und bietet reiche Gelegenheit zu schönen Spaziergängen in den Kanton und über die Rheinbrücke in die Gebiete von Zürich und Thurgau. In der Nähe der Stadt liegen der Schießplatz, der Fäsenstaub, wo das Monument des zu Schaffhausen 1752 geborenen Geschichtsforschers Johannes v. Müller, seine Büste auf einem hohen Sockel, aufgestellt ist, der Wyhlen, das Seckelamtshäuschen in der Enge und die hohe Fluh. Während man von Hof Wyhlen die Appenzeller und Borarlberger Gebirge, vom Seckelamtshäuschen die Stadt, das Rheinthal, das Thal von Herblingen, die Basalt-



L. Rölbeck delt

A. Pesca sculp.

DER REINFALL
BEI SCHAFFHAUSEN.

LA CHUTE DU RHIN
PRÈS DE SCHAFFHOUSE.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

egel der Höhgau, des untern Thurgau, die Appenzeller Berge und die Alpenkette vom Glärnisch bis zur Blimlisalp überschaut, bietet sich von der hohen Fluß namentlich am Abend, wenn die Sonne im Westen niedersinkt, ein reizender Blick auf den schnell dahin strömenden Rhein in der Tiefe, den Kanton Zürich bis gegen die Sägen hin und die Berner und Waadtländer Alpen, welche nicht selten vom rosigen Glühshimmer angehaucht sind. Auch das romantische Mühltal mit seinen Felsparthien und Wasserfällen wird häufig besucht, und im Herbst lockt die Weinlese die Einwohner in die zahlreichen Weinberge, welche die Stadt rings umgeben und in denen die ersehnte Ernte mit Spielen, Mahlzeiten, Tänzen und Feuerwerken bis spät in die Nacht hinein lustig gefeiert wird.

Unzweifelhaft der anmuthigste und großartigste Spaziergang von Schaffhausen aus ist derjenige zum weltberühmten Rheinflall bei Schloß Laufen. Gewöhnlich begiebt man sich von der Stadt aus an hübschen Landhäusern vorüber auf der rechten Seite des schnellströmenden Rheins nach dem Dorfe Neuhausen, in dem sich Farbholz-Schneidemaschinen und ein ausgedehntes Eisenschmelzwerk befinden. Das letztere beschäftigt mehr als hundert Menschen und bezieht sein Erz zum Theil aus dem zum Kanton St. Gallen gehörenden Sarganser Lande, zum Theil aus dem Kanton Schaffhausen selbst, wo im Klettgaugebirge sowohl als auf dem Meiat bei Lohn, Stetten und Neunkirch Bohnerz und Brauneisenstein gefunden werden. Auch der Weinbau wird zu Neuhausen sehr stark betrieben; die hiesigen Weine gehören zu den besseren des Kantons und stehen noch über denjenigen von Hallau. Wichtiger und interessanter als die Neuhauser Werke und Weingärten ist für den Touristen der vielgerühmte, aber auch in der That prächtige Rheinflall, dem kein anderer Katarakt Europa's an die Seite gesetzt werden kann. Wie er in alter Zeit ausgesehen hat, ist unbekannt; keiner der römischen Schriftsteller, welche über das helvetische Gebiet schrieben, erwähnt ihn und die Annahme, daß er in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt und noch später eher ein schäumender Wasserlauf, als ein eigentlicher Sturz war, findet deshalb bei den Forschern um so mehr Glauben, als er im Laufe der Zeit, wie thatsächlich festgestellt ist, nicht unverändert bleibt. Auch im Mittelalter wird er nicht geschildert, wahrscheinlich weil er im Walddickicht lag. Nachdem der Rhein von Schaffhausen ab schneller strömend über die massenhaften niedrigen Kalkfelsen in seinem Bette geschäumt und die hohen steilen Uferborde bespült hat, erreicht er die Stätte, wo ein mächtiger Fels auf der linken Seite gegen 80 Fuß weit vorspringt und das Flußbette bis auf 120 Fuß verengt. Tosend und schäumend schießt die gewaltige Wassermasse durch das enge Thor und macht einen wenngleich nur niedrigen, aber doch immer prächtigen und sehenswerthen Fall. Unterhalb desselben erweitert sich das Rheinbett wieder und ruhiger zieht der Strom, nachdem er sich südwärts gewandt, zwischen sanft abhängigen Ufern und Weinbergen dahin.

Doch plötzlich wendet er sich wieder westwärts; steiler werden die Ufer, welche zugleich näher an einander rücken, Felsblöcke tauchen aus den Wogen empor und mit starkem Gefäll braust er in nordwestlicher Richtung der Felsenbarre zu, welche sich von einem Ufer zum andern zieht, um sich hier mit furchtbarem Getöse in einen tiefen, wilden Kessel hinabzustürzen.

Die Länge der Felswand, welche der Rhein überspringt, wird auf 340 Fuß berechnet; ihre Höhe beträgt an einer Stelle rechts nur 40 Fuß, an einer andern am linken Ufer gegen 65 Fuß. Dabei ist die Wassertiefe nicht nur an den verschiedenen Stellen, sondern auch zu verschiedenen Jahreszeiten sehr ungleich und steigt von 6 bis 40 Fuß, so daß es sich leicht erklärt, wenn die Angaben über die Fallhöhe ungemein abweichen. Außerdem kommt es darauf an, ob man nur den größten untern Sturz von durchschnittlich 50 Fuß Höhe oder auch die oben auf einer Strecke von etwas mehr als 200 Schritt gelegenen Stromschnellen und kleineren Katarakte in Betracht zieht. Im Ganzen mag der Rheinflall oder, wie er vom Volke gewöhnlich genannt wird, der „große Laufen“ etwa 80 Fuß Höhe haben. Vier Felsen, welche von der quer gelegenen Felswand aufsteigen, theilen ihn in fünf einzelne Fälle; indess sind diese von sehr ungleicher Ausdehnung und diejenigen auf der Seite von Neuhausen schmaler und niedriger als die entgegengesetzten. Der bedeutendste der Felsen ist eine mächtige Kalksteinmasse, welche noch vor 140 Jahren ein kleines Tannengehölz trug, jetzt aber mit Laubholzgebüsch bedeckt ist. Bei niedrigem Wasserstande, wenn der Strom weniger wild ist, kann man vom Schloßchen Wörth, das am rechten Bord liegt, in einem Kahn bis an seinen Fuß gelangen; auch läßt er sich besteigen und gewährt dem Besucher einen wunderbaren Anblick auf die brausenden, mit Schaum bedeckten Wassermassen. Indess ist für das Unternehmen ein völlig schwindelfreier Kopf das erste Erforderniß. Nicht weit von diesem Fels gegen das linke Ufer hin steht ein anderer, der nach oben zu kopfähnlich vergrößert ist. Durch ein ovales Loch, welches die anströmenden Wasser nach und nach geböhrt haben, stürzen sie sich hinab in die schreckliche Tiefe.

Der Standpunkte, welche man zur Besichtigung des Falls gewöhnlich wählt, sind mehrere; indess sollte man sie sämmtlich besuchen, weil alle originell sind und jeder einzelne seine eigenthümlichen Schönheiten besitzt. Wir sind der Landstraße auf dem rechten Ufer des Rheins gefolgt und haben das hochgelegene Hotel Weber erreicht; schnell durchschreiten wir das Haus und treten auf den Balkon, dessen Gesichtskreis bis an den fernen Alpenfranz zwischen Säntis und Jungfrau heranreicht. Vor uns liegt links das schwarze Dörfchen Neuhausen mit seinen rauchenden Werken, jenseits des Rheins auf der Höhe erhebt sich das hübsche Schloßchen Laufen, dazwischen stürzt sich der Strom unter betäubendem Donner über die Felsen hinab. Gewaltige Wellen dringen unausgesetzt bis gegen die

Klippen und an den Rand des Querdammes vor und stürzen sich dann kopfüber in die Tiefe, wo sie hoch emporspritzen. Immer gleichmäßig bleibt das Bild, nur hie und da scheint eine Welle schaumbedeckter, größer, mächtiger. Oberhalb des Falles aber legt sich kalt ruhig die schöne Eisenbahn-Brücke über den Fluß, der sie seiner Wildheit ungeachtet nicht zu brechen vermag, und über ihr zieht so ruhig wie auf ebenem Feld die dampfende Locomotive mit der langen Reihe Wagen dahin und dorthin. Der Mensch, der die gewaltige Naturkraft bewundert, läßt sich durch sie in seinem Wirken und Streben nicht stören; er weiß sie zu unterwerfen. Ein hübscher Fußpfad führt durch Baumanlagen vom Hotel Weber hinab an den Flußbord und nach dem Schloßchen Wörth, das fünfzig Fuß vom Lande entfernt auf einer kleinen Felseninsel liegt und angeblich im zwölften Jahrhundert gegründet ward. Auch von ihm aus übersteht man die ganze Breite des Falls und die Höhe bis zur Felsenbarre, aber nicht mehr über dieselbe hinaus. Der Katarakt scheint hier größer, gewaltiger als vom Gasthause und gewährt namentlich dann einen wundervollen Anblick, wenn er den prächtigen Regenbogen zeigt, welchen die Sonne im aufwirbelnden Wasserstaub hervorbringt, oder wenn sanft das Licht des Vollmondes auf ihn fällt. Dann ist der Hintergrund tiefdunkel, leuchtet der weiße Schaum blendend, strecken sich die schwarzen Schatten der Felsen gigantisch aus und sprühen aus den Oefen der Eisenwerke Garben von röthlichen Feuerfunken gen Himmel, während kein Geräusch das einförmigen Tosen des Sturzes zu verdecken sucht. Seit einigen Jahren hat man auch den Rheinfall von mehreren Punkten aus durch electricisches Licht zu beleuchten gesucht und damit bei weißem und farbigem Licht wunderbare Effecte gewonnen, trotzdem stets nur einzelne Theile des ganzen Falls getroffen werden konnten. Wer den Wassersturz ganz in der Nähe zu sehen verlangt, der fährt von Wörth aus in kleinem Rachen bis zu ihm heran. Da löst sich dann der Fall in einzelne Theile auf. Hier wälzt sich eine mächtige Woge bis an den Rand der Felsenbarre und strömt darauf in gewaltigem Sturz sich breit ausdehnend in die Tiefe, wo sie wirbelt, siedet, schäumt, hoch-ausspritzt; dort sprudelt im Bogen sich senkend ein feinerer Strahl, den eine Felsen Spitze abgetrennt hat; da schlagen die Wasser gegen die Klippen und lösen sich in feinen Staub auf, welchen der Wind ergreift und wie eine Regenwolke vor sich her treibt. Alles bewegt sich rastlos; nur die alten Felsen, an denen die Woge aufsteigt, um machtlos wieder herabzusinken und wieder in die Höhe zu prallen, stehen unerschütterlich und unerschüttert da. Und wenig unterhalb der Stelle, wo unser Schiff hinfährt, zieht der schnell beruhigte Strom eilig, aber nur sanft wallend von der Stätte seines Zorns und seines Kampfes thal-abwärts.

Wenige Ruderschläge führen zuletzt noch unser Schiff auf das rechte Ufer an den Fuß des Felsens, auf welchem Schloß Laufen steht. Ein Gerüst ist da

errichtet, auf dem man, in vor Rässe schützende Mäntel gehüllt, Platz nehmen kann. Von hier aus überieht man nur den größeren Sturz zwischen dem Schloßfels und der durchbohrten Klippe, aber dennoch ist der Anblick der wildeste, großartigste. Denn fast unmittelbar am Gerüst stürzen die ungeheuren grün und blau schimmernden Wassermassen mit betäubendem Getöse unaufhörlich herab. Niemand vermag anschaulich zu schildern, was er schaut, denn die Worte und Bilder fehlen, und noch weniger ist der Maler im Stande, den Fall in seiner Großartigkeit im Gemälde darzustellen. Verzichten auch wir deshalb auf den fruchtlosen Versuch. Höher hinauf als die Gerüste liegen noch andere Punkte, wie die Karolinenrotte und der Pavillon, und oben beim Schloß das Belvedere mit dem Blick auf den ganzen breiten Fall und den Rhein ober- und unterhalb des Katarakts; auch sie sollten besucht werden.

Schloß Laufen gehört zwar zum Kanton Zürich, dennoch müssen wir es hier berücksichtigen. Umgeben von Buchen und Haselgesträuch erhebt es sich wohl 300 Fuß über dem Rhein auf einem fast senkrecht abstürzenden Kalkfels. Seine ersten Besitzer, die Edlen von Laufen, waren Lehnsleute der Grafen von Kyburg und der Herren von Tengen, starben indeß schon früh aus, worauf die Burg schnell hintereinander an mehrere adelige Geschlechter, zuletzt an das von Sulach kam. Im Jahre 1441 wurde Laufen von Herzog Albrecht von Oesterreich belagert und so ernstlich angegriffen, daß die kleine Besatzung sich mit Stricken am Felsen herunter ließ und schwimmend über den Rhein floh. Einer der Knechte, welcher den Muth nicht gehabt hatte, sich durch Schwimmen zu retten, unterhandelte kock am folgenden Morgen über die Uebergabe und erhielt, da man glaubte, die ganze Besatzung sei noch vorhanden, freien Abzug. Im Jahr 1544 kam Laufen mit seiner Vogtei durch Kauf an Zürich und ward das Schloß Sitz des Landvogts. Später ging es in Privatbesitz über. In neuerer Zeit wurde es ohne sehr wesentliche Veränderung im älteren Styl wieder hergestellt und gewährt mit seinen Gebäuden, Thürmchen und Balkonen einer ganz hübschen Anblick. Ein bequemer Weg führt von ihm über Flurlingen nach Schaffhausen.

Doch kehren wir noch einmal zum Rheinfall zurück. Seine größte Wassermenge pflegt er im Juni und Juli zu haben; indeß ist er auch im Winter noch immer sehenswerth, obwohl viel kleiner. Am besten besucht man ihn am Morgen oder Abends oder, wie schon erwähnt, beim Schein des Mondes; gegen Mittag macht er am wenigsten Eindruck. Früher wurde behauptet, einzelne Personen hätten es mit Glück gewagt, über den Fall abwärts zu fahren; namentlich soll ein Schiffer schlafend in seinem Kahn über den Sturz fortgekommen sein. Ein vor Jahren gemachter Versuch hat indeß festgestellt, daß Rähne, noch ehe sie an den eigentlichen Fall gelangen, an den im Strombett vorhandenen Klippen zersplittert werden. Eine andere Sage spricht von den Pferdeopfern, welche dem

Rheinstrom von den Alemannen am Fall selbst gebracht worden sein sollen, und in der That will man Knochen und alte Münzen auf den Felsen gefunden haben. Ohne Zweifel opferten die germanischen Stämme den Strömen und vor allen dem heiligen Rhein; ob sie aber den Rheinfeld als Stätte der Verehrung gewählt haben, steht nicht fest, da, wie gesagt, derselbe in Schriften der älteren Zeit und des Mittelalters überhaupt nicht erwähnt wird. Unterhalb des Falls ist der Rhein wieder schiffbar; kleinere und leichtere Schiffe, sogenannte Lauer-tannen, welche von oben herab kommen, werden wohl zu Schaffhausen ausgeladen und zu Lande zugleich mit den Waaren bis in die Gegend von Wörth abwärts gebracht und dort wieder auf das Wasser gesetzt und beladen. Indes wird die Schifffahrt mit den Jahren mehr und mehr leiden, da sie auch an andern Stellen schwierig ist und die Eisenbahn ihr siegreiche Concurrnz macht.

Nach Schaffhausen zurückgekehrt machen wir noch einige kurze Wanderungen in die nördlich und westlich von der Stadt gelegenen Ortschaften. Zunächst liegt an der Straße nach Stuttgart das Pfarrdorf Herblingen, in dessen Nähe einst zwei Schlösser vorhanden waren; das eine derselben ist längst verfallen, das andere auf einem nahen Hügel, das jetzt im Privatbesitz ist, dagegen noch erhalten. Es gewährt eine großartige Umsicht, welche die Alpen von Tyrol an bis nach Unterwalden hin abschließen. Unweit davon befindet sich das seiner Aussicht wegen oft besuchte Dörfchen Lohn (1970 Fuß über dem Meere und fast 800 Fuß über Schaffhausen). Weiter gegen die Grenze hin liegt Thäingen, der Hauptort des Neiat-Bezirks, am Fuß eines schönen mit Nebel bedeckten Berges in anmuthiger Gegend des Höhgau. Einer der beiden Bezirke des Orts führt den seltsamen Namen die Lieblose. Im Schwabenkriege zogen sich die Dorfbewohner vor den andringenden Feinden in den Kirchturm zurück und stürzten sich, als sie sich nicht zu helfen vermochten, anstatt sich zu ergeben, in die Speere der Schwaben. Bei diesem Gefecht ward dem Jüngling Götz von Berlichingen ein Pferd unter dem Leibe getödtet. Eine andere Hauptstraße führt von Schaffhausen nordwärts nach Karlsruhe. Das erste Dorf ist Merishausen, wohin man auch auf angenehmem Fußpfad über die Steig und durch das anmuthige Mühlethal längs dem Tannerbach gelangen kann. Gegen Merishausen hin wird das von Neiat und Randen eingeschlossene Thal weiter und freundlicher. Im Dorfe befindet sich ein Kirchturm, der vor seiner Ausbesserung von allen Seiten aus gesehen, krumm und schief erschien, dessenungeachtet aber senkrecht stand. Ein Fußweg leitet zum Signal auf dem hohen Randen (2814' über dem Meere), dessen Aussicht den

östlichen Schwarzwald, die Aar, das Höhgau bis an die schwäbische Alp, das Klettgau, den Kanton Thurgau, fast den ganzen Kanton Zürich, den Bodensee und die ungeheure Alpenkette vom Arlberg bis zum Montblanc umfaßt.

In nordwestlicher Richtung führt eine dritte Straße nach Freiburg im Breisgau über Beringen, in dessen Nähe die große Höhle Teufelsküche belegen ist. Noch unerforscht, soll sie beträchtlich weit in die Tiefe hinabgehen, da ein hinabgeworfener Stein erst nach mehreren Secunden aufschlägt. Die folgenden Dörfer Lohningen und Siblingen bieten nichts Interessantes, aber östlich von ihnen zieht sich aus den Manden herab das Hemmenthal, in dessen unterem Theil, dem romantischen Hauenthal, eine sehenswerthe Felsparthie, das Mutterloch, ist. Dorf Hemmenthal soll in uralter Zeit und zwar schon vor Schaffhausens Gründung ein sehr ansehnlicher Flecken gewesen sein, ist aber jetzt ganz verarmt. Weiter nordwestwärts liegt der schöne Bezirks-Hauptort Schleithelm, in dessen Nähe beim Salzbrunnen Reste römischer Ansiedlungen gefunden worden sind. Ein Weg führt von hier nach Merisshausen und berührt den Fuß des Hügels, auf welchem einst die Mandenburg stand. Auf ihr soll die fromme, gottgesegnete Adelhaid von Mandenburg gewohnt haben, von der man zu Schaffhausen mehrere Sagen erzählt. Sie lauten:

„Auf einem der steilsten Vorsprünge des Mandens, dort, wo er Stühlingen gerade gegenüber ein Felsenhorn ausstreckt, stand vor Zeiten ein schönes und festes Schloß, die Mandenburg, von deren hohen Thürmen man nicht nur die ganze Umgegend überschaute, sondern in der Ferne auch die Alpenkette von den Berner Alpen an bis zu den Tyroler Schneegipfeln erblicken konnte. Die Besitzer der Mandenburg gehörten zu den angesehensten Bürgern der Stadt Schaffhausen und fast während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts hatten sie die Schulttheißen-Würde inne. Aus ihrem Geschlecht war die fromme, gottgesegnete Adelhaid entsprungen. Nach den Einen ging das Fräulein jeden Morgen vor Tagesanbruch von der Mandenburg nach Schaffhausen, um dort dem Gottesdienste beizuwohnen. Sie ward von ihrer Magd begleitet und voran schritt ein schöner, hoher Hirsch, der zwischen seinen Geweihen eine brennende Leuchte trug. Noch zeigen die Hemmenthaler den Pfad, den sie zu beschreiten pflegte. Am Thor blieb das treue Thier zurück, um der Wiederkehr seiner Gebieterin zu harren. Als das Fräulein einmal von Räubern verfolgt an das Thor kam, bevor der Wächter es aufgethan hatte, da öffnete unsichtbar ein Engel die Kiegel und errettete so die Jungfrau aus drohender Lebensgefahr. Von dieser Zeit ab nannte man die Pforte Engelsbreds-Thor. Als Adelhaid nach langen Jahren starb, begrub man sie unmittelbar neben dem Abt Jacob Hüin. Andere behaupten dagegen, die Jungfrau habe in der Höhe des Hauenthals in stiller Einsamkeit Gott mit Beten und Fasten gedient. Jeden Morgen ging sie, erzählen sie, begleitet von zwölf Gefährtinnen

durch das Thal zur Stadt, um dort im Dom der Messe beizuwohnen. Einmal gesellte sich zur Jungfrau ein schöner weißer Hirsch mit einer hellbrennenden Kerze zwischen dem Geweih und verließ darauf die Beterinnen nicht mehr. Wer den Zug vorbeikommen sah, kniete am Wege nieder und viele Kranke berührten gläubig das Kleid der frommen Adelsheid und wurden alsbald gesund. Dreißig Jahre hatte sie so Gott gedient, als plötzlich, während sie im Dom am Altar betete, sich unter hellem wundersamem Klingen die Wand öffnete und zwei Engel, Palmen in der Hand, herausstraten. In demselben Augenblick sanken alle Jungfrauen todt nieder und hereintrat in die Kirche mit trübbrennendem Licht der treue Hirsch, der seine Gebieterin auf die Höhe des Randens trug, wo er sich an ihrer Seite sterbend niederlegte. Aber bald darauf ward die Heilige im Dom begraben und noch pflegt man das Grab zu zeigen.“

An der westlich ziehenden Straße nach Basel liegen von größeren Ortschaften noch Neunkirch (Milkilch) der Hauptort der Alettgau, in fruchtbarer Ebene, in dessen Nähe am hohen Henning Eisenerz gewonnen wird, und das durch seinen Wein bekannte Hallau, nach Schaffhausen die größte Gemeinde des Kantons, welche durch die Thätigkeit und Mühsigkeit ihrer politisch gebildeten und gewerbfleißigen Bevölkerung bedeutenden Einfluß ausübt. Für den Reisenden haben beide Orte indeß kaum mehr Interesse, als die schwefelhaltige Quelle bei Unterhallau, welche bis jetzt nicht einmal, wie so viele andere der Schweiz, von den Umwohnern benutzt wird.

Der Kanton Zürich.

Zürich ist weder der älteste Kanton der Eidgenossenschaft, noch der größte, noch der volkreichste und dennoch ist es ihm schon vor Jahrhunderten gelungen, den Rang als erster unter den gleichen zu gewinnen und selbst das kräftige, mächtige, stolze Bern erst als den zweiten Kanton nennen zu lassen. Was seine aristokratischen, aber im Großen und Ganzen doch wieder den Geist der Zeit begreifenden Leiter einst begonnen, hat die jüngere, volksthümlich gesinnte Generation fortgesetzt; beide strebten mit Glück und Geschick nach demselben Ziel, den Kanton zur höchsten Blüthe zu führen und ihm dadurch bei den Eidgenossen Geltung und wohlthätigen Einfluß zu verschaffen. Zwar hat die erste Stelle in den schweizerischen Bundesstaaten seit der Einführung der neuen Bundesverfassung keine gesetzliche Bedeutung mehr; die Tagsganzung ist dahin gefallen und Zürich wechselt nicht mehr mit Bern und Luzern im Vorsitz und in der Leitung der Bundesgeschäfte — aber noch immer gilt seine gewichtige Stimme viel im Rathe und freiwillig hat die Bundesversammlung stets einem seiner bedeutendsten Staatsmänner eine Stelle in der Executive, dem Bundesrath, vorbehalten. Woher das Alles? Das Räthsel ist leicht gelöst. Der Kanton Zürich, dessen Hauptstadt wohl im Scherz Limmat-Athen genannt wird, pflegt mit Eifer Bildung und Intelligenz; sie beide aber sind es gewesen, denen er alles, was er besitzt, verdankt, welche seine Einwohnerschaft auf die Stufe der tüchtigsten Bürger der Schweiz erhoben haben.

Wie die Geschichte Berns, Luzerns, Schaffhausens, Basels, Solothurns aus der Geschichte der Hauptstadt hervorgeht, so fällt auch die Geschichte des Kantons Zürich mit der Geschichte der Stadt Zürich zusammen. Schon in derjenigen fernen Periode, bis zu welcher historische Aufzeichnungen nicht reichen, als noch das Land mit düstern Wäldern, in denen wilde Thiere der verschiedensten Art hausten, bedeckt war, siedelten sich am unteren Ende des Zürich-See, dort wo ihn die helle

Limmat verläßt, Menschen an. Es waren das jene halbwilden Pfahlbau-Bewohner, von denen wir bald bei dem Orte Meilen sprechen werden, vielleicht Glieder des keltischen Volksstammes, der auf seiner Wanderung von Ost nach West auch in die Schweiz schon früh einen Zweig gesandt haben mag. Jedenfalls werden hier, wo der Uebergang über den Strom möglich war und eine günstige, leicht zu befestigende Stätte für Fischerei und Schifffahrt sich bot, zur Zeit Caesars keltische Helvetier gesessen haben, wenn gleich nicht, wie selbst noch in neueren Schriften wiederholt wird, der Stamm der Tiguriner. Als die Römer sich bald darauf in der Nordschweiz festsetzten, siedelten sie sich auch auf der Stelle, welche jetzt Zürich einnimmt, an. Zwar nennen römische Schriftsteller den Namen der Station Turicum nicht, aber derselbe ist auf einem Grabstein erhalten und noch heut tritt das Mauerwerk der römischen Weste am Lindenhofe klar zu Tage. Als unter Augustus oder seinen nächsten Nachfolgern Vindonissa (Windisch) im Gau der Aar zu einem Hauptwaffenplatz am Ober-Rhein hergerichtet und durch zwei nach den rhätischen Alpenpässen gezogene Straßen mit Mediolanum (Mailand) in Verbindung gesetzt ward, da überschritt die eine dieser beiden Straßen, die Handelsstraße, bei Turicum die Limmat, um am nördlichen Bord des Sees und durch das Gaster Land den Wallenstadter See und über ihn fort Chur zu erreichen. Damals kam zum Schutz der Straße nach Zürich eine Militär-Station, welche ihr Castell auf dem Lindenhof am linken Ufer besaß; außerdem befand sich hier eine Zollstätte, welche von allen aus Italien und Rhätien in die Provinz Gallien eingeführten Waaren 2½ Procent erhob. Ein anderer beträchtlicher römischer Ort im Gebiet des Kantons war die Weste Vitodurum (Oberwinterthur), neben der noch ein Castell zu Fregenhäusern und viele kleinere Ansiedelungen, Poststationen, Villen u. s. w. bestanden. Von dieser Zeit erzählt auch die Legende, welche den Märtyrer-Tod der drei Züricher Heiligen Felix, Regula und Cruperantius berichtet; bei Ermordung der thebaischen Legion im Wallis unter Diocletian entflohen, sollen sie durch das Land Glarus nach Turicum gekommen, dort auf der Stätte der jetzigen Wasserkirche gewohnt und schließlich vom römischen Landespfleger Decius als Christen gepeinigt und enthauptet worden sein. Wie es scheint, war wirklich um 300 nach Christi das Christenthum in der Gegend bereits verbreitet. Indes ging es wieder unter, als im fünften Jahrhundert die heidnischen Alemannen über den Rhein vordrangen und das Land in Besitz nahmen. Damals fiel auch das Kastell Zürich in ihre Hände und ward gleich den anderen Westen der Römer zerstört. Indes bildete sich ohne Zweifel sofort eine alemannische Niederlassung; vielleicht wurden sogar nicht alle hier sesshaften Römer und Gallier getödtet und vertrieben, sondern nur zu Sklaven gemacht. In der Schlacht bei Zülpich (496) besiegten die Franken die Alemannen und machten sie botmäßig; wahrscheinlich kam damit auch die

Gegend der Limmat und des Zürichsee in fränkischen Besitz. Wenigstens gehörte sie später gewiß zu Austraßen.

Nach und nach scheint das Christenthum wieder hervorgetreten zu sein und es ist nicht unmöglich, daß um das Jahr 600 oder wenig später bereits ein Kirchlein in Zürich vorhanden war. Am Zürichsee wurden indeß, als die Heiligen Columban und Gallus als Glaubensboten das Land durchzogen, noch immer wie früher die germanischen Götter und vornehmlich Wuotan verehrt. Bald übte indeß das Bisthum Constanz, das zuerst zu Windisch im Aargau seinen Sitz gehabt hatte, seinen Einfluß aus. Nachrichten aus dieser Zeit über Zürich fehlen gänzlich, indeß schon 744 trug ein großes Gebiet den Namen des Zürichgau und weit umher verbreitete sich die Verehrung der Schutzpatrone Zürichs, was auf die steigende Bedeutung des Ortes hinweist. Karl der Große, so meldet die Sage, besuchte mehrmals die Limmatstadt und in der That ist es nicht unwahrscheinlich, daß er hierher kam und zum Aufblühen des damals schon bestehenden Stifts viel beitrug. Am Anfange des neunten Jahrhunderts stand Zürichs von einer eigenen Chorherren-Brüderschaft verwaltete Kirche, das jetzige Grossmünster, auf einem Hügel am rechten Ufer der Limmat und zwei hundert Ellen stromabwärts lag der Ort. Auf dem Lindenhof, der Stätte des römischen Castells, befand sich eine königliche Pfalz, welcher ausgedehnte königliche Güter angeschlossen waren. Hier hielt für den Thurgau d. h. für alles Land zwischen Alpen, Bodensee, Rhein und Neuf der königliche Gaugraf das Gaugericht. Die Bevölkerung, welche dies älteste germanische Zürich bewohnte, gehörte den verschiedensten Klassen an. Allemann im Besitz voller Selbstständigkeit, Edle sowohl als Freie, die auf eigenem Grund und Boden saßen, Leute des Königs, welche die Burg bewahrten und das ihnen überlassene Land bebauten, Freie, die fremdes Grundeigenthum gegen Zins inne hatten, und Hörige des Königs, der Kirche und der Großen bildeten eine bunte Gemeinschaft, die indeß wenig inneren Zusammenhang hatte. Damals hieß der Ort in der Regel Turegum, indeß kommt der alte römische Name auch noch später in lateinischen Urkunden vor.

Von den Nachfolgern des großen Karl hielt sich namentlich Ludwig der Deutsche gern in dem lieblichen Zürich auf, in dem er 853 zu Ehren des heiligen Felix und der heiligen Regula ein großes Frauenstift, die Abtei Zürich, gründete. Nachdem er demselben seinen Hof Zürich und das Ländchen Uri geschenkt, setzte er ihm seine Tochter Hildegard als Äbtissin vor, der sechs Jahre später seine andere Tochter Bertha nachfolgte. Eine herrliche Kirche ward auf der Stelle errichtet, wohin die frommen Schwestern im Geleit eines wunderbaren Hirsches, welcher eine brennende Fackel zwischen den Geweihen trug, oft zum Gebet gewandert sein sollen. Von weit her ließ man die besten Bausteine kommen, im Innern des Gebäudes zog sich eine Doppelreihe hoher, geschliffener Säulen hin, bunte Farben, welche

mit Künstlerhand aus Stoffen aller Weltgegenden gemischt wurden, zierten die Decke; überall waren die Wände mit Erz, Silber und Gold geschmückt und in die hohen Fenster hatte man farbige Gläser kunstreich mosaikartig aneinander gefügt. Die Gründung der Abtei bestimmte Zürichs Schicksal, denn das Stift stand direct unter dem Könige und genoß der bedeutungsvollsten Rechte und Freiheiten, sein Grundbesitz war der Entwicklung des Grafen entzogen, mehr und mehr vermochte es freie Ansiedler an sich zu ziehen, unter seinem Krumstab glichen sich nach und nach die Unterschiede zwischen freien und unfreien Angehörigen des Gotteshauses aus und bildete sich endlich ein förmliches Gemeinwesen, von dem nur die Pfalz mit den Reichsleuten ausgeschlossen war.

Auch unter den folgenden Königen empfing die Abtei und durch sie der Ort große Begünstigungen, und wenn ihr auch die Eroberung Zürichs und des Zürichgau durch die burgundischen Könige Rudolf der erste und der zweite Nachtheil brachte, so ward sie doch schon nach kurzer Zeit (919) durch Herzog Burkhard von Alemannien wieder von der fremden Herrschaft befreit. Sowohl die ersten Herzoge Alemanniens als die sächsischen Kaiser begünstigten Zürichs Emporkommen und häufig fanden große Gerichtstage und fürstliche Besuche statt. Wenn die Mailänder vom Kaiser über die Alpen berufen wurden, gingen sie stets nach Zürich, wo mit ihnen verhandelt wurde, und ebenso lenkte der Handel seine Waarenzüge, die freilich noch nicht sehr bedeutend sein mochten, über Zürich, wo es eine Münze, einen kaiserlichen Markt und eine Zollstätte gab und sich in Folge des gestiegenen Wohlstandes eine so zahlreiche Gemeinde gebildet hatte, daß für sie eine eigene Leutkirche, zu St. Peter genannt, errichtet werden mußte. Nach und nach ward der Ort auch befestigt; Mauern und Gräben, anfänglich noch schwach aber später verbessert, entstanden und es gründete sich eine Stadt, welche von Dienstleuten des Königs und des Herzogs von Alemannien, Hörigen des Stifts und freien Männern in bunter Mischung bewohnt ward und von allen kriegstüchtigen Einwohnern gemeinsam vertheidigt werden mußte. Bis zum siebzehnten Jahrhundert standen jene gewaltigen Mauern und Thürme, welche man damals in der Zeit von zehnten bis zwölften Jahrhundert mit verhältnißmäßig noch schwachen Kräften zu Stande brachte.

Mit der Stadt stand in dieser und der nächsten Periode die Abtei stets in der engsten Verbindung und bald wußte die letztere die Gerichtsbarkeit, welche sie besaß, über die ganze Stadt auszudehnen. Nur auf dem Grund und Boden, welcher nicht den beiden mehr und mehr aufblühenden Klöstern gehörte, dauerte die Gewalt des Grafen fort. Leicht hätte in Folge dessen die Stadt von der Abtei vollständig abhängig, ihr dienstbar werden können. Aber sie blieb vor diesem Schicksal bewahrt; denn im zehnten Jahrhundert ward für Stadt und Stift ein eigener Reichsvogt eingesetzt, welcher unmittelbar unter dem Kaiser stand und die

Uebergriffe der mächtigen Aebtissin verhinderte. Zürich war nunmehr freie Reichsstadt und sah namentlich im elften Jahrhundert oft die deutschen Kaiser und zugleich mit ihnen große Landtage in seinen Mauern. Heinrich III. besuchte die Stadt nicht weniger als sechsmal und vermählte hier seinen Sohn Heinrichs IV. mit Bertha, der Tochter des italischen Markgrafen Otto von Susa. Damals sah Zürich Alles in seinen Mauern, was der kaiserliche Hof und die reichen lombardischen Großen an Pracht und Glanz aufzubringen vermochten. Zwar hatte die Stadt noch immer keinen bedeutenden Umfang, aber sie glänzte doch schon durch herrliche Gebäude, unter denen am Ende des zwölften Jahrhundert der mächtige, bereits vollendete Bau des Grossmünster den ersten Rang einnahm. Auch das städtische Gemeinwesen hatte sich damals schon kräftig entwickelt und unter dem Einfluß des nahen Italiens, der lombardischen Städte und ihres Beispiels und begünstigt durch die Anwesenheit der römischen Könige blühte das städtische Leben mit jedem Jahrzehend mehr und mehr in Verkehr und Handel, in Gewerbe und Kunst auf. Schon damals stand an Zürichs Thor die stolze Inschrift: *Nobile Turegum, multarum copia rerum.* (Das edle Zürich, reich an vielen Dingen).

Im zwölften Jahrhundert ward Zürich von großen Gefahren bedroht; in den blutigen Kämpfen zwischen Heinrich IV. und seinem Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden wurde die Stadt schwer geschädigt, lösete sich das Herzogthum Alemannien auf und fiel die Gegend von Zürich dem Herzog Berchtold von Zähringen zu. Als Reichsvögte schalteten dieser und seine Nachfolger unumschränkt und fast vollständig ging Zürichs reichsstädtischer Character verloren. Indes der letzte Zähringer starb 1218, König Friedrich II. nahm die Reichsvogtei zurück, und es gelang der Stadt einen Brief zu erhalten, welcher die Wahl des Reichvogts aus der Mitte des Raths sicher stellte. Zürichs bereits sprichwörtliches Glück hatte sich von neuem bewährt.

Von da ab trat die Bürgerschaft aus ihrer abhängigeren Stellung heraus; jede günstige Gelegenheit benutzte sie, um sich Geltung zu verschaffen, und nicht nur den beiden Klöstern, selbst dem Kaiser und Papst wagte sie entgegen zu treten. Als im Jahre 1247 das Interdict die Stadt traf, weil sie treu zu Friedrich II. gehalten hatte, schwankte sie nicht einen Augenblick, sondern schloß noch im Augenblick der Ausgleichung die Prediger-Mönche, welche sie beleidigt hatten, aus. Und doch bedurfte sie dringend dieser Ausgleichung, weil durch den Streit und die Feindschaft der Geistlichkeit ihr Verkehr, ihre Existenz, sehr gefährdet waren. Schon damals knüpfte sie freundliche Beziehungen zu Rudolph von Habsburg an, der ihre Feinde, die Freiherren von Regensberg, schädigte und vernichtete und später, als deutscher Kaiser, ihr stets wohlwollte und dem Gemeinwesen manche schätzbare Privilegien verlieh. So entwickelte sich ihr Wohlstand und ihr Einfluß mit jedem Jahre und selbst die schweren Unglücksfälle, der

Brand von 1286, die sogenannte Wackerboldsche Brunst, so wie die blutige Niederlage von Winterthur, welche ihren Kriegern Herzog Albrecht von Oesterreich ihrer Anhänglichkeit an Kaiser Adolf von Nassau wegen am 13 April 1292 beigebracht hatte, waren in verhältnißmäßig kurzer Zeit verschmerzt. Hatte doch glücklicher Weise Herzog Albrecht Zürich selbst nicht erobern können. Als er mit gewaltigem Heere vor der Stadt erschien und sie belagerte, mußte er unverrichteter Dinge wieder abziehen. Denn die Stadt schien durch zahlreiche Krieger beschützt zu sein und fortwährend marschirten wohlbewaffnete Schaaren mit kriegerischer Musik durch die Straßen und über den Lindenhof. Die Frauen und die Jungfrauen hatten nämlich gleich den Männern und Jünglingen Panzer angelegt und Waffen zur Hand genommen; sie waren es, vor welchen der Herzog ruhmlos den Rückzug antrat. Denn in der That hätte das fast wehrlose Zürich keinem ernstlichen Angriff widerstehen können.

Das vierzehnte Jahrhundert begann mit einem wichtigen Ereigniß für die Stadt, der Revision der alten Satzungen, aus welcher das erste geschriebene Gesetz, der noch vorhandene Richtebrief, hervorging. Am 15. Novbr. 1315 kämpften zu Morgarten Züricher unter Herzog Leopold von Oesterreich gegen die Eidgenossen; am Abend dieses Tages fand man 50 derselben in die Stadtfarben blau und weiß gekleidet auf dem Schlachtfelde. Wenige Jahre später waren indeß Zürich und die Eidgenossenschaft schon wieder verbündet und zogen beide vereint über den Gott-hard in das Rvinenthal, um Verletzungen der Sicherheit der wichtigen Straße zu bestrafen. Mächtig erstarrt, mußte Zürich dennoch 1330 noch einmal seine Unabhängigkeit bedroht sehen, denn Kaiser Ludwig söhnte sich mit den Herzogen von Oesterreich, die er bisher bekriegt hatte, aus, und verpfändete ihnen neben Rheinfelden, St. Gallen und Schaffhausen auch Zürich. Indesß wußte die Stadt durch festes, energisches Auftreten ihre so oft anerkannten Ansprüche auf Reichsunmittelbarkeit zur Geltung zu bringen und die Wiederaufhebung der Pfandschaft durchzusetzen.

Hatte sich die Stadt nach und nach von äußeren Einflüssen möglichst frei gemacht, die Stellung des Reichsvogtes in eine unschädliche verwandelt und die Rechte der Abtei gemindert, so war sie doch im Innern nicht frei, sondern ward von einer erblichen Aristocratie beherrscht, welche ihre Macht den übrigen Einwohnern gegenüber zu wahren strebte. Neben den Bürgern gab es Einsassen ohne politische Rechte und selbst die Bürger zerfielen wieder in die angesehenen und einflußreicheren Ritter und die Bürger im engeren Sinne. Die Einsassen bestanden vorzugweise aus den Handwerkern; je mehr nun Handel und Gewerbe sich hoben, desto mehr steigerten sich Bildung, Wohlstand und Ansehen der Einsassen und so kam es, daß diese endlich auch auf politische Geltung Anspruch machten. Ähnlich ging es fast zu derselben Zeit in andern Städten Deutschlands zu. In

Zürich stellte sich 1336 der Ritter Rudolf Brun, der Nachkomme eines der ältesten und edelsten Geschlechter, an die Spitze der Bewegung; er reformirte die Stadtverfassung und legte, ohne den Einfluß der Ritter und der alten Bürger ganz zu beseitigen, das Hauptgewicht in die Hände der Handwerker, auf welche er sich bei seinem Werke stützte und die er in 13 Zünfte vertheilte. So leicht das Werk anfänglich durchgeführt worden war, so schnell die Genehmigung der Abtrifflin des Fraumünster und des Kaisers erlangt ward: die Unruhen, welche sich an tiefeingreifende Umgestaltungen zu knüpfen pflegen, blieben nicht aus. Die gestürzten Rätthe und ihre Anhänger verbündeten sich mit den benachbarten Großen und verwickelten Zürich in blutige Kämpfe, ja versuchten sogar in der Mordnacht von 1350 die Stadt zu überfallen, Bürgermeister Brun zu ermorden und die alten Zustände herzustellen. Bereits waren sie in die Stadt eingedrungen, als es Brun gelang, die Zünfte durch den Schall der Sturmglocke zu sammeln; in kurzer Zeit waren die Feinde vernichtet und gefangen und schon am folgenden Tage endeten 37 der angesehenen Theilnehmer des Ueberfalls durch Schwert und Rad. Seitdem wagten die Patricier-Geschlechter nicht wieder, ihr Haupt zu erheben; ihre früher schon geschwächte Macht war, weil sie sich dem Fortschritt der Zeit entgegensetzt, die veränderten Verhältnisse unbeachtet gelassen hatten, für immer gebrochen.

Zwar hatte die Stadt schon bisher nach außen hin Einfluß zu üben gesucht, Bündnisse geschlossen und an Kriegen theilgenommen, ihre Bürger hatten auf verschiedenen Schlachtfeldern ruhmvoll gefochten und in eigener Fehde gegen den Grafen von Rapperschwyl dessen Stadt eingenommen: immer aber stand sie indeß noch ohne dauernde Bundesgenossenschaft da und hatte außerhalb ihrer Ringmauern keine Besitzungen. Am 1. Mai 1351 aber trat Zürich in den ewigen Bund der Eidgenossen und wenige Jahre später (1358) erwarb es durch Kauf die hohen und niederen Gerichte über mehrere Höfe und schuf damit die Grundlage zu dem jetzigen Kanton Zürich. Im eidgenössischen Bunde erhielt Zürich sofort den ersten Rang, weil es nach den Begriffen des Mittelalters den reichsunmittelbaren Ländern und der österreichischen, daher mittelbaren Stadt Luzern vorgehen mußte. Zürichs Machtstellung war jetzt so erhöht, daß es in seiner näheren Umgebung einen ebenbürtigen Gegner kaum noch fand; außerdem ward es von Kaiser Karl begünstigt und mit neuen Privilegien versehen. In das vierzehnte Jahrhundert fallen außerdem noch mehrere Verfassungsänderungen, welche dem volkhümlichen Element größere Geltung verschafften und die bisher überwiegende Macht des Bürgermeisters schwächten, ein Bündniß mit Bern, Solothurn und vielen rheinischen und schwäbischen Städten, der Einfall der Sugler unter Ingelramvon Coucy, und der Sempacher-Krieg, welcher die Zerstörung nicht weniger Zürich benachbarter Burgen zur Folge hatte.

Die ersten Landerwerbungen hatten bei Rath und Bürgern die Begierde nach Gebietsvergrößerung erweckt; Bürgermeister und Rath benutzten fortan jede Ge-

legenheit, ihre Besitzungen durch Kauf zu vermehren. Doch auch ein anderes Mittel, der Krieg, kam bald zur Anwendung. Als 1415 auf dem Concil zu Constanz Kaiser Sigismund Herzog Friedrich von Oesterreich in die Acht erklärte und die Eidgenossen zur Eroberung seiner Herrschaften aufforderte, nahm Zürich für sich das Freiamt jenseits des Albis und im Verein mit den Eidgenossen die Grafschaft Baden, Bremgarten, Mellingen und die freien Ämter an der Reuß in Besitz. Wenige Jahre später durfte es die verpfändete Grafschaft Kyburg einlösen. Als es indeß nach dem Tode des letzten Grafen von Toggenburg die Toggenburger Herrschaften an sich zu reißen suchte, rief es in der Eidgenossenschaft den Bürgerkrieg hervor und gerieth damit in die größten Gefahren. Im Jahre 1440 begann in Folge dessen der alte Zürichkrieg, der durch Waffenruhen unterbrochen, erst zehn Jahre später beendet ward. Zürich beging in demselben außerordentliche Fehler, indem es sich nicht nur von den Eidgenossen ganz trennte, sondern auch ein Bündniß mit Oesterreich einging und demselben sogar wichtige Besitzungen, z. B. die Grafschaft Kyburg, aufopferte. Das ganze Gebiet Zürichs wurde verwüstet, die Stadt belagert, ihr Bürgermeister Stüssli erschlagen und wenig fehlte, daß Zürich selbst dem Ruin verfallen wäre. Nur dem Einschreiten der eidgenössischen Freunde hatte es zu danken, daß sein Gegner Schwyz 1450 sich beim Friedensschluß mit der Abtretung weniger Höfe begnügen mußte. Indesß ward, und zwar auch zum Glück von Zürich, der Bundesbrief der Stadt mit Oesterreich durch Schiedsspruch vernichtet.

Wenige Jahre war der Friede erst geschlossen, so gelang es Zürich schon sein Gebiet zu vergrößern; von neuem ward ihm die Grafschaft Kyburg verpfändet und im Jahre 1467 empfing es auch von dem stets geldbedürftigen Herzog Sigismund von Oesterreich gegen eine Geldsumme Winterthur und Wädenschwyl. Bald nachher brach nach mehreren kleineren Kriegen, die die Eidgenossen im sechsten Jahrzehend des fünfzehnten Jahrhunderts zu führen hatten, der gewaltige und gefahrdrohende sogenannte Burgunderkrieg gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund aus. Er dauerte von 1474 bis 1477 und endete erst nach mehreren gewaltigen Schlachten, in denen wiederholt die glänzenden und siegesgewissen Heere eines der mächtigsten Kriegsherrn der damaligen Zeit von den Schweizern aufgerieben wurden, durch Karl's Tod auf dem Schlachtfelde. Zürich nahm an diesen verhängnißvollen Kämpfen lebhaft Theil und einer seiner Führer, Hans Waldmann, zeichnete sich in demselben sogar durch Thatkraft und Geschick vor anderen aus. Im Kanton Zug geboren, war Waldmann als armer Knabe nach Zürich gekommen und hatte dort das Gerberhandwerk gelernt; bald aber mußte er, da auch das Glück ihn begünstigte, sich emporzarbeiten, und auf den kriegerischen Zügen gegen Oesterreich Ansehen zu erwerben. Schon durch seine Thätigkeit während des Burgunderkriegs ward er fast der erste Mann in Zürich und nach dem Ende der

Kämpfe gegen Karl mußte er sich zahlreiche Freunde und Anhänger zu erwerben. Sehr reich, schön gestaltet, als Redner ausgezeichnet, ein muthiger, kühner und geschickter Kriegsmann, dabei aber auch gewandt und als Diplomat und Unterhändler mit fremden Fürsten außerordentlich geeignet, schien er für die erste Stelle im Regiment berufen. Bald gelang es ihm auch, dieselbe einzunehmen. Er ward zuerst Oberzunftmeister und darauf, von der Volksgunst getragen, aber gegen den Willen der älteren Geschlechter, welche ihn als Emporkömmling bekämpften, und selbst gegen die bestehenden Gewohnheiten, 1482 Bürgermeister. Sogleich begann er eine ausgebreitete Thätigkeit; er reformirte Alles, verbesserte die Finanzen, die Polizei, das Kriegswesen, verschönerte die Stadt, vermehrte ihre Gewalt über die Unterthanen, minderte dagegen den Einfluß der Aristokratie und des Klerus und suchte dem Luxus und der Sittenverderbniß zu steuern. Indessen ging er mit seinen tiefeingreifenden Neuerungen zu schnell vor und verletzte zu viele egoistische Interessen, als daß er hätte durchbringen können. Bald besaß er zahlreiche Feinde und Neider und ehe Waldmann es ahnte, war es der Aristokratie, welche den Bürgermeister zu immer schärferen Maßregeln gegen das Landvolk nöthigte, gelungen, dieses tief aufzuregen. Es kam zu Unruhen, welche sich endlich in einen Aufstand umwandelten. Verrathen von den Rätthen, die seine heimlichen Gegner waren, und von den eidgenössischen Boten, die ihn im Stich ließen, wurde Waldmann schließlich verhaftet, vor ein Ausnahmegericht gestellt, grausam gefoltert und zuletzt am 6. April 1489 enthauptet. Sein großes Vermögen nahm der Staat in Beschlag.

Zürich mußte bald fühlen, was es verloren; Waldmanns Feinde übertrugen die Gewalt einem Rath, der den Beinamen des hörnernen empfing, unfähig war, hart und unordentlich regierte und in vollem Maasse die aristokratischen Grundsätze zur Geltung brachte. Schon nach wenigen Monaten mußte er, von allgemeiner Verachtung betroffen, weichen und neun Jahre nach Waldmanns Tode kam ein neuer geschworener Brief zu Stande, der, auf den liberalen Prinzipien des dritten großen Bürgermeisters beruhend, den kleinen Rath, die Regierung, dem großen, der Volksvertretung, völlig unterordnete und die bisher bevorrechtete aristokratische Zunft Constafel den übrigen Zünften gleichstellte.

Noch zu Waldmanns Zeit hatte Zürich die Landeshoheit über die Stadt Stein gekauft; 1496 erwarb es Eglisau. Mit den übrigen Eidgenossen vereint kämpfte es ruhmvoll im Schwabenkriege und betheiligte sich auch an den italienischen Kriegen, welche das fünfzehnte Jahrhundert schlossen und das sechzehnte begannen; namentlich waren Zürichs Krieger auch in den gewaltigen Schlachten zu Novara (1513) und Marignano (1515) zugegen. Wenige Jahre später begann die Reformation, in welcher Zürich durch Zwingli, ihren eifrigsten Beförderer, der in seinen Mauern predigte und lehrte, eine große Rolle spielte. Trotzdem die Urkantone mit Solothurn und Freiburg der Reformation entgegen wirkten und die

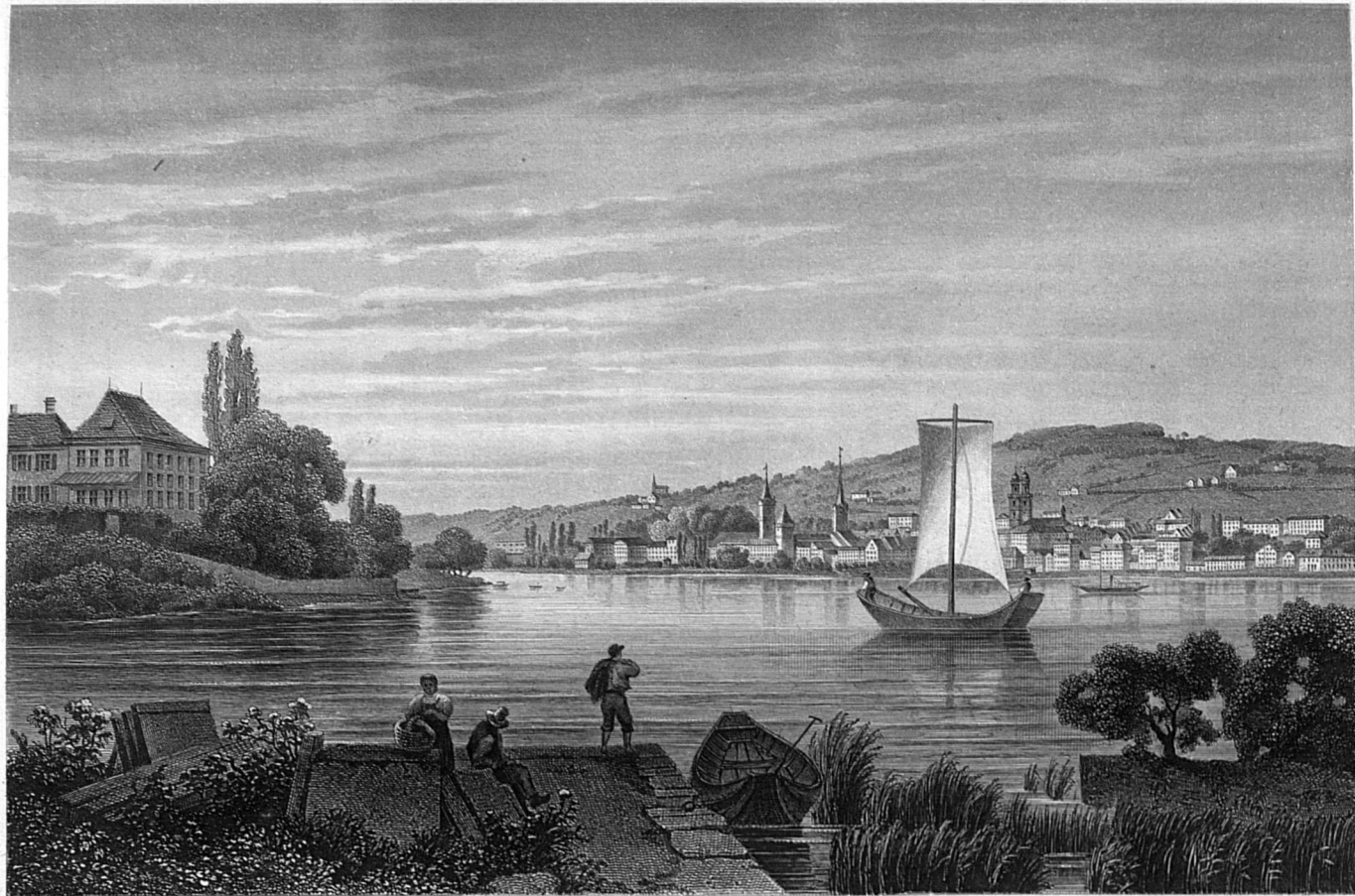
Erneuerung der alten Bünde zu versagen drohten, hielt Zürich an dem neugewonnenen Glaubensbekenntnisse fest und ließ es selbst auf das Aeußerste, den offenen Krieg, ankommen. Endlich, im Jahr 1531, brach derselbe aus, verlief aber unglücklich, denn in der Schlacht von Cappel am 11. October desselben Jahres wurden die Züricher aufs Haupt geschlagen und verloren viele ihrer angesehensten und tüchtigsten Männer, unter ihnen auch Zwingli, der für seinen Glauben muthig focht und starb.

Die Uneinigkeit und Ungeschicklichkeit, welche die Reformirten auch bei den späteren Kämpfen hervortreten ließen, führten schließlich zu einem sehr ungünstigen Frieden, der für fast zweihundert Jahre das Uebergewicht der Katholiken, welche an Volkszahl weit schwächer waren, sicherstellte. Der erlittenen Unfälle ungeachtet, hielt doch Zürich unverbrüchlich treu an der Reformation fest und legte 1554, indem es die aus Locarno vertriebenen Glaubensgenossen bei sich als Bürger aufnahm, den Keim zu seiner jetzigen industriellen Blüthe. Denn den Eingewanderten verdankt es zunächst die Einführung der Seidenmanufacturen, welche später für Stadt und Land von so hoher Bedeutung wurden.

Die Folgezeit weiß wenig von gewaltigen Kämpfen und Umgestaltungen zu erzählen; stetig entwickelte sich die Eidgenossenschaft und in ihr Zürich, dessen Gebiet sich durch manche kleine friedliche Erwerbung vergrößerte. Allerdings wurden mit Städten und Fürsten neue Bündnisse abgeschlossen, kam es zu kleinen kriegerischen Actionen und fanden auch innere Unruhen statt; aber die letzteren blieben unbedeutend und zwischen Katholiken und Reformirten entwickelte sich bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts kein neuer Conflict, da beide Theile im dreißigjährigen Krieg sich activ nicht betheiligten. Als im Jahr 1653 der Bauernkrieg gegen die Regierungen von Bern, Luzern, Solothurn und Basel ausbrach, blieben Zürichs Unterthanen ruhig, dagegen kam es 1656 zu einem neuen Bürgerkriege zwischen den katholischen und protestantischen Kantonen, der indeß, nachdem Bern zu Wilmergen eine schwere Niederlage erlitten hatte, schnell zu Ende ging. Auch Zürichs innere Geschichte bietet wenig bemerkenswerthe Momente, indeß entwickelte sich von neuem eine aristokratische Richtung, welche die Erschwerung der Ertheilung des Stadtbürgerrechts, die strengste Abschließung der Stadt vom Lande, die Beschränkung der Rechte der Unterthanen und ihre größere Abhängigkeit, aber auch den langsameren Fortschritt des Staats in Bildung, Gewerbleiß und Reichthum zur Folge hatte.

Während das siebzehnte Jahrhundert das Verhältniß der Reformirten zu den Katholiken im Wesentlichen unverändert erhalten hatte, brachte der Anfang des achtzehnten große Veränderungen. Die Bedrückungen, welche die Abtei St. Gallen sich gegen die reformirten Toggenburger gestattete, riefen nämlich einen neuen Religionskrieg hervor, in dem die Berner zu Wilmergen, wo sie schon einmal gekämpft hatten, aber geschlagen worden waren, am 25. Juni 1711 glänzend siegten. Schon

am 11. August kam es zum Frieden, der für die Reformirten sehr günstig war und auch Zürich große Vortheile gewährte. Zürich's Regierung zeichnete sich im achtzehnten Jahrhundert namentlich durch guten Haushalt aus; trotzdem nur die alten, herkömmlichen Leistungen gefordert wurden, waren die Finanzen stets in günstiger Lage. Größere Freiheiten wurden den Bürgern freilich nicht gewährt; trotzdem im Jahr 1713 ein ziemlich freisinniger fünfter geschworener Brief zu Stande gekommen war, blieb die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheit wesentlich in den Händen der sogenannten regimentfähigen Familien, welche für sich alle Stellen, Aemter u. s. w. in Besitz nahmen und jedem Vorwärtstreben auf geistigem und industriellem Gebiet Hindernisse in den Weg legten oder ihm doch geringen Spielraum gewährten. Die Folge davon war, daß unter den Bürgern sowohl als unter den Unterthanen sehr viele Unzufriedene vorhanden waren, die nur deshalb schwiegen, weil sie gegen die Aristocratie, welche die ganze Regierungsgewalt in Händen hatte, nicht aufzukommen vermochten. Als indeß die französische Revolution ausbrach, regten sich auch die Unzufriedenen unter den Landleuten und sie gewannen bedeutend an Anhang, als eine Denkschrift, welche in sehr gemäßigter Weise die Volkswünsche aussprach, Untersuchungen und Verbannungen zur Folge hatte. Schon im Jahre 1795 mußten die unruhigeren Districte militärisch besetzt werden. Im Jahr 1798 aber brach beim Einrücken des französischen Heeres in die Schweiz wie in andern Kantonen, so auch in Zürich die Bewegung auf allen Seiten los; es mußten Concessionen gemacht und eine Landes-Commission als Vertretung des ganzen Cantons gewählt werden, welche indeß eine neue Staatsverfassung nicht zu Stande brachte. Erst nach der Einnahme Berns durch die Franzosen dankte der alte große Rath muthlos ab und bald darauf ward auch vom Kanton Zürich die von Frankreich aus vorgeschriebene Verfassung der einen und untheilbaren helvetischen Republic angenommen. Indesß diese Verfassung konnte sich auch im Kanton Zürich nicht einwurzeln; sowohl die Stadt als die Landschaft wurden ihr bald abgeneigt und im September 1802 verschloß Zürich einer helvetischen Truppen-Abtheilung, welche die Stadt besetzen sollte, die Thore und wurde deshalb durch den helvetischen General Andermatt, indeß fruchtlos, beschossen. In Folge der Mediations-Acte, welche Napoleon Bonaparte im Jahre 1803 erließ, wurde Zürich wieder ein selbstständiger Kanton wesentlich innerhab der alten Grenzen; indeß fand die Herstellung der Herrschaft der Stadt nicht statt und ebenso blieben die Unterthanenlande verloren. Erst als Napoleon gefallen war, konnte die Stadt-Aristocratie an die Wiedererringung ihres früheren maßgebenden Einflusses denken; sie rief eine neue Verfassung hervor, nach welcher zwar das Land im großen Rathe vertreten war, indeß durch die Stadt jederzeit überstimmt werden konnte. Auch reactionaire Maßregeln blieben nicht aus; namentlich wurde die Presse, welche bereits unter Censur stand, noch mehr beschränkt. Gerade diese Maßregeln riefen indeß bald in der Stadt selbst

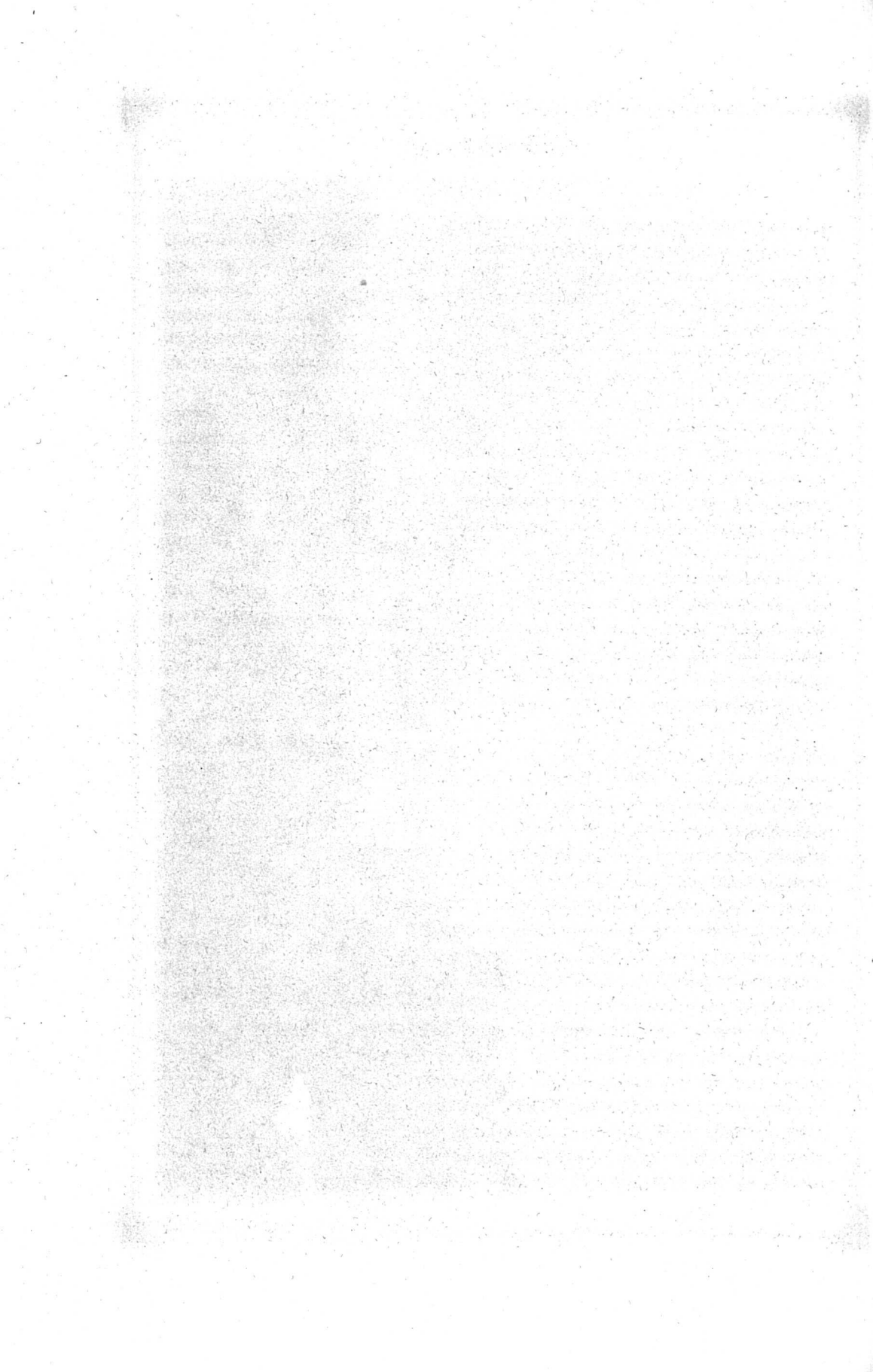


L. Rohbock del^t

C.M. Kurz sculp^t

ZÜRICH
VON DER ENGE AUS GEGEHEN.
(Zürich)

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt



eine Gegenströmung hervor; schon im Jahr 1829 und Februar 1830 mußten die Censur beseitigt und liberale Verfassungs-Anwendungen eingeführt werden und als die Nachricht von den Ereignissen der Julitage und Karl X. Sturz aus Paris in Zürich eintraf, entwickelte sich eine lebhaftere Reformbewegung, welche zwar zuerst beschränkte Ziele anstrebte, schließlich aber eine totale Verfassungsänderung im liberalen Sinn zur Folge hatte und nach und nach die Begünstigungen, welche der Stadt in Hinsicht auf die Vertretung gewährt worden waren, beseitigte.

Seit dieser Zeit hob sich der Kanton mächtig; mit großen Opfern wurden nützliche Einrichtungen aller Art hergestellt, eine Universität begründet, gute Schulen geschaffen, Straßen gebaut und trotzdem die finanzielle Lage des staatlichen Gemeinwesens und der Gemeinden in günstigster Weise gestaltet. Zwar mußte die Verfassung in den Jahren 1837 und 1838 nochmals revidirt werden und gelang es 1839 der reactionären Partei, die liberale Regierung, welche Strauß, den Verfasser des „Lebens Jesu“, als Professor an die Universität Zürich berufen hatte, durch einen Aufstand zu stürzen; aber diese Partei vermochte sich nicht zu erhalten und bald sah sie sich in Folge der Erneuerungs-Wahlen, welche regelmäßig zu Gunsten der Liberalen ausfielen, wieder in den Hintergrund gedrängt. Als der Sonderbund der ultramontangesinnten, durch die Jesuiten aufgehegten Kantone sich bildete, stand Zürich bald an der Spitze der Partei, welche den eidgenössischen Bund zu wahren und zu entwickeln strebte, und bei dem sogenannten Sonderbunds-Kriege im Jahre 1847 wirkte und kämpfte es mit Bern vereint in erster Linie. Ihm namentlich ist es auch zu danken, daß die durchgreifende Reform der eidgenössischen Bundesverfassung, welche der Sonderbunds-Krieg zur Folge hatte, schnell und glücklich zu Ende gebracht und von der Mehrheit der Kantone und der Schweizerbürger angenommen ward. Gegenwärtig ist die reactionäre Partei vollständig beseitigt; die wenigen Conservativen denken nicht entfernt daran, der Bundes- und Kantons-Verfassung den Krieg zu erklären, und wenn auch von den Liberalen sich eine radicale Fraction abgetrennt hat, so sind die Differenzen doch nicht so bedeutend, daß durch dieselben neue Wirren heraufbeschworen werden könnten. Außerdem sorgt die Verfassung ausreichend dafür, daß alle berechtigten Forderungen, welche die Zeit in ihrem Verlaufe etwa hervorruft, in geordnetem Wege anerkannt und befriedigt werden müssen.

Der Kanton Zürich umfaßt etwa 32 Quadratmeilen und wird in der Größe von den Kantonen Graubünden, Bern, Wallis, Waat, Tessin und St. Gallen übertroffen. Im Norden grenzt er an Schaffhausen, im Nordosten und Osten an Thurgau, im Südost an St. Gallen, im Süden an Schwyz und Zug, im Westen an Aargau und im Nordwesten an das Großherzogthum Baden. Die Länge seiner Grenze wird auf 50 Schweizerstunden geschätzt, von denen etwa 20 Stunden sogenannte natürliche Grenzen sind. Alle Theile des Kantons hängen zusammen

und bilden ein ziemlich abgerundetes Ganze von beinahe elliptischer Form. Obwohl Zürich an seiner Südost- und Ostgrenze Berge von nicht unbeträchtlicher Erhebung besitzt, ist es kein Gebirgsland; die Höhenketten, welche es meist in der Richtung von Südwest nach Nordost durchziehen, verschwinden gegen die Alpen, welche die innere Schweiz bedecken, und bilden oft breite Täler und Hochebenen. Im Ganzen rechnet man neun bis elf im obern Theil meist ganz bewaldete Höhenzüge, von denen der Albis auf der linken westlichen Seite des Zürichsee, die hohe Rhone, die Almannskette, der Höruli-Höhenzug und die Sägen die wichtigeren sind. Einige derselben fallen zwar auf einer der beiden Seiten steil ab und haben schmale Rücken; alle übrigen dachen sich indeß sanfter ab und endigen in niedrigen Hügeln. Interessant ist besonders der Höhenzug des Albis, der im Thale von Baar (Kanton Zug) beginnt und sich bis nach Urdorf im Thale der Limmat fortsetzt. Oft ist sein Rücken nur wenige Schritte breit; an andern Stellen zeigt er dagegen wieder größere Flächen; fast überall, namentlich aber auf der östlichen Seite, stürzen seine Seiten steil in die Tiefe und haben hier und da Bergglitschungen, welche, wie es z. B. bei der merkwürdigen sogenannten Saletsche der Fall ist, ganz ausgespült und kahl sind und vollständig alle Gesteinslagen, aus denen der Berg aufgebaut ist, hervortreten lassen. Arm an Quellen, ist der Albis-Höhenzug meist mit Waldung bedeckt. Ueber ihn führen zwei Straßen und mehrere Fußwege, von denen aus man auf sehr interessante Aussichtspunkte, wie z. B. den Uetliberg und den Schnabel, gelangen kann.

Das bedeutendste Thal des Kantons ist das langgestreckte, breite Thal des Zürichsee und der Limmat, das anfänglich von Ost nach West, darauf von Südost nach Nordwest zieht; ihm stehen am nächsten das sieben Stunden lange unregelmäßige Glattthal, die Täler der Töss, der Sihl und der Thur, das Pfäffiker-See- und Rempththal, das Neppischtal und das Neufthtal. Weniger fällt das Rheinthal ins Gewicht, weil der Rhein nur eine kleine Strecke das Gebiet des Kantons durchschneidet und da, wo er die Kantonsgrenze bildet, ein eigentliches Thal nicht vorhanden ist. Alle genannten Täler unterscheiden sich in ihrer Bildung der Art von einander, daß sich gemeinsame Bemerkungen über sie kaum machen lassen; höchstens darf erwähnt werden, daß sie allgemein nur kleine, unbedeutende Nebenthäler besitzen. Außer ihnen sind mehrere mehr oder weniger große Ebenen, wie z. B. das Rafzerfeld, das Sihlfeld u. s. w. vorhanden. Der bekannteste Fluß, welcher den Kanton berührt, ist der Rhein, der an zwei Stellen ihn begrenzt und ihn auf einer kurzen Strecke zwischen schönen grünen Hügeln in westlicher Richtung durchfließt. Auch sein wilder, oft stark anschwellender Nebenfluß, die aus dem Toggenburg kommende Thur, und die ebenfalls gefährliche Neuf berühren Zürich nur kurze Zeit. Länger schon ist der Lauf der Sihl, welche aus Schwyz herein strömt. Dagegen entstehen im Kanton selbst die Töss, die Glatt und die Limmat,

die beiden ersteren aus Quellen, die letztere aus dem Zürichsee. Die Töb, welche am Töbstock entspringt und unterhalb Norbas in den Rhein mündet, und die Glatt, deren Quelle am Allmann liegt, gehören dem Kanton ausschließlich an; die erstere ist der schädlichste Fluß des Kantons, weil er bei der gebirgigen Beschaffenheit eines Theils seines Gebietes und dem gänzlichen Mangel an Seebecken in Folge der Schneeschmelze oder durch Wolkenbrüche und anhaltende Regengüsse oft schnell anschwillt, die Ufer überschwemmt, das angrenzende Land mit Steinen überschüttet und ganze Streifen fruchtbaren Bodens fortreißt. Nichtsdestoweniger treibt die Töb viele Mühlwerke und Spinnereien. Breiter und weit wasserreicher als die Töb und die Glatt ist die Limmat, welche die Hauptstadt Zürich durchzieht und im Kanton Aargau unterhalb Brugg sich mit Aare und Reuß zu einem mächtigen Strom vereinigt. Sie fällt durch ihr außerordentlich schönes und rein tiefblau erscheinendes Wasser, ihren starken Fall und ihre Uferländer auf, welche letztere hier und da terrassenartig aufsteigen und den Beweis liefern, daß die Limmat früher in einem bedeutend höheren Niveau floß.

Außerordentlich reich ist der Kanton Zürich an stehenden Gewässern; denn es sind außer drei größeren nicht weniger als elf kleinere Seen vorhanden, von denen freilich nur zwei, der aus zwei Theilen bestehende, früher ohne Zweifel weit größere Stägensee und der am südlichen Fuß des Albis gelegene außerordentlich liebliche und anmuthige Türlener See genannt werden müssen. Die größeren Seen sind der Zürchersee, welcher nicht weniger als $8\frac{1}{2}$ Schweizer Stunden ($5\frac{3}{4}$ deutsche Meilen) lang und an einer Stelle fast eine halbe Meile breit ist, der Greifensee ($1\frac{1}{4}$ Stunde lang) und der Pfäffiker See ($\frac{1}{2}$ Stunde lang). Ihre Schilderung behalten wir uns für die Ortsbeschreibung vor.

Das Klima des Kantons ist in den einzelnen Theilen verschieden, am mildesten im Thal des Zürichsee und namentlich im oberen Theile desselben, wo das Thermometer stets höher als in den meisten Theilen der Nordschweiz zu stehen pflegt, rauhher dagegen in denjenigen Theilen und Berggeländen, welche den Nordwest- und Südostwinden vorzugsweise geöffnet sind. Nicht überall gedeiht deshalb die Rebe. Oft beginnt der Frühling erst, nachdem der Schnee schon einige Wochen von den niedrigeren Bergen verschwunden ist; zu andern Zeiten, wenn die südlichen, aus Italien kommenden Winde einwirken, tritt er plötzlich und frühzeitig ein, leider in diesem Fall zum Nachtheil der Obst- und Weinernte, weil dann die nicht seltenen Nachtfroste den jungen Keimen zu Schaden pflegen. Heiße Tage fallen meist nur in den Juli und August; von Anfangs September bis Ende October rechnet man die Herbstzeit, vom November ab die Zeit des Winters; indeß frieren die Flüsse in der Regel erst im December und Januar zu und wird auch dann die Kälte noch oft unterbrochen. Wie in andern Berggegenden verlieren Frühling und Herbst an Ausdehnung durch Winter und Sommer. Selten bleibt sich die Witterung einen

Monat lang gleich, ist vielmehr oft sehr veränderlich; dabei pflegen feuchte Tage weit zahlreicher als trockene zu sein, was dem häufig herrschenden Westwind und dem Südwest zugeschrieben werden muß. Die mächtigsten Winde sind der im Winter sehr eisige, schneidendkalte Nordost (die Bise) und der Südwest (Föhn), welcher letztere nicht selten zum Sturm anwächst. Der Föhn, der oft in wenigen Stunden das stärkste Thauwetter veranlaßt, zeichnet sich durch befruchtende, zeitigende Wärme, ungewöhnliche Beleuchtungen des Himmels und auffallende Feuchtigkeit der Luft aus, welche die Schneegebirge näher zu bringen scheint und bei der auch die Lüne sich leichter fortshawingen. Die drückende Schwüle, welche er hervorruft, erzeugt bei manchen Personen Mattigkeit und Kopfschmerz und wirkt namentlich dann nachtheilig, wenn sie auf kalte Tage folgt oder ihnen vorangeht. Gewitter und Hagelschläge sind nicht selten; dagegen giebt es in den Wintermonaten häufige Nebel, welche indeß nur in den Thälern lagern, während auf den Höhen der schönste warme Sonnenschein herrscht.

Der Kanton Zürich gehört zu den am dichtesten bewohnten Landstrichen unseres Erdtheils; auf seinen etwa 32 Quadratmeilen wohnen gegenwärtig fast 270,000 Seelen, also 8750 Seelen auf der Quadratmeile, was um so bemerkenswerther ist, als keine große Stadt im Kanton vorhanden ist und selbst die Hauptstadt Zürich mit 20,000 Seelen nur sehr mäßig auf die Erhöhung der Durchschnittszahl zu wirken vermag. In den einzelnen Bezirken des Kantons ist die Dichtigkeit der Bevölkerung zwar verschieden, indeß zählt auch der am wenigsten bevölkerte Bezirk etwa 5200 Seelen auf die Quadratmeile. Nur der Kanton Bern, der indeß 128 Quadratmeilen umfaßt, hat mehr Einwohner als Zürich, nämlich 468,000 Seelen; indeß beträgt die Dichtigkeitszahl bei ihm nur 3800 Seelen und ist bei vielen andern Kantonen noch kleiner. Nur der sehr industrielle Halbkanton Appenzell-Außerrhoden ist dichter bevölkert. In etwa dreißig Jahren, nämlich seit 1833, ist die Bevölkerung des Kantons Zürich um 43,000 Seelen, d. h. um 20 Procent gewachsen. Der Grund davon liegt in der Zunahme des Wohlstandes, welcher durch die besseren Schulen, die guten Straßen, den Aufschwung des Land- und Weinbaus, den stets noch wachsenden Handel und die sich mehr und mehr nach allen Seiten hin verbreitende Industrie veranlaßt wird. Wesentlich die Industrie ist es auch, welche eine so dichte Bevölkerung, als im Kanton allgemein vorhanden ist, möglich gemacht hat; der Ackerbau vermochte kaum die Hälfte zu ernähren. Gegenwärtig gehört der Kanton Zürich, wie bereits erwähnt, zu den am dichtesten bevölkerten Ländern unseres Erdtheils; nur ganz kleine Districte übertreffen ihn.

Unter den 270,000 Einwohnern des Kantons befinden sich etwas über 10,000 Ausländer, eine verhältnißmäßig bedeutende Zahl; viele derselben haben sich in der Hauptstadt niedergelassen. Dabei ist indeß noch zu beachten, daß viele der Eingewanderten nicht als Fremde gezählt wurden, weil sie des Kantons Bürgerrecht

erworben haben, daß also die Zahl der Fremdgeborenen weit größer ist. Schon in älterer Zeit zog Zürich die Fremden, namentlich die Deutschen stark an; unter den angesehenen Bürger-Familien der Stadt Zürich sind sehr viele von Norden her und namentlich aus Süddeutschland eingewandert. Die Mehrzahl der Zürcher gehört der protestantischen Kirche an; es sind nur etwa 11,300 Katholiken, 1060 Glieder von verschiedenen Secten und 165 Juden vorhanden, welche letztere nach und nach aus dem Kanton Aargau oder aus dem Auslande herein gekommen sind. Auswanderungen in größerem Maßstabe sind in letzter Zeit nicht mehr vorgekommen; der Züricher vertauscht nicht leicht seine gesicherte und dabei auskömmliche Lage gegen eine zwar aussichtsreichere, aber ungesicherte.

Wenn sich bei manchen, namentlich kleineren Kantonen leicht nachweisen läßt, daß alle Einwohner einem bestimmten, auch durch Natur, Körper- und Gesichtsbildung u. s. w. von andern unterschiedenen Stamm angehören, so steht dagegen bei dem Kanton Zürich fest, daß dies nicht durchweg der Fall ist, sondern daß einzelne Theile des Kantons mit Menschen bevölkert sind, welche dem Stamm der Nachbar-Kantone angehören. Außerdem ist für die anderen Bezirke zu berücksichtigen, daß der alemannische Stamm, der sich im fünften Jahrhundert auch im Gebiet des jetzigen Kantons Zürich festsetzte, sich mit den hier und da noch vorhandenen Einwohnern keltischen Stammes vermischte und daß zahlreiche Einwanderungen stattfanden, welche diesen oder jenen Theil mehr als andere trafen. Ein allgemeines Bild von der Gestalt des Zürchers läßt sich daher nicht wohl geben, doch gehört er zu den schlankeren Bewohnern der Schweiz, ist meist mittlerer Größe, von guter Gesundheit, ausdauernd bei körperlichen Anstrengungen, mehr cholischen und pflegmatischen als sanguinischen und melancholischen Temperaments. Hier und da hat die Arbeit in Fabriken nachtheilig auf den Körperzustand eingewirkt, indeß keinesweges in dem Maße als in den Fabrik-Districten anderer Länder. Am kräftigsten sind Diejenigen, welche in den fruchtbareren Gegenden ausschließlich Ackerbau betreiben oder in andern mit der Fabrikarbeit mindestens Ackerbau von mäßigem Umfange verbinden können. Schönheit pflegt man den Zürcherischen Männern und Frauen nicht zuzuschreiben; selbst die hübscheren Kinder sollen sich, wenn sie heranwachsen, oft zu ihrem Nachtheil verändern. Indes fehlt es in der Stadt Zürich und in andern Theilen des Kantons an schönen Mädchen keinesweges; nur finden sie sich selten in der ärmeren, auf schwere Arbeit hingewiesenen Klasse.

Was den geistigen Zustand der Einwohner betrifft, so steht Zürich vielen andern schweizerischen Kantonen voran, was es zum Theil dem Character seiner aufgeweckten Bevölkerung, mehr aber noch der Bildung verdankt, welche im Lauf der Zeit sich über das ganze Ländchen verbreitet hat. Zürichs Schulen sind durchweg gut und Jünglinge und Mädchen, welche die ersten Elementar-Kenntnisse nicht besitzen, finden sich höchst selten vor. Dagegen haben viele Einwohner nach den Elementar-Schulen

noch höhere besucht und es hat sich nach und nach ein so lebhaftes Interesse für das Schulwesen entwickelt, daß die Gemeinden für dasselbe freiwillig große Opfer bringen. Der Dialect der Zürcher ist der alemannische; der fast in der ganzen deutschen Schweiz und in Schwaben gesprochen wird, nur gibt es im Kanton zwei verschiedene Mundarten, von denen diejenige des nördlicheren Theils der Schaffhauser und Thurgauer Mundart nahe steht, die andere aber rauher ist und je nach den Bezirken und Ortschaften noch mannigfache Verschiedenheiten zeigt. Das Hochdeutsch hat bereits auf den Dialect stark eingewirkt, neue Wörter eingeführt, alte verstoßen und andere modificirt; doch vermochte es denselben selbst bei dem Gebildeten nicht zu verdrängen, weil er das Hochdeutsch nicht von seiner Kindheit an spricht, sondern erst in der Schule zu erlernen pflegt und es in Folge dessen oft nicht ganz so wie eine Muttersprache zu gebrauchen im Stande ist. Indes hat das Hochdeutsch doch in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren sich eine bessere Stellung zu erringen verstanden, als es noch am Anfang dieses Jahrhunderts besaß. An tüchtigen Gelehrten, welche sich vorzugsweise mit vaterländischer Geschichte, Theologie, Sprach- und Naturkunde beschäftigen, hat es Zürich nie gefehlt; schon das Mittelalter bringt manche berühmte Namen, reicher ist aber die neuere Zeit von der Reformation an bis auf unsere Tage und selbst im eigentlichen Bürgerstande fehlt es nicht an Männern; welche nicht allein im Handel und Gewerbe, sondern auch auf einem oder dem andern wissenschaftlichen Felde Leistungen aufzuweisen vermögen.

Die Lebensweise des Zürchers ist im Allgemeinen einfach; selbst in den vermögendsten Familien zeigt sich oft eine Einfachheit in Wohnung, Kleidung und Nahrung, wie sie in industriellen Gegenden sonst sehr selten ist. Bei den Landbewohnern ist das gewöhnliche Frühstück der Kaffee mit Brod oder Kartoffeln; hier und da halten Einzelne sogar noch an den alt hergebrachten Morgenspeisen, Mehl- und Hafer-suppe, fest. Das Mittagessen besteht stets aus einer leichten Suppe und dem Gemüse, meist Kartoffeln, Obst, Kohl, Rüben, Bohnen u. s. w.; an einzelnen Orten wird viel Obst genossen, während an andern Klöße vorgezogen werden. Fleisch kommt nicht sehr häufig, in den Berggegenden sogar selten auf den Tisch. Bei dem Nachtessen spielen hauptsächlich Kaffee und Kartoffeln, Suppen u. s. w. eine Rolle und zwischen den Mahlzeiten wird Brod mit oder ohne Käse genossen. In den Weingegenden ist der freilich oft mittelmäßige Wein, in andern Most das Hauptgetränk; doch kommt auch der Brantwein schon vor und in den letzten Jahren hat sich wie überall auch hier das Bier ausgebreitet. Wenig besser als die Landleute leben viele Städte, doch ist bei ihnen die Fleischnahrung allgemein und außerdem lieben sie Backwerke und verschiedene Arten von Kuchen.

Von der alten National-Tracht, welche bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts allgemein getragen wurde, zeigen sich bei den Männern nur noch seltene Spuren. Sie bestand aus einem zwilchenen, bis an das Knie reichenden Rock, der bis an die



H. Rohbock del.

A. J. Terwen sculp.

ZÜRICH.
(Zürich)

Druck & Verlaß von G. G. Lange in Darmstadt

Hüste zugeknöpft werden konnte, aus einem scharlachenen Brusttuche mit langen Taschen und aus weiten Beinkleidern, sogenannten Schlotterhosen, aus Zwillich, welche in einigen Gegenden große, in andern ganz kleine, abwärts gehende Falten zeigten und mitunter braun oder grau gefärbt waren. Im Winter trat an die Stelle des Brusttuchs ein Leibrock oder ein sehr langes Kamisol von weißem Wollenzeuge. Häufiger ist die weibliche Tracht erhalten worden; sie zeigt sich namentlich im untern Thal der Limmat und im Bezirk Regensberg. Die rothe Farbe spielt in ihr eine bedeutende Rolle. Roth ist der wollene Ueberrock, über dem eine schwarze, im unteren Theil enggefaltete, etwas kürzere und nur bis an die Waden reichende Zippe von Zwillich getragen wird, roth waren die wollenen Strümpfe, welche sich erst in neuerer Zeit in weiße baumwollene verwandelt haben, scharlachroth ist noch heut der Brustlatz, über welchen der obere Theil der Zippe mit Bändern befestigt ist. Dagegen ist der Halskragen (das Gölle) von weißer Leinwand oder buntem Rattun und das Hürtuch meist von gestreiftem leinenen oder baumwollenen Zeuge. Die Frauen tragen eine Haube von seidenem brodirten Stoff mit breiten, schwarzen Spitzen, unter welcher sie das Haar aufwickeln; die Mädchen flechten das letztere in zwei herabhängende Zöpfe und schmücken das Haupt mit einem breiten Sammtband, das an dem Ende mit breiten Spitzen eingefast ist. Sehr abweichend von dieser Tracht, welche auch die Wehthaler genannt wird, ist diejenige einiger Ortschaften des Bezirks Affoltern; hier finden sich ein kurze, dunkelblaue Zippe mit engen Falten und hellblauer Taille, auf der eine von farbigen Sammtbändern gebildete römische Fünf sich zeigt, ein rothes mit Schnüren an der Taille befestigtes Brusttuch, ein hellfarbiges Gölle, ein sammtener Gürtel von dunkler Farbe und mit silberner Schnalle, ein Hürtuch von gestreifter farbiger Leinwand, eine schwarze Jacke von feinem wollenen Zeuge und weißbaumwollene Strümpfe und Schnallenschuhe, zu denen bei Mädchen ein breites Sammtband mit Spitzen und herabhängenden früher mit rothwollenen Schnüren durchflochtene Zöpfe, bei den Frauen eine enge anschließende, weißleinene, auf beiden Seiten mit Glasperlen verzierte und mit glatten Spitzen besetzte Haube tritt.

Die Bauart der Häuser in den Dorfschaften ist sehr verschieden; manche der letzteren sind ganz städtisch gebaut und mehrere namentlich am Zürichsee haben prächtige gut eingerichtete Villen, welche selbst in großen Städten überall an ihrem Plage wären. Die ältesten Häuser sind von Holz und sehr geräumig; einzelne derselben konnten früher von der Stelle geschoben werden und wurden deshalb sogar als bewegliches Gut angesehen. Scheunen wurden aus aufeinandergelegten Blöcken oder Balken gefertigt. In neuerer Zeit und schon früher sind in denjenigen Gegenden, wo das Bauholz nicht im Ueberfluß vorhanden war, die meisten Bauten im Fachwerk ausgeführt worden. In den großen älteren Häusern waren oft drei bis vier Haushaltungen, von denen sich manchmal zwei sogar in einer Stube befanden,

vorhanden und doch besaßen alle das Eigenthumsrecht; in den neuen wohnt dagegen nur eine Familie. Die Dächer der östlichen Gegenden sind noch jetzt zum Theil durch Schindeln bedeckt, auf welchen große Steine lagern; in anderen Districten kommen, freilich mit jedem Jahre seltener, Strohdächer vor, dagegen vermehren sich die Ziegeldächer, welche durch die Regierung und die Versicherungsgesellschaften begünstigt werden. Es sei uns gestattet, mit den Worten Meyer's von Knonau hier ein Haus der Ortschaften des Rafzerfeldes näher zu schildern, theils weil diese Schilderung Aufschluß über die eigenthümliche Bauart dieser Gegend giebt, theils weil sie mancherlei Einblicke in das Leben und Treiben der Bevölkerung gewährt. Meyer sagt:

„Wesentlich verschieden von den zerstreut gelegenen Häusern in der Gegend von Wädenschwyl sind diejenigen der Ortschaften des Rafzerfeldes. Hier sind die Häuser größtentheils an einander gebaut und in so breite Gassen gereiht, daß zwei in denselben zusammentreffende Wagen sich bequem ausweichen können. Die Plätze vor vielen Häusern sind mit Kieselsteinen gepflastert, die Dorfstraßen mit Kies beschüttet und zu beiden Theilen derselben laufen flache und schmale Abzugvertiefungen. Die Wohnungen, Scheunen und Ställe, meistens unter einem gemeinschaftlichen, mit Ziegeln bedeckten und mit Rinnen versehenen Dache sind ziemlich dauerhaft und bequem gebaut. Die Wohnhäuser haben durchweg Kamine (Schornsteine). Die äußeren und inneren Wände bestehen aus Fachwerk, das mit Steinen oder Lehm ausgemauert oder zu mehrerer Dauerhaftigkeit mit Kalkpflaster überzüncht ist. Beinahe alle Wohnungen haben zwei, nur wenige drei und eine noch kleinere Zahl ein Stockwerk. Auf dem untern Boden (Parterre) befindet sich fast immer die gegen Mittag liegende Wohnstube, sowie eine oder zwei Kammern und die Küche. Das zweite Stockwerk ist in Kammern eingetheilt; Oberstuben giebt es selten. Unter dem hochaufgeführten Dache sind zwei Boden (die Schütte und der Mechen) zur Aufbewahrung des Getreides, der Sämereien u. s. w. Die Zimmer haben eine Höhe von sieben bis acht Fuß und drüber, sind geräumig, hell, im Sommer gegen Wetter durch Fensterläden, im Winter gegen das Eindringen der Kälte durch Vorfenster geschützt. Getäfelt sind die Wohnungen, meist auch die daran stoßenden Stubenkammern und die Fußböden aller Zimmer mit Brettern belegt. Die Aborte und Schweineställe stehen an der Mitternachtseite der Häuser, in den Ställen des Rindviehs oder im Angebäude. Hinter dem Hause, auch vor den Stubenfenstern, überhaupt im Freien, doch immer unter dem nach Schweizerart stark vorspringenden Hausdache sind die Holzvorräthe aufgeschichtet. In den meisten und auch in den ältesten Häusern giebt es Hausgänge, welche entweder das Gebäude ganz durchschneiden oder nur bis zur Mitte des nächsten Zimmers reichen. Jede Wohnstube hat einen Kachelofen, dessen eine Wand in die Stubenkammer, das Schlafgemach der Eltern und jüngsten Kinder, geht und derselben eine der Gesundheit

zuträgliche Temperatur verleiht. Viele Stuben haben überdies eine ebenfalls aus Kacheln aufgeführte sogenannte Kunstwand und manche andere eine Berner Kunst von eins, zwei oder drei Bänken, in welchem zum Trocknen des Leinenzugs (linge), sowie zum Dörren des Obstes und der Wurzelgewächse das Feuer der Kochkunst spielt. Längs den vier bis fünf nebeneinanderstehenden Fenstern oder den $1\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß breiten meist zwei, seltener drei Fenster enthaltenden Kreuzstücken befinden sich Bänke und vor ihnen der alterthümliche, solide Tisch, an dessen Seite man sich auf hölzerne Stühle (Schabellen) hinsetzt. Nächst diesem Tische bildet das Buffet mit seinem zinnernen Gießfasse und kupfernen Handbecken, seinen Milchkästchen, Eß- und Trinkgeschirren aller Art, Büchergestelle, Handtuche und Mehlbürste den Hauptstaat. Auf dem Buffet oder in einer Zimmerecke hat auch die Foliobibel ihr Plätzchen. In horizontaler Lage hängt über dem Ofen oder einer der Thüren die Ordonnanzflinte, vor den Musterungen mehr oder weniger vom Roste angelauten, nach denselben aber blank gepuht. Unweit davon befindet sich das hölzerne oder gläserne Essiggefäß. An den Wänden prangen das Brodmesser mit der Jahreszahl und den römischen Anfangsbuchstaben der Namen eines Ehepaars aus der guten alten Zeit des probehaltigen Habermußes *), eine Rechentafel, der Kalender, ein Spiegel, die Suppendeckel, eine kleine Waage, Confirmations-Sprüche, Denkmäler auf Verstorbene, Taufzettel der Kinder, biblische, politische, am besten illuminierte Bilder aller Art, meist hinter Mahm und Glas. In einem besonderen häufig mit dem Buffet verbundenen Gehäuse (Zithüskli) ist die wohlbesorgte Schwarzwälder-Uhr. Beim Ofen steht ein kleiner, umbankter Tisch, der Großeltern, Enkel und alter Hausfreunde Lieblingsstiz. An einem der Bankfüße sieht man den gemeinsamen Schuhlöffel an einer Kette oder Schnur befestigt oder einem Nagel aufgehängt und in dessen Nähe das Becken der Kage; mehr seitwärts einen Schemel, die Wiege, den Sitzkasten oder den Standstuhl. Unter dem Ofen stehen Stiefel, Schuhe und das „Kinderhäfeli“, so nahe an dem Fenster als möglich das Spinnrad oder der Strohgeflechtapparat der Mädchen, nahe am Ofen diejenigen der Mutter und Großmutter. In der Küche, worin meist auch eine Vorrichtung zum Waschen getroffen ist, sieht es practisch reinlich und einfach aus. Die älteren Kinder, Gesellen, Knechte und Mägde schlafen in zweischläferigen Himmelbetten in den Gemächern des zweiten Stockes, wo auch Kleiderschränke, Obst- und Plundertröge, volle und leere Mehl-, Aalen- und Salzfücke oder Salzfücker, Schwalbennester, Reisfen- und Garnbündel, dünne (getrocknete) Würste, Schinken und Speckseiten in bunter Ordnung paradiren. Der gewöhnliche tiefe Keller beherbergt in

*) Ein solcher Muß war nur dann probehaltig d. h. dick genug, wenn ein senkrecht in dasselbe gesteckter Eßlöffel sich nicht nach einer Seite neigte, sondern aufrecht stehen blieb.

sehr ungleichen Quantitäten — Hüle Wi, e Fäschli Bier, Surchrut uf's ganze Johr, Gumpist-öpfeli, Nappfel und Bire in der Hurd, au Bränz und Schmalz und wo en Jäger huset, öppe no e Hääsli i der Baizi. *) In den geräumigen Scheunen, und Ställen herrscht gute Ordnung und Sauberkeit.

Der Kanton Zürich hat zwei Städte, Zürich und Winterthur, sechs Städtchen (Bülach, Eglisau, Greifensee, Grüningen, Regensberg und Rheinau), vier Flecken, etwa 225 Dörfer und mehr als achtzehnhundert Weiler, Höfe und einzelne Wohnsitze von sehr verschiedener Größe, außerdem ein Kloster (Rheinau) das indeß vor einem Jahre (1863) ganz aufgehoben worden ist. Die sechs Städtchen haben zum größten Theil ihre frühere Bedeutung eingebüßt; dagegen sind manche Dorfschaften z. B. Gorgen, Wädenschwyl, Richterschwyl, Stäfa, Uster durch die in ihnen aufgeblühte Industrie sehr emporgekommen und verdienen durch ihre ganz städtische Bauart, ihre Gewerbtätigkeit und ihren Handel weit eher den Namen von Städten, als jene sechs unmauerten und befestigten, aber meist von Ackerbau und Viehzucht lebenden Orte. Die Zahl sämmtlicher Gebäude des Kantons wird mindestens 50,000 betragen, von denen etwa 32,000 bewohnt sein dürften; durchschnittlich pflegt man acht Personen auf eine Wohnung zu rechnen, indeß findet sich in einzelnen Bezirken ein anderes, niedrigeres Verhältniß, während dagegen in den größeren Städten wie Zürich mitunter mehr als 30 und 40 Personen auf ein Haus kommen.

Schließlich haben wir noch kurz die Nahrungsweige der Zürcher zu erwähnen. Noch immer ist der Landbau von großer Bedeutung; trotzdem das Grundeigenthum sehr zersplittert ist, hat sich die Landwirtschaft bei den nicht ungünstigen Bodenverhältnissen auf eine Höhe zu schwingen gewußt, welche anderswo nicht leicht erreicht wird. Mit Recht sagt Meyer von Knonau, daß der Kanton Zürich zeige, was Arbeitsamkeit dem Boden abzurufen vermöge und daß der Zürcher es in intensiver Ausbeutung seiner Grundstücke soweit gebracht habe, daß sein Feldbau in mancher Gegend einer Gartenkultur ähnlich sei. Vortrefflich sind namentlich die Dünganstalten und es haben nach und nach in einzelnen Theilen der Landwirtschaft Verbesserungen Eingang gefunden, welche in der übrigen Schweiz oft kaum gekannt sind. Neben dem eigentlichen Feldbau spielen Futterbau, Gartenbau, Obst- und Weinbau eine nicht unwichtige Rolle. Was den letzteren betrifft, so fand er zu Zürich schon zur Zeit Karls des Großen statt, lieferte indeß damals und noch weit später untrinkbaren oder wenigstens doch sehr geringen Wein. Nach und nach hob er sich indeß und dehnte sich aus, trotzdem die Regierung ihm zu

*) Kühlen Wein, ein Fäschchen Bier, Sauer-Nappfel, Nappfel und Birnen auf dem Lager, auch Brandwein und Butter und wo ein Jäger wohnt, etwa noch ein Hase im Essig.

Gunsten des Ackerbaus entgegen trat; aber erst in neuerer Zeit hat er sich die Stelle zu erringen gewußt, welche ihm die oft recht günstigen localen Verhältnisse anweisen. Einzelne Weine stellen sich jetzt den besten ausländischen an die Seite und können mit guten Bordeaux-, Burgunder- und Spanischen Weinen concurriren; andere sind zwar von geringerer, aber immer noch recht guter Qualität; die Mehrzahl der Weine gehört aber, da die Weinbauer mit Rücksicht auf die Consumtion im Lande weit mehr auf großen Ertrag, als auf Güte des Weins hinarbeiten, zu den mittelmäßigen und es gibt sogar Weine, auf welche schon vor Jahrhunderten noch heut gerechtfertigte und deshalb allgemein bekannte Spottverse gedichtet wurden.

Neben den Ackerbau stellen sich, eben so bedeutsam als dieser, Handel und Industrie. Ohne Zweifel war Zürich sehr frühzeitig eine Handelsstation; die Römer hatten zu Turicum eine sehr wichtige Zollstätte und im Mittelalter gingen über Zürich die Waaren aus Italien nach Frankreich und Deutschland. Damals war freilich von einheimischem Gewerbsleiß noch nicht die Rede, aber aus den Richtebriefen von 1304 geht bereits hervor, daß gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu Zürich Seide, Leder, Tuche und namentlich Leinwand in Menge hergestellt und verarbeitet wurden. Die folgenden oft sehr unruhigen Jahrhunderte ließen freilich die Gewerthätigkeit nicht mehr aufkommen; desto mehr hob sie sich indes nach der Reformation und nicht ohne Grund hat man den Reformator Zwingli als den ersten Urheber des Wiederaufblühens der Zürcherischen Manufacturen bezeichnet. Den bedeutendsten Aufschwung nahmen die Gewerbe, als 1554 etwa 140 protestantische Locarner ihres Glaubens wegen aus der Heimath vertrieben wurden und sich darauf zu Zürich niederließen. Zu der schon bestehenden Leinwandfabrikation und Tuchweberei kamen damals die Seidenindustrie und manches andere Gewerbe. Später fand auch die Baumwollen-Industrie Eingang und bald errichteten Zürcherische Kaufleute Handelshäuser in Bergamo und Lyon, welche den Absatz der Seidenstoffe übernahmen. Auch später noch trugen Einwanderer, nämlich französische Protestanten, zur Förderung des Gewerbewesens bei, das seine höchste Stufe in diesem Jahrhunderte erreichte. Günstig wirkten für dasselbe auch die Ansichten der Zürcherischen Aristocratie, welche nicht, wie z. B. die Berner, die Beschäftigung mit der Industrie abwies, sondern sich stets bei derselben und beim Handel theilte. Gegenwärtig besitzt Zürich große Spinnereien und Webereien, ausgedehnte Seidenmanufacturen, Papierfabriken, Färbereien, Wollenmanufacturen, Gerbereien, Maschinenbau-Anstalten, Buchdruckereien u. s. w. und mit Recht gründete deshalb die schweizerische Bundesversammlung das eidgenössische Polytechnicum in der Hauptstadt des Kantons, in jener Stadt, welche für ihr neuestes Siegel die Umschrift „Turicum industria felix (Zürich durch Gewerbsleiß glücklich)“ gewählt hat.

Von Schaffhausen aus haben wir bereits bei Gelegenheit der Schilderung des Rheinfalls die Kantonsgrenze überschritten und das auf Zürcherischem Gebiet liegende Schlößchen Laufen besucht. Ein Städtchen und eine Anzahl Dorfschaften liegen in diesem nördlichen, im Süden von der Thur begrenzten Kantonstheil, fast sämmtlich freundliche Ortschaften mit fruchtbarer Gemarkung und Weinbau. Da ist zunächst Stammheim in einer an malerischen Partien reichen Gegend, welche wie eine Halbinsel in den Kanton Thurgau hineintritt. In der Nähe liegen das freundliche Stammheimer Bad, das zwar ein kleines Badehaus besitzt, aber doch nur wenig und zwar nur von den Umwohnern benutzt wird, und die in den letzten Jahrhunderten neu aufgeführten Schlösser Schwandegg und Gyrzberg. Die nächsten Ortschaften nach Westen hin sind Disingen mit dem kleinen Hauser-See und das am Fuß anmuthiger Hügel gelegene Trüllikon, zu welchem das unbedeutende, aber vor 40 Jahren zu trauriger Berühmtheit gelangte Wildensbuch gehört. Im Jahr 1825 hatte sich hier nämlich eine religiöse Secte gebildet, deren Fanatismus bald auf den höchsten Grad stieg und die Kreuzigung zweier Frauen, welche sich zu Erlöserinnen der Menschheit berufen glaubten, zur Folge hatte. Die Thäter kamen zwar mit Gefängniß davon, aber nach uraltem Zürcher Brauch wurde das Haus, in dem die Kreuzigung stattgefunden hatte, niedergerissen und bestimmt, daß ein Neubau auf der Stelle nie gestattet sein solle. In der Nähe von Venken, dessen ansehnliches mit einem Thurm versehenes Schloß vielleicht der alte Herrensitz ist, und von Marthalen zieht die Eisenbahn von Schaffhausen nach Winterthur und Zürich vorüber. Merkwürdiger sind Städtchen und Kloster Rheinau, von denen das erstere auf einer Halbinsel am Rhein, das letztere auf einer Insel im Strome liegt. Schon im Jahr 778 soll das Benedictiner-Kloster durch einen alemannischen Edlen Wolfhart, dessen Grabmal gezeigt wird, gegründet worden sein; erst der heilige Fintanus, ein Irländer, brachte es indeß in Ruf und Aufnahme. Später litt es durch die Einfälle der Hunnen. Rheinau's Aebte hatten zuletzt den Fürstentum, nahmen ihn indeß nie in Anspruch; unter den Mönchen gab es namentlich in älterer Zeit viele Gelehrte. Im Jahre 1863 ward das Kloster, das sich mit vielem Geschick bis dahin in dem ganz protestantischen Kanton Zürich erhalten hatte und ein nicht unbedeutendes Vermögen besaß, durch die Regierung von Zürich aufgehoben; damit wurden auch die oft besuchte, an seltenen Werken und alten Handschriften reiche Bibliothek, sowie die übrigen Sammlungen entfernt. Die erste größere Kirche, welche im Jahre 1114 gegründet worden war, ward 1710 durch eine neuerbaute ersetzt; in ihr befinden sich das Denkmal des Stifters Wolfhart und die Grabmäler des heiligen Fintanus und eines im Rhein ertrunkenen Sohnes Königs Rudolph's I., sämmtlich aus Marmor. Von den Gallerieen der beiden schönen Thürme bietet sich eine anziehende, aber begrenzte Aussicht über die Ebene. Kirche, Klostergebäude und Höhe bedecken die ganze, vom grünen Rhein

umflossene Insel. Auch das Städtchen ist fast ganz von Wasser umgeben und nur ein schmaler Strich verknüpft es mit dem Lande und scheidet die beiden Theile des Rheins, welcher hier eine große Krümmung macht. Es besitzt nur etwa 90 Häuser, 600 Seelen und eine Pfarrkirche; eine steinere Brücke verbindet es mit der Klosterinsel. Wahrscheinlich hatten die Römer hier eine Niederlassung und auch vorrömische Ansiedelungen der keltischen Landbewohner befinden sich in der Nähe.

Ein anderer nordwärts von der Thur gelegener Landstrich ist die weite Ebene des Raszfeldes, welches im West, Nord und Ost vom Großherzogthum Baden umschlossen wird. Der leichte Boden ist fruchtbar und bringt schönes Getreide hervor. Unmittelbar am Rhein liegt das alte Städtchen Eglisau, über welches die Chaussee von Schaffhausen nach Zürich führt. Die alte Stadt am tiefließenden Rhein, das dunkle Grün des Flusses, die großartige Straßenanlage, die Brücke, die Schiffmühle, die zu beiden Seiten steil ansteigenden, auf der rechten mit zahlreichen Häusern besetzten Umgebungen, die nahen Höhen der düstern Furchel rheinaufwärts und des Kaltwangen stromabwärts geben dem Ganzen einen sehr eigenthümlichen Charakter, welcher, als der uralte Thurm und das Schloß noch standen, romantisch genannt werden durfte. Die Häuser stammen meist aus früherer Zeit und haben zum Theil tiefe, gemauerte Keller; die Kirche, nach dem Muster von St. Peter zu Zürich erbaut, ist hübsch und besitzt ein harmonisches Geläute. Merkwürdiger Weise werden zu Eglisau häufig Erdstöße bemerkt, welche indeß, wenn nicht das Erdbeben weite Landstriche berührt, nur schwach zu sein pflegen; in der Regel hört man dabei ein starkes, dumpfes Getöse. Im achtzehnten Jahrhundert fanden nicht weniger als 63 Erdbeben statt. Wann Eglisau erbaut wurde, ist unbekannt; zuerst wird es indeß als Besizthum der Freiherrn von Tengen genannt, welche es 1455 an Zürich verkaufen mußten, nachdem es der von dem Adel begangenen Straßenräubereien wegen durch die Eidgenossen belagert und eingenommen worden war. Bald darauf ging es durch Kauf an die Edlen Gradner von Steiermark über, welche es indeß dreißig Jahre später an den Kanton zurückgaben, der es fortan durch einen Landvogt verwalten ließ. Indeß hatte die Stadt ihre eigene Verwaltung, deren erste Beamte nicht wie anderswo Bürgermeister, sondern Baumeister genannt wurden. Zunächst an der Brücke stand früher das Schloß, ein uralter aus Tuffsteinen erbauter viereckiger Thurm und ein wenig ritterlich aussehendes, aber hohes Ritterhaus mit mehreren kleineren Gebäuden, wovon eins sich über den Eingang der Brücke, das sogenannte finstere Loch, wölbte. Der Burgsitz nahm fast das ganze Hügelchen ein, welches zwischen Mühle und Rhein liegt.

Verfolgen wir von Eglisau aus die Straße nach Zürich, welche ganz südwärts zieht, so überschreiten wir zunächst die Rheinbrücke und gelangen auf dem linken Ufer des Stromes nach Seglingen, wo zu verschiedenen Zeiten Bohrversuche auf Salz stattfanden, indeß schließlich ohne nennenswerthes Resultat aufgegeben

werden mußten. Jenseits des Ortes erreicht die Chaussee einen schönen Eichenwald, den Bülacher-Hard, und, nachdem sie denselben durchzogen hat, das alte Städtchen Bülach. Ohne Zweifel bestand es schon in früher Zeit und war zuerst das Besitztum der Herren von Bülach, dann der reichen Freiherren von Tengen, von denen es gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch die Markgrafen von Hochberg an Oesterreich gelangte. Damit kam Bülach in eine feindselige Stellung zu Zürich und wurde deshalb schon zwei Jahre später (1386) im Sempacher Kriege von den Eidgenossen überfallen und in Brand gesteckt. Nachdem es sich darauf mit Regensberg und sogar mit Zürich verbündet, ward es 1409 an das letztere verpfändet und blieb da es von Oesterreich nie eingelöst ward, in seinem Besitz. Auch im Zürichkriege wurde es 1444 wieder von den Eidgenossen angegriffen und eingeäschert und nur ein einziges Haus blieb übrig; dennoch bauten die Einwohner ihr hübsches, kleines, aber durch Mauern, Thürme und Gräben geschirmtes Städtchen immer wieder auf. Seitdem hatte Bülach keine merkwürdigen Schicksale mehr; nur brannte es 1806 noch einmal und zwar diesmal wieder bis auf den Grund ab. Verwaltet wurde es durch einen eigenen Rath, an dessen Spitze ein Schultheiß stand. Sein berühmtester Bürger war Hans Keller, der 1513 als Hauptmann der eigenösslichen Spießträger zu Novara focht. Als der Heerhaufen der feindlichen Uebermacht wegen mit dem Angriff zögerte, hielt Keller eine feurige und wirksame Rede an ihn. Sogleich stürmten die Krieger vor, nahmen in unwiderstehlichem Anlauf das französische Geschütz und sicherten den glorreichsten Sieg. Das Städtchen ist still, aber freundlich, besitzt ein Rathhaus, das jetzt als Bezirksgebäude dient, und eine Kirche mit einem Thurm, der bei 248' Höhe, als der höchste des ganzen Kantons gilt. Eine anmuthige Aussicht bietet die vielleicht künstlich vergrößerte Höhe Vollebern, der allgemeine Spaziergang der Einwohner. Bülach gehört zu denjenigen Ortschaften, von welchen man in der Schweiz gern Schildbürger-Geschichten und Krähwinkleien erzählt, und zwar wahrscheinlich aus demselben Grunde, der auch anderwo ähnliche Mittheilungen hervorgerufen hat. Die Bülacher scheinen nämlich im Allgemeinen stets gescheute Leute gewesen zu sein und ließen wohl hier und da zu sehr merken, daß sie es wußten und ihre Nachbarn übersahen; um sich an ihnen zu rächen, ihre Ueberflugheit, wie man es nannte, zu verspotten, schrieb man ihnen die ärgsten Thorenstreiche zu.

Im Angesicht der Schneegebirge und des nach Westen an einer Vorhöhe der Lägern erbauten alten Städtchens Regensberg zieht sich von Bülach die Straße über Bachenbülach und Seeb nach Kloten. Bevor wir diesen Ort erreichen, bemerken wir auf einem hochgelegenen Felde, dem sogenannten Schagbuck, Bruchstücke römischer Dachziegel, Heizröhren und Geschirre, und auch in andern benachbarten Orten, z. B. zu Seeb, befinden sich ähnliche Ueberreste des römischen Alterthums. Ohne Zweifel ist der Name Kloten nicht deutschen Ursprungs; man hat ihn vielmehr

von dem lateinischen Claudia ableiten wollen und mancherlei Umstände sprechen in der That für die Richtigkeit der Vermuthung, daß in der Nähe des Dorfes eine nicht unbedeutende Ansiedlung lag, welche, wenn auch nicht den Namen Colonia Claudia, doch einen ähnlichen führte. Unter den zahlreichen gestempelten Ziegeln finden sich neben denen der einundzwanzigsten Legion auch viele der eilften, welche den Beinamen Claudia pia felix trug. Schon im Jahre 1724 ließ die Regierung von Zürich auf dem Schatzbuck Nachgrabungen nach römischen Alterthümern anstellen, welche manche interessante Gegenstände, eine Silen-Büste, Münzen, Stücke von schönen Mosaikfußböden ergaben. Später machten sich in den mehr und mehr verfallenden Trümmern Schatzgräber viel zu schaffen und erst 1837 kam es zu einer durch die antiquarische Gesellschaft in Zürich von wirklich wissenschaftlichen Anschauungen geleiteten Ausgrabung, welche die umfangreichen Grundmauern der Gebäude bloßlegte, interessante Aufschlüsse über die innere Einrichtung gab und dabei constatirte, daß die Ansiedlung bis über das Jahr 317 nach Christo fortgedauert hat. Noch dürfte sich bei erneuerten und ausgedehnteren Versuchen mancherlei auffinden lassen. Reizend ist die Aussicht vom Schatzbuck, einer natürlichen Terrasse, die sich in den von der Glatt durchflossenen Thalboden absenkt. Rückwärts zeigt sich die dem Rhein zulaufende mit Wald besetzte Hügelreihe, während nach den übrigen Himmelsgegenden hin sich ein offenes Gelände ausbreitet, das an Fruchtbarkeit und Wechsel der Scenerie von wenigen des östlichen Helvetiens übertroffen wird. Nach Süden erblickt das Auge jenseits der näheren Fichtenhügel und den sich übereinander aufstufenden Bergreihen zu beiden Seiten des Zürchersees den weiten Kranz der Alpen in ununterbrochenem Zuge vom Sentis an bis zu den Gipfeln des Berner Oberlandes, während es nach Westen hin über ein üppiges Mattland hinschweift, in dessen Mitte der Absturz des Lägern, eines Zweiges des Jura, auf dem das Schloß und Städtchen Regensberg erscheint, sich malerisch hervorhebt.

Unterhalb des Schatzbucks liegt eine sumpfige Wiese, auf welcher ein merkwürdiger kleiner Teich vorhanden ist, aus dem ein Bächlein entspringt. Man nennt den Teich den goldenen Brunnen oder das goldene Thor und behauptet von ihm, daß er stets die gleiche Wassermenge habe, nur zwei Fuß tief sei und dennoch in keinem Winter zufriere. Der Quell, der ihn nährt, soll aus den Ruinen des Schatzbuck hervorkommen und von den Römern bei den Bädern verwendet worden sein. Fortwährend quillt im Teich das Wasser an mehreren Stellen aus der Tiefe hervor und bringt wie Gold und Silber glänzende Blättchen mit; stößt man in eine der Wasseradern mit einer Stange, so findet man keinen Grund. Die Volkssage beschäftigt sich fortwährend mit dem kleinen Teich und behauptet, an seiner Stelle habe einst das Thor der Stadt Claudia gestanden, während nach einer andern Meinung die Edlen von Kloten, welche auf dem nahen Homberg ihren

Sitz hatten, hier ein goldenes Thor versenkt haben sollen. Einmal, so heißt es, ließ es sich in seiner ganzen Pracht sehen, verschwand aber wieder, als die Leute, welche sich zufällig in der Nähe befanden, sich nicht ruhig verhielten. Doch sollen es noch manchmal die Fronfastenkinder, Personen, welche an Fronfastentagen geboren sind, erblicken können. Ausgeführter und hübscher ist eine andere Sage, welche der Zürcherische Schriftsteller Reithard vom goldenen Thor erzählt:

„Ein Knabe, der Schafe hütete, hatte sich einmal am Rande des Teiches hingelegt. Plötzlich wird das Wasser unruhig, ein starker Strom von Goldsand dringt herauf. Dann zertheilt sich die Fluth und eine schöne Jungfrau steht vor dem erstaunten Knaben. Lächelnd streckt sie ihm einen goldenen Ring entgegen. Der Knabe will ihn haschen; sie aber zieht allmählig die Hand zurück, bis der Ungeduldige vorwärtspringend ins Wasser fällt. Sogleich umschlingt ihn die Jungfrau und fährt mit ihm in die Tiefe. Ein Bauersmann hatte das angstvolle Geschrei des sich Sträubenden gehört und eilte herbei. Aber obgleich der Weiher wie gewöhnlich ganz klar und zugleich seicht ist, kann der Bauer den Knaben doch nicht erblicken, bis dieser plötzlich aus einer der Quellöffnungen wie ein Pfeil herauschießt. Er ist bewußtlos, als ihn der Bauer aus dem Wasser zieht; später aber erzählt er, die schöne Jungfrau des Wassers sei mit ihm in reißender Schnelligkeit tief, unendlich tief hinabgefahren, bis plötzlich eine schöne Gegend sich unten aufgethan habe. Sie hätten da festen Grund gefaßt und eine große, herrliche Stadt mit einem goldenen Thor sei gerade vor ihnen gewesen. Plötzlich sei eine andere schöne Jungfrau aus demselben herausgetreten; da habe die, welche ihn umschlungen und getragen, rasch die Arme geöffnet, um ihr entgegen zu eilen. Kaum sei er aber nicht mehr festgehalten worden, so habe es ihn mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit emporgerissen, daß er sogleich das Bewußtsein verloren. Später ist der Knabe noch oftmal zum Weiher gegangen; die schöne Jungfrau hat er aber nie wieder gesehen.“

Das Dorf Kloten hat nichts, was es auszeichnet, gehört indeß zu den größeren Ortschaften des Kantons und wird nicht selten von Zürich aus besucht. Seine große Kirche stammt aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1799 hatte Erzherzog Karl, als er den Franzosen gegenüberstand und das österreichische Heer an der Glatt lagerte, zwei Monate lang sein Hauptquartier im Dorfe, und am zweiten September 1839 fand zu Kloten eine von gegen 12000 Personen besuchte Volksversammlung statt, welche, durch die Agitation gegen die Berufung des Professor Strauß nach Zürich veranlaßt, in den nächsten Tagen den Zug der Bauern nach der Hauptstadt und am 6. September den Sturz der liberalen Regierung zur Folge hatte.

Eine halbe Stunde südwärts von Kloten überschreitet die Landstraße die Glatt, die von hier ab bis zu ihrer Mündung hin in den Jahren 1813 bis 1830

mit verhältnißmäßig großen Kosten korrigirt und theilweise kanalisirt werden mußte, um den gefährlichen Überschwemmungen, welche bei anhaltendem Regen oder schnellem Schmelzen des Schnees stattzufinden pflegten, entgegen zu wirken. Nicht selten wurden große Stücke fruchtbaren Landes fortgerissen, oder mit Sand und Kies überdeckt oder der Art versumpft, daß sie für die Kultur unbrauchbar wurden; seit der Korrektion scheint indeß jede Gefahr völlig beseitigt. Im Bezirk des nahen Seebach lagerten im Jahre 1799 russische Truppen unter Korsarkow, und namentlich die allgemein gefürchteten Kosacken. Hinter dem nächsten Dorfe Derlikon steigt die Straße an und zieht sich auf den breiten Sattel zwischen dem Zürichberg und den Höggerberg, den die Eisenbahn nach Winterthur, Schaffhausen, Romanshorn, St. Gallen und Rapperschwyl in einem Tunnel durchschneidet. Hier eröffnet sich eine der freundlichsten und lachendsten Ausichten, die sich in der Schweiz nur finden läßt. Unmittelbar südwärts von uns liegt Zürich mit seinen hellen und hübschen Häusern und Thürmen, rechtshin das breite stille Thal der Limmat, an welchem die Albiskette beginnt und sich längs des blauen Zürichsee weit hinabzieht, und im fernem Hintergrund steigen die schön gefornnten schneebedeckten Alpengipfel des Glarnerlandes zum Himmel empor. Ueberall hin hat sich der Anbau und die Kultur verbreitet; an die Wälder auf den Höhen schließen sich Wiesen, Aecker, Weinberge, Obstgärten; da und dort verbergen sich anmuthige Landhäuser und Villen hinter dem dichten Laub der herrlichsten Frucht- und Waldbäume, weißschimmernde Wege strecken sich nach allen Richtungen hin und leiten zu Dörfern und Ansiedlungen, und zahlreiche Segel beleben den blauen Spiegel des Zürichsees, den zwei lange, aber niedrige und häufig mit Gebäuden gekrönte Höhenzüge einfassen.

Die Straße steigt nun wieder abwärts und zieht sich zwischen den Häusern der Gemeinde Unterstraf hin, bis sie bei den großen Werkstätten von Escher, Wyß und Compagnie die Hauptstadt des Kantons, das alte, stolze Zürich erreicht. Zwar der Eingang ist nicht freundlich; wir sehen eine schmale, feuchte, von hohen, zum Theil finstern Gebäuden umschlossene Straße vor uns, aber wir brauchen sie nicht zu durchschreiten, sondern können uns sogleich rechtshin zur Limmat wenden, die schnell strömend die Stadt durchschneidet. Hier ist alles anmuthig und einladend; die schöne Quaistraße, auf der wir wandeln, die neuerbaute Brücke, welche beide Ufer verbindet und zur Eisenbahn führt, der klare, breite Strom, die mit Mühlen und Fabriken besetzten Stege, den Lindenhof mit seiner grünen Baumkrone, die Häuser auf beiden Seiten der Limmat, über welche die Thürme der Kirchen emporragen, und endlich der Blick auf den See und die Berge im Hintergrunde, welcher sich in voller Pracht von der Grossmünster Brücke aus eröffnet.

Bevor wir das jetzige Zürich zu schildern versuchen, werfen wir noch einen Blick auf die Entstehung und Entwicklung der Stadt, von der wir schon bei der

Geschichte des Kantons Zürich gesprochen haben. Ohne Zweifel ist die älteste Ansiedlung auf der Stätte des jetzigen Zürich das Pfahldorf, welches links vom Ausfluß der Limmat aus dem Zürichsee in diesem selbst lag und dessen Ueberreste, abgebrochene Pfähle, sich hier und da noch oberhalb der sogenannten Bauschanze bei stillem Wetter erblicken lassen, größtentheils indeß durch die neue Anlage hinter dem Stadthause bedeckt sind. Später muß am linken Strande ein keltisches Dorf, dessen Einwohner sich, wenn Gefahr drohte, wohl auf den nach gallischer Weise befestigten Lindenhof-Hügel zurückzogen, entstanden sein. Hier siedelten sich auch Römer an, nachdem Bindonissa im Aargau ihr Hauptwaffenplatz am Oberrhein geworden und die Handelsstraße über Zürich und Chur nach Mailand eröffnet worden war; indeß besaßen sie unzweifelhaft auch Gebäude auf dem rechten Limmatbord und am Fuße des Zürichberges, dessen Wasser durch thönerne Leitungen, deren Spuren man aufgefunden hat, herab geführt wurde. Damals ward der Lindenhof-Hügel, der frei dastehend das Thal und den Flußübergang beherrschte, in ein römisches Castell verwandelt, von dessen Umfassungsmauer an mehreren Stellen heut noch Reste vorhanden sind. Wie es construiert und eingerichtet war, läßt sich nicht mehr erkennen, zumal Ausgrabungen ohne Beschädigung der herrlichen alten Bäume, welche die Kuppe bedecken, nicht möglich sind; indeß muß es bei dem steilen Abfall des Hügel und bei seiner festen Bauart doch stark und verhältnißmäßig groß gewesen sein.

In den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts drangen die Alemannen in die Schweiz ein. Damals ward von den Römern Zürich verlassen und sein Castell preisgegeben, ohne Zweifel auch zum Theil zerstört. Die Ansiedlung ging indeß nicht unter; zu günstig war die Lage im breiten Thal zwischen den Höhen, am Fluß und See, um nicht Ackerbauer, Hirten und Fischer anzuziehen. Jetzt scheint das Dorf vorzugsweise auf dem rechten Stromufer gestanden zu haben; wenigstens lagen hier später die Besitzungen der freien Alemannen. Nach und nach entwickelte sich der Ort; im das Jahr 700 bestand bereits ein Kirchlein auf dem rechten Ufer, aus welchem die Grossmünster-Abtei, die Mutterkirche des ganzen umliegenden Landes, hervorging. Außerdem war ein Gaugericht vorhanden und auf dem Lindenhof lag eine königliche Pfalz, zu der die Höfe Zürich auf dem linken und Stadelhofen auf dem rechten Limmat-Bord gehörten. Jetzt hatte Zürich schon eine große Bedeutung erlangt; diese stieg aber fortwährend dadurch, daß die Nachfolger Karls des Großen häufig in Zürich erschienen und sich kürzere oder längere Zeit auf der Pfalz niederließen, durch Ludwig den Deutschen das reiche mächtige Frauenstift gestiftet ward und endlich sich auch der Handel an seiner alten Stätte, wo ein Markt und eine Münzstätte gegründet worden waren, von neuem entwickelte. Indesß war der Ort noch immer sehr klein, und ward erst im elften und zwölften Jahrhundert, als die neue Befestigung

vorgenommen und durchgeführt wurde, durch Hereinziehung mehrerer Vorstädte vergrößert.

Die Stadt zerfiel schon im Mittelalter, wie noch jetzt in zwei Theile, die sogenannte große Stadt auf dem rechten Ufer der Limmat, die kleine oder mindere auf dem linken. Dort lag von Kirchen der schöne Grossmünster, die Predigerkirche und die Barfüßer-Kirche, hier St. Peter, Fraumünster, die Detenbacher- und die Augustiner-Kirche. An den engen Gassen standen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert viele unansehnliche, meist hölzerne Hütten, welche schmal und zwei Stockwerk hoch, nur eine Stube und mehrere Kammern enthielten, dessenungeachtet aber doch oft von zwei und sogar drei Haushaltungen bewohnt wurden. Steinerne Häuser waren ganz selten, selbst auf der Pfalz fand sich nur ein steinernes Gebäude vor. Der ganze Ort war dabei mit Gräben und 30 Fuß hohen Mauern umzogen, in welchen sich fünfzehn massige, von großen Steinen aufgeführte Thürme befanden. Weit besser nahm sich Zürich aus, als es nach der fürchterlichen Brunst von 1313 wieder aufgebaut worden war. Nach einer Schilderung, welche Albert von Bonstetten Ludwig XI. von Frankreich in einer Beschreibung Helvetiens machte, die indeß etwas übertrieben gewesen zu sein scheint, waren die Häuser in Zürich zu seiner Zeit hoch, von Quadersteinen erbaut und hatten getäfelte Zimmer in verhältnißmäßig großer Zahl. Um 1403 fing man endlich an, die bisher kothigen und schlechten Straßen zu pflastern. An den Häusern waren Bilder aus der biblischen Geschichte gemalt oder sah man eine Abbildung oder ein steinernes Bildwerk, welche auf den Namen des Gebäudes Bezug hatten; hier und da traten nicht nur im ersten, sondern sogar in den höheren Stockwerken Erker heraus oder fanden sich Gassensterchen, aus denen man unbemerkt auf die Straße und die Nachbar-Häuser zu blicken vermochte. Jedes Haus pflegte einen Namen zu besitzen, der oft sehr komisch klang; viele derselben, namentlich der späteren, haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Neben dem rothen Ochsen, dem rothen Mann, dem Leuenhof, den Häusern zur Krone, Harfe, Sonne u. s. w. fand man den Schaafskopf, die leere Tasche, das lange Antlitz, das Strumpfband, die magere Magd, das Nagenest, das Ross in Wiegen, den Hoyer (Höcker), das Sauköpfl und Andere, welche wohl der Volkswitz bei irgend einer spaßhaften Gelegenheit erfunden haben mag.

Nach und nach entstanden größere Häuser; namentlich suchten sich die Zunsthäuser auszudehnen und hier und da wurden auch von Privaten zwei benachbarte Gebäude in eins verwandelt. Wesentliche Verschönerungen der Stadt blieben indeß unausführbar, denn während des dreißigjährigen Krieges begannen unter des Feldzeugmeisters Werdmüller Leitung ausgedehnte Arbeiten, welche Zürich in eine Festung verwandelten und damit die stets wachsende Einwohnerschaft zwangen, sich auf dem kleinen Raum immer dichter zusammen zu drängen. Mehr und mehr

wuchsen die Häuser in die Höhe. Dennoch galt der Besitzer eines Hauses in Zürich weit und breit als glücklicher Mensch; wem Gott wohl will, sagt ein altes Sprichwort, dem gibt er ein Haus in Zürich. Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts galt Zürich mit Recht nicht als eine schöne Stadt. Die Straßen waren sämmtlich eng und unregelmäßig und wurden durch die hohen, alten und finsternen Häuser verdunkelt; hier und da stiegen sie dabei noch steil an und waren dann für Wagen gar nicht, für Fußgänger aber im Winter bei Glätte oft nur mit Gefahr zu passiren. Erst nach 1833 trat eine wesentliche Aenderung in der Physiognomie der Stadt ein. Der große Rath des Kantons beschloß nämlich in diesem Jahr, des lebhaften Widerspruchs der älteren Zürcher ungeachtet, die Beseitigung der Befestigungen, welche nichts nützten, aber in Kriegszeiten der Stadt Gefahr drohten; noch in demselben Jahre wurde mit den Arbeiten begonnen. Damit ward die Stadt fast nach allen Seiten geöffnet und es konnten sich gegen die Vorstädte hin und in diesen selbst lustige Straßen bilden. Auch im Innern der Stadt selbst geschah, was möglich war; es ward der schöne obere Quai geschaffen, dem in neuerer Zeit der untere gefolgt ist, nachdem auch für Verbesserung einiger anderen Straßen von der Gemeinde nicht unbeträchtliche Opfer gebracht worden waren.

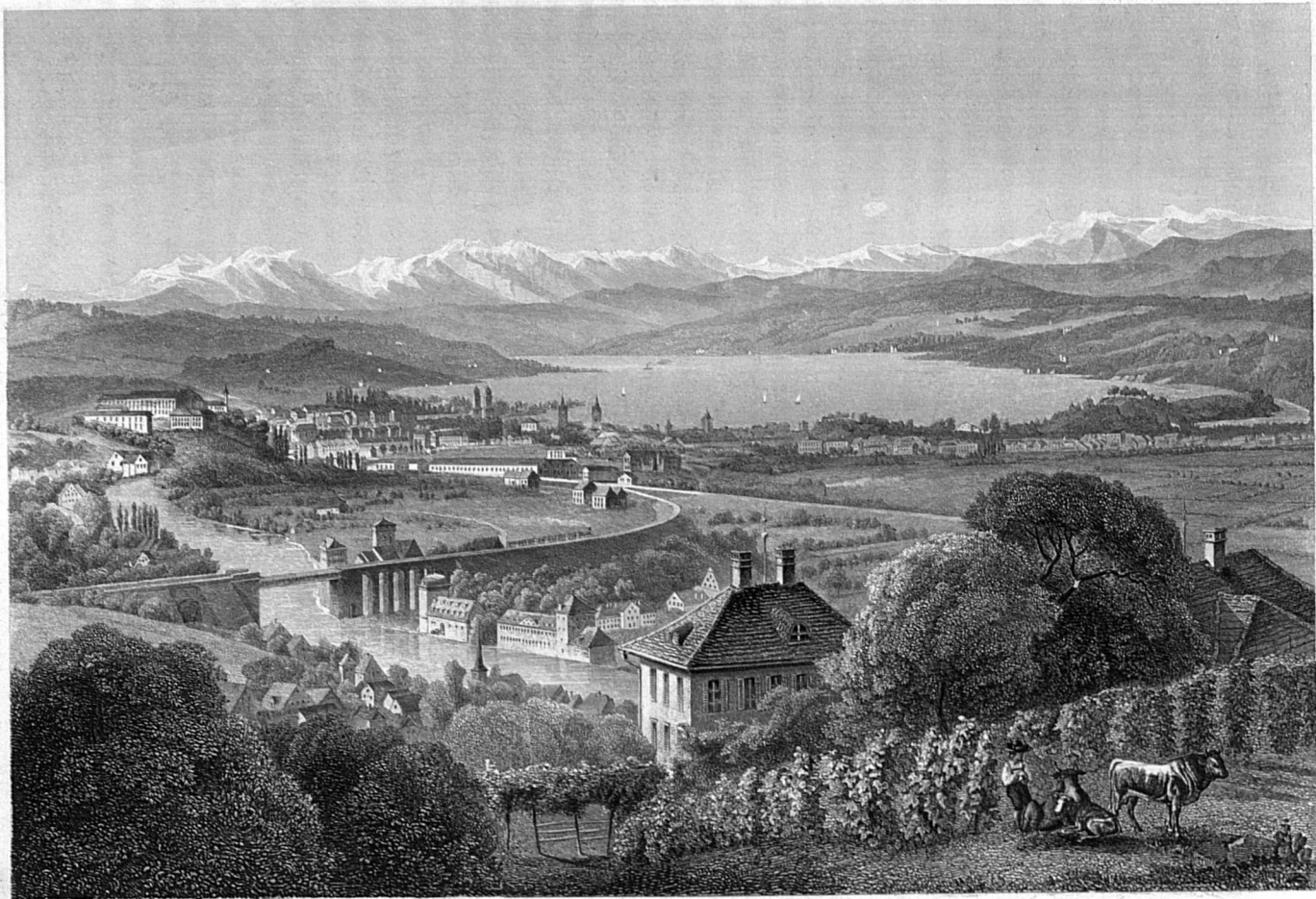
Gegenwärtig macht Zürich einen ganz günstigen Eindruck auf den Besucher. Zwar die engen Straßen im Innern haben sich nur in sofern etwas zum Vortheil verändert, als ein Theil ihrer Häuser ein besseres, weniger finsternes Aussehen gewonnen hat, aber ihnen halten die schöne Quaistraße, welche jetzt die ganze Stadt längs der Limmat durchzieht, die Poststraße, der Thalacker, die Umgegend des Stadthauses mit der neuen Anlage und dem Hotel Bauer am See, der Münsterhof, der Hirschengraben und die übrigen äußeren Straßen vollauf die Wage. Eine große Anzahl schöner neuer Privatgebäude ist an denselben entstanden, von denen viele sich den schönsten Wohngebäuden der modernen Stadttheile größerer Städte an die Seite stellen können, manche sogar wie Paläste erscheinen und dabei noch etwas voraus haben, was sich selten findet, die herrlichste Lage und die prächtigste Aussicht auf den weiten See und die Gebirge. Würdig reihen sich ihnen die öffentlichen Gebäude an, die, zum größten Theil in diesem Jahrhundert neu erbaut, durch Ausdehnung, geschmackvolles Aeußere und gute Lage sofort günstig ins Auge fallen und dem Ruf des Kantons, der selbst in der kleinsten Gemeinde viel für die öffentlichen Gebäude zu thun pflegt, in vollem Maaße entsprechen.

Durchwandern wir zunächst die sogenannte große Stadt, und kehren wir zum Eingange zurück, den wir von Kloten her erreicht haben. Die untere Quaistraße verfolgend, an den Mühlenstegen und der Metzg vorbei, gelangen wir zur kurzen fahrbaren unteren Brücke, welche in den Mittelpunkt der kleinen Stadt

hinüber führt. Unmittelbar an derselben und weit in den Strom hineingebaut, der unter seinem niedrigen Gewölbe hindurchfließt, steht das Rathhaus, der Sitz der Regierungs-Behörden und der Versammlungs-Ort der Volksvertretung des Kantons, des großen Rath's. In den Jahren 1694 bis 1698 auf der Stelle des früheren Rathhauses in einer Länge von 120 Fuß bei 60 Fuß Tiefe neu erbaut, macht es den Eindruck der Solidität, aber auch der Schwerefälligkeit. Weiter aufwärts befindet sich das alte hohe Zunfthaus zum Rüden, in welchem sich die Lesezimmer der Museums-gesellschaft befinden. Kaum gibt es in Deutschland ein Lesezustitut, in welchem eine so reiche Sammlung politischer und wissenschaftlicher Zeitschriften ausliegt. Mehr als 300 derselben sind vorhanden. Nahe dabei an der herrlichen ausichtreichen Münsterbrücke erhebt sich die Wasserkirche. Unter Bürgermeister Waldmann auf der Stätte erbaut, wo einst die Schutzheiligen der Stadt, Felix, Regula und Cruperantius kurz vor ihrem Martertode in der Verborgenheit gelebt haben sollen, nimmt sie vereint mit dem sogenannten Helmhause gegenwärtig die Stadtbibliothek auf. Diese ward im Jahre 1629 von vier jungen Zürchern gegründet und wird noch heute von einem Verein verwaltet, hat indeß gegenwärtig wohl 80000 Bände und mehr als dreitausend, zum Theil ältere Handschriften und liefert so das beste Zeugniß des lebhaften Interesses, welches „Limmat-Athen“, wie Zürich oft halb im Ernst, halb spöttlich von den Mit-Eidgenossen genannt worden ist, für Bildung und Wissenschaft stets-gezeigt hat. Besonders reich sind die Fächer der klassischen Literatur und der Geschichte vertreten; außerdem finden sich die meisten schweizerischen Druckwerke, die unbedeutendsten wie Kalender, Flugblätter, Vereinsblätter u. s. w. selbst nicht ausgeschlossen. Unter den Merkwürdigkeiten nimmt die erste Rolle ein griechischer Psalter des neunten Jahrhunderts, welcher auf purpurfarbigem Pergament mit goldenen und silbernen Buchstaben geschrieben ist, ein; außerdem finden sich eine Handschrift des Quintilian, Briefe der Jane Gray und von J. J. Rousseau, ein Herbarium des letzteren, ein auf Palmblättern geschriebenes birmanisches Gesetzbuch, das einzige vorhandene Portrait Zwingli's von Hans Asper, Zwingli's griechische Bibel mit Randbemerkungen von seiner Hand, Heinrichs IV. von Frankreich Todtenmaske, viele merkwürdige Bildnisse Zürcher Bürgermeister und Geistlichen, namentlich auch der Reformatoren, Kupferstiche von Dürer, Lavaters Marmor-Büste von Dannecker, Pestalozzi's Büste von Imhof und das interessante ein Drittel der Schweiz und fast der ganze Vorarlberg (630 Quadratstunden) in 40000 mal verjüngtem Maßstabe darstellende Relief des Ingenieur Müller zu Engelberg. Eine andere interessante Sammlung, welche zum kleinen Theil in der Wasserkirche, zum größeren Theil im Helmhause Aufnahme gefunden hat, ist diejenige der durch ihre rege Thätigkeit und ihre geschickte Leitung bekannten antiquarischen Gesellschaft. Neben Manuscripten, Urkunden, Siegeln, Gemmenab-

güssen, vielen schönen Münzen u. s. w. enthält sie namentlich keltische und römische Alterthümer, welche in der Schweiz gefunden worden sind, vor allen Dingen viele der merkwürdigsten Gegenstände aus den Pfahlbauten wie Waffen und Geräthe aus Eisen, Bronze, Stein, Knochen, Horn und Holz, Geschirre aus Thon, Sämereien und Getreide, gewebte Stoffe und dergleichen mehr. Außerdem sind mittelalterliche Gegenstände (wie z. B. die wichtige Pergament-Wappenrolle aus dem vierzehnten Jahrhundert, Elfenbeinschnitzereien, Gefäße u. s. w.), ein schönes, römisches Diptychon aus Elfenbein gearbeitet, eine Sammlung von Gefäßen aus Unteritalien, Alterthümer von Kupfer und Bronze aus Ungarn u. s. w. vorhanden.

Von der Wasserkirche führt eine Treppe, welche die schönen Münsterhäuser berührt, auf die kleine Höhe, auf welcher sich die Grossmünster Kirche erhebt. Im zehnten und elften Jahrhundert in byzantinischem Styl als Pfeilerbasilika erbaut, einfach und schmucklos, macht sie durch ihre Höhe, ihre mächtigen Pfeiler und ihren hübschen Chor einen erhabenen Eindruck. Beachtenswerth sind die Krypte, mehrere Bildwerke im Innern über den Pfeilern, das merkwürdige Portal, so wie die weit jüngere sitzende Statue Karls des Großen an einem der beiden hohen Thürme, deren oberer Theil ebenfalls ein Werk der neueren Zeit ist. Weit wichtiger und sehenswerther ist indeß der alte, mit Geschick und Vorsicht restaurirte Kreuzgang, einer der merkwürdigsten und besten aus der Zeit des byzantinischen Baustyls. Nicht nur durch Leichtigkeit, Kühnheit und Solidität der Construction, sondern auch durch die Harmonie seiner Theile und den Reichthum der Verzierungen übertrifft er fast alle Kreuzgänge Deutschlands und Italiens aus der gleichen Zeit. Dabei zeichnen sich die zahlreichen Bildwerke an Säulen und Rundbögen durch Originalität aus und zeugen von der lebhaftesten, ja wilden Phantasie des Künstlers, welcher Nachahmungen der Antike, orientalische Scenen, biblische Geschichten, mythologische Darstellungen mit furchtbaren Ungethümen, graufigem Ungeziefer, häßlichen Affengruppen, Jagden, Thierhegen, Vogel arabesken und einzelnen Menschen und Thierköpfen ohne Anstoß zusammen zu reihen verstand. Wahrscheinlich ward der Kreuzgang um 1100, bald nach Erbauung der Kirche selbst, vollendet. Gegenwärtig liegt er innerhalb der Mädchenschule, welche vor mehr als einem Jahrzehend auf der Stelle des alten Stiftshauses erbaut ward. Unweit vom Grossmünster befindet sich das einst den Chorberrn gehörige Haus zum Loch, in dem, der Sage zufolge, einst Karl der Große wohnte. Jedenfalls ist es eins der ältesten Gebäude Zürichs. Leider sind die merkwürdigen Alterthumsreste, welche sich noch vor wenigen Jahrzehnten an und in denselben zeigten, die Malereien an Wänden und Balken, Sculpturen u. s. w. nach und nach zu Grunde gegangen.



J. Rohbock del.

J. Kiegel sculp.

ZÜRICH.
VON DER WEID AUS GEGEHEN.
(Zürich)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Vom Grossmünster kehren wir zur Quaistraße zurück, wandern stromaufwärts an mehreren der größeren Gasthöfe vorüber, lassen den Hasen und das Kornhaus rechts und steigen vor dem letzteren aufwärts zur sogenannten Promenade, auf welcher das Denkmal Hans Georg Nägeli's, des Begründers des deutschen vierstimmigen Männergesangs und des Vaters der schweizerischen Gesang-Vereine, eine kolossale Büste steht. Von hier aus bietet sich ein anmuthiger Ueberblick über die Stadt, die umliegenden Ortschaften, die Höhen auf beiden Seiten der Limmat und des Zürichsee und auf diesen selbst bis gegen Horgen hinab. Am Fuß der hohen Promenade beginnt der Hirschengraben, an welchem oder in dessen Nähe neben mehreren schönen Privatgebäuden sich das Casino, das Theater, das früher eine Klosterkirche war, und das weitläufige Regierungsgebäude befinden. Südlich von dem Graben zeigt sich zwischen den Außengemeinden Hottingen, Fluntern und Oberstraf in anmuthiger Lage eine ganze Reihe in diesem Jahrhundert errichteter öffentlicher Gebäude, zuerst die schöne an die Bau-Akademie zu Berlin erinnernde, vielstiege Kantonsschule mit einem großen Turnplatz, dann das langgestreckte, nach Schönleins Angaben eingerichtete Kantonss-Krankenhaus mit einer 590 Fuß messenden Front, und das mächtige, herrlich gelegene Gebäude des eidgenössischen Polytechnikums, in dem auch die Universität untergebracht ist, ein Werk des Professor Semper aus Dresden und des Kantons-Baumeisters Wolff, welche auch das zu demselben gehörige Laboratorium herstellten. Im Ganzen einfach und solid gebaut, besitzt es ein wahrhaft prächtiges Vestibüle, von dessen Treppe sich die ganze Stadt überblicken läßt. In der Nähe liegen das Bürger-Pfundhaus St. Leonhard, die Blinden- und Taubstummen-Anstalt, die neue Sternwarte und das den Zürcher Künstlern und Kunstfreunden gehörige sogenannte Künstlergütli, in dessen Räumen interessante Bilder (wie z. B. das Portrait Winkelmanns von Angelika Kaufmann), Kupferstiche, Handzeichnungen u. s. w. aufbewahrt werden.

Bevor wir von hier aus zur inneren Stadt zurückkehren, müssen wir noch einen Blick auf die Umgegend und die Außengemeinden werfen, welche sich auf dieser Seite um Zürich lagern und, trotzdem sie eigene Gemeinde-Verwaltungen besitzen, oft mit zu Zürich gerechnet werden. Da ist am rechten Ufer der Limmat, gegen das Dorf Wipfingen hin, Unterstraf, durch welches wir von Kloten her gekommen sind, und höher hinauf, beim Polytechnikum beginnend, an der Chaussee nach Winterthur das lustige, sonnige Oberstraf; zur aussichtreichen Höhe des Zürichberges, von welchem man den Säntis in Appenzell zu erblicken vermag, zieht sich das uralte, einst einem Dynastengeschlecht gehörende Dorf Fluntern ziemlich steil empor; ihm schließt sich, der Richtung des Sees folgend, Hottingen an und unmittelbar den See berührend hat sich die ausgedehnte Gemeinde Riesbach hingelagert. Hügel, ansteigende Höhen, Thalgründe, schmale Bachbetten und kleine

Ebenen wechseln in den fünf Außengemeinden mit einander ab und zeigen hübsche Villen und Wohnhäuser mit schönen Gärten, Aecker, Wiesen, Weinberge, kleine Wäldchen und Obstaine, welche in ihrer bunten Gruppierung ein Bild liefern, das von jedem der vielen Höhenpunkte gesehen durch seine Lieblichkeit und Anmuth angenehm auffällt und stets von neuem zu Spaziergängen auf die Ausichten am Zürichberg, den Sonnenberg, die Stephansburg und die hohe Promenade verlockt.

Drei Brücken führen, wenn wir die beiden nicht fahrbaren sogenannten Mühlenstege unbeachtet lassen, aus der größeren Stadt über die Limmat hinweg in die kleinere auf der westlichen Seite des Stroms, die lange neuerrichtete untere Brücke, welche sich dem Bahnhofe zuwendet, die kurze Brücke beim Rathhaus und die schöne vierbogige Münsterbrücke, welche aus schwarzem Marmor vom Wallenstadter See in den Jahren 1826 und 1827 von der Zürcherischen Kaufmannschaft erbaut ward. Ueberschreiten wir vom Großmünster her die letztere, so gelangen wir am Kornhause und an der Bank vorüber bald zur Fraumünsterkirche, welche in gothischem Baustyl um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von der Abtei erbaut wurde. Nur der Chor ist weit älter und wahrscheinlich ein Rest der ältesten Abteikirche aus dem neunten Jahrhundert. An Stelle der früher vorhandenen beiden niedrigen Spitztürme wurde im Jahre 1732 ein neuer Thurm gebaut, der sich durch Höhe und gefällige Bauart auszeichnet. Die Kirche selbst ist zwar nicht uninteressant, bietet indeß keine bedeutenderen Sehenswürdigkeiten und auch der Kreuzgang wird nur wenig besucht, trotzdem einige alte, freilich auch rohe Bildwerke, das Leiden und den Martertod der Zürcher Schutzheiligen darstellend, vorhanden sind. In der Fraumünster Kirche wurde der gewaltige Bürgermeister Waldmann gleich nach seiner Hinrichtung bestattet; sein Grabstein ist noch vorhanden. Nahe bei der Kirche befinden sich die hübsche, bequem eingerichtete Post, das ältere Hotel Baur und das alte Zeughaus, an welchem der sogenannte Fröschengraben, ein Canal, der aus dem See in die Limmat geht, vorüberzieht. Verfolgen wir denselben aufwärts, so erreichen wir bald das neue prachtvolle Hotel Baur au lac, dessen Garten eine der lieblichsten Ausichten über den See bietet. Nahe bei demselben ist die sogenannte neue Anlage, welche sich bis zum Stadthause und zum sogenannten Bauschänzli, an den die Dampfschiffe anzulegen pflegen, hinzieht. Auch hier ist die Aussicht ungemein reizvoll und namentlich bei Abendbeleuchtung oft wunderbar schön. Doch gestaltet sie sich noch schöner auf dem kleinen Hügel des Baugarten, zu welchem man vom Stadthause aus nach wenigen Schritten gelangt, indem man sich dem alten vier-eckigen Thurm, der sich hier einsam gen Himmel streckt, zuwendet.

Von den übrigen Merkwürdigkeiten der kleinen Stadt nennen wir noch den Lindenhof, der durch seine historischen Erinnerungen, seine herrlichen Linden und

seinen Blick auf die Limmat, die große Stadt und die Höhen hinter derselben die Besucher anzieht, das alte Universitäts-Gebäude, in welchem bis jetzt noch die Sammlungen der Hochschule und die auch an Handschriften reiche Stadt-Bibliothek aufgestellt sind, die dem katholischen Gottesdienste übergebene, wieder hergestellte Augustiner-Kirche und das zweckmäßig eingerichtete Waisenhaus. Hübsche Spaziergänge bieten das auf dieser Seite an der wilden Sihl gelegene, stille, fast melancholische Sihlhölzchen, in welchem vor mehr als einem Jahrzehend das Schützenhaus errichtet worden ist, und die Parkanlagen am sogenannten Platzspitz. Auf der einen Seite von der klaren, regelmäßig und kaum hörbar fließenden Limmat, auf der andern von der oft ausgetrockneten, oft wieder hoch anschwellenden Sihl bespült, welche am Platzspitz in einander fließen, besitzen die letzteren recht anmuthige Waldparthieen und Gebüsche, in deren Mitte Zürcher Bürger ihrem Landsmann, dem Dichter Salomon Gessner, ein einfaches Denkmal errichtet haben. Noch am Anfang dieses Jahrhundert pflegten sie an Sonn- und Festtagen von Jung und Alt besucht zu werden; jetzt sind sie indeß von der schönen Welt Zürichs, die sich andern Promenaden zugewendet, verlassen und fast vergessen. Ein dritter Promenadenweg leitet zum botanischen Garten, in dem sich neben hübschen Zusammenstellungen lebender Pflanzen und mehreren Gewächshäusern das große Herbarium des Botanikers Dr. Hegetschwyler befindet. In der Mitte des kleinen Gartens liegt die sogenannte Kasse, eine niedrige Bastion der alten Festungswerke, auf welche mehrere Wege hinauf leiten. Sie bietet eine hübsche Aussicht auf das Land weit umher. Abwärts erblickt man das ganze freundliche Limmatthal und über dasselbe hinweg den in den Kanton Zürich scharf eindringenden Juraarm der Lägern. Jenseits der wilden Sihl und dem stillen Sihlhölzchen erhebt sich der düstere steile Uetliberg, ihm gegenüber auf der andern Seite der Stadt, deren Dächer und Thürme sich schon in der Nähe des Gartens dicht an einander drängen, der sanfte grüne Zürichberg; gegen Süden hin aber breitet sich der herrliche Wasserpiegel des Zürichsee mit seinen lieblichen mit Ortschaften bedeckten Uferborden, den an denselben emporsteigenden Borhöhen und dem gewaltigen Hintergrund der Hochalpenkette aus.

Von der Kasse aus vermag auch derjenige am besten die Gegend zu überschauen, der sich Klarheit über die großen Kämpfe verschaffen will, welche im Jahr 1799 die Franzosen bei Zürich ausfochten. Nachdem die Oesterreicher am 22. Mai unter Erzherzog Karl bei Stein und Paradies den Rhein überschritten hatten, drangen sie mit ihrer ganzen Macht gegen Zürich vor, setzten über die Glatt, griffen die Franzosen, welche bis nahe an derselbe und auf den Höhen nord- und ostwärts aufgestellt waren, heftig an und trieben sie aus ihren Verhauen und Verschanzungen, so daß sie Zürich schon am 6. Juni verlassen und sich gegen den Albis und ins Aargau zurückziehen mußten. Am 18. August rückten an Stelle der Oesterreicher,

welche sich fast sämmtlich an den Rhein hinunter zogen, die Russen unter Korsakow ein. Schon im folgenden Monat unternahm es Massena, sie zu schlagen und aus Zürich zu vertreiben. Nachdem er sie durch Scheinangriffe getäuscht und sorglos gemacht hatte, ging er plötzlich am 25. September bei Dietikon zwischen Zürich und Baden über die Limmat und drang an deren rechten Ufer vor. Ein Theil der Russen ward abgeschnitten, der Rest nach Zürich hingedrängt. Am folgenden Tag erneuerte sich der mörderische Kampf, in dem schließlich die schlecht geführten russischen Korps geschlagen und nach schweren Verlusten über die Höhen im Osten der Stadt geworfen wurden. Sie mußten sich nach Schaffhausen und an den Bodensee zurückziehen. Massena's Sieg hatte die wichtigsten Folgen; Suwarow, der ohne Rücksicht auf die großen Opfer, welche er bringen mußte, aus Italien über den Gotthard vordrang, konnte sich mit Korsakow nicht vereinigen und mußte sich unter schrecklichen Kämpfen durch unwegsame Gegenden nach Olarus und Graubünden zurückziehen.

Bevor wir uns nunmehr den entfernteren Umgebungen Zürichs zuwenden, seien uns noch einige Worte über die Stadt und ihre Einwohner gestattet. Wir haben schon erwähnt, daß die Lage der Hauptstadt des Kantons Zürich sie auf den Handel hinweist und daß sie in Folge dessen schon zur Römerzeit von einer wichtigen Handelsstraße berührt ward; ähnliche Verhältnisse stellten sich auch im Mittelalter heraus, als Zürich zum Theil der Mittelpunkt des Handels zwischen Deutschland und Italien ward. Mit dem Handel entwickelte sich bald die Industrie; schon um 1300 zeichnete sich Zürich durch Gewerbefleiß vor den Nachbarstädten, seinen alten Rival St. Gallen ausgenommen, aus. Gegenwärtig gehen von Zürich nicht nur gute Landstraßen, die es mit großen Kosten hervorrief, aus; es ist auch ein wichtiger Knotenpunkt der Eisenbahn geworden, die von demselben nach allen Windrichtungen ihre Arme ausstreckt. Mächtig ist im letzten Jahrhundert Zürichs Industrie emporgewachsen und sein Handel dehnt sich zu den fernsten Weltgegenden aus; Zürcher Kaufleute correspondiren mit allen Handelsstädten der alten und neuen Welt, namentlich mit Amerika, dessen Zustände und Schicksale auf die Limmatstadt den größten Einfluß ausüben.

Daß durch derartige Verhältnisse der Charakter der Einwohner influirt wird, versteht sich von selbst. Schon im Mittelalter unterscheiden sich Berner und Zürcher sehr wesentlich. Um nur eins zu erwähnen: beide scheuten den Krieg nicht, beide fochten tapfer gegen übermächtige Feinde, beide zogen das Schwert, auch wenn nur in untergeordneten Dingen ihre Rechte gekränkt wurden; aber weit weniger als für den Berner ward für den Zürcher der Krieg ein förmliches Handwerk. Während Bern die meisten seiner Besitzungen eroberte, mußte Zürich sich auf friedlichem Wege zu vergrößern. Erst nachdem es sich einen Rechtstitel erworben, pflegte es zum Schwert zu greifen. Ferner schloß es sich nie so

ab, wie Bern. Die blutigen Kämpfe, welche die Einwohnerschaft decimirten, zwangen zwar auch Bern, Fremdlinge heranzuziehen und unter seine Bürger aufzunehmen; aber es that es ungern, widerwillig. Ganz anders Zürich, das selbst zu der Zeit, als seine Bürgererschaft sich am meisten in sich abzuschließen strebte, sich durch die fremde Einwanderung häufig stärkte und ergänzte. Ein großer Theil der Stadt-Aristokratie Zürichs stammt aus andern Theilen der Schweiz oder aus Deutschland her; selbst zwei seiner einflußreichsten und mächtigsten Bürgermeister, Stüssi und Waldmann, waren keine geborenen Zürcher. Aehnlich ist es noch jetzt. Während Bern neue Bürgerrechte selten gewährt, sind sie in Zürich leicht zu erlangen und Stadt und Kanton Zürich betrachten es als eine Ehre, verdienstvollen Fremden, welche beiden Dienste geleistet haben, in Anerkennung derselben das Bürgerrecht zu verleihen. Damit soll nicht gesagt werden, daß nicht auch in Zürich sich noch das Spießbürgerthum bei Einzelnen findet, daß es nicht Leute gibt, welche Allen, was neu und fremd ist, den Rücken kehren und die es am liebsten sähen, wenn die zahlreiche Fremden-Kolonie sich anders wo hinwendete — aber die Mehrzahl weiß sehr wohl, daß Zürichs ferneres Aufblühen und Gedeihen, seine nothwendige und unausbleibliche Entwicklung zu einer großen Stadt davon abhängen, daß es alle die guten Kräfte, die sich ihm darbieten, in sich aufnimmt und an sich festhält.

Zürichs größere Beweglichkeit und geistige Regsamkeit, die es schon im Mittelalter dem Handel und der Industrie verdankte, haben auch veranlaßt, daß es durch Bildung an der Spitze der Schweiz steht. Zu allen Zeiten hat es tüchtige Gelehrte gehabt, theils einheimische, theils fremde, die in ihm eine Stätte der Wirksamkeit oder auch eine Zuflucht gegen Verfolgungen fanden; sie alle aufzuzählen, ist kaum möglich. Nennen wir nur bunt durcheinander einige, die in der ältern bis zur neueren Zeit lebten. Da sind Conrad von Mure, der Naturforscher Conrad Gessner, Zwingli, der Philologe von Drelli, Lavater, Bodmer und Breitinger, Stumpf, Usteri, Escher, Bluntschli, Ebel, Scheuchzer, Oken, Pestalozzi, Bullinger, der Mediciner Muralt, Salomon Gessner, Meyer v. Knonau, Schinz, Heer und viele Andere, denen sich tüchtige Künstler in großer Zahl an die Seite stellen. Aber die Gelehrten allein legen noch kein Zeugniß für die Bildung ab; wichtiger ist es, daß nicht Einzelne, sondern Viele sich für Bildung, Kunst und Wissenschaft interessiren. Und das ist nirgends mehr als in Zürich der Fall. Wer nur einen Blick hinein wirft in die gelehrten Gesellschaften Zürichs, der muß erstaunen, daß die Mitglieder derselben, die er bisher nur als Kaufleute, Industrielle, Beamte u. s. w. gekannt hat, sich fast ohne Ausnahme mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen, daß der eine in der Numismatik, der andere in der Entomologie, der dritte in der schweizerischen Geschichte oder aegyptischen Hieroglyphenkunde, der vierte in der Philosophie oder Geologie vollständig zu

Hause ist, alle aber eingehenden Vorträgen über die meisten Wissenschaften sehr wohl zu folgen im Stande sind. Da begreift es sich denn wohl leicht, daß Zürich durch den Buchhandel mehr Bücher bezieht, als die übrige deutsche Schweiz zusammengenommen, daß seine Bibliotheken, sowohl die allgemeinen, als die für specielle Wissenschaften bestimmten, wie z. B. die der naturforschenden Gesellschaft, sich durch Reichthum und Vielseitigkeit auszeichnen. Selbst der ärmere Einwohner pflegt mehr als anderswo zu lesen und er kann dies mit Nutzen thun, weil die ausgezeichneten Volks- und Mittelschulen, vielleicht die besten, welche Europa aufzuweisen hat, ihn hinreichend vorbereiten. —

Von den entfernteren Spaziergängen bei Zürich sind diejenigen nach der Weid und auf den Uetli mit Recht die besuchtesten. Ein Fahrweg führt an schönen Willen vorüber auf die erstere, ein Gasthaus über dem Dorfe Wipfingen am Geißberge, deren Blick das Limmatthal, die Stadt Zürich und den See mit seinem Hintergrund von Vorbergen und Alpengipfeln umfaßt. Es sei uns gestattet, die wenigen aber bezeichnenden Worte, welche ein Zürcher*) über die Weidaussicht niedergeschrieben hat, hier wiederzugeben. „In Zürich (von der Weid aus) erscheint das Hochgebirge wegen seiner bedeutenden Entfernung unter einem sehr kleinen Winkel und stellt sich aus der nämlichen Ursache als ein in gerader Linie fortlaufender Zaun von unzähligen Kuppen und Gipfeln dar, von denen nur wenige durch bedeutende Höhe und merkwürdige Gestalt sich auszeichnen. Der allgemeine Charakter des Limmatthales ist Ruhe und Anmuth, hervorgebracht durch einen wohlgeordneten Reichthum schöner Naturgegenstände, unter denen die Bergkette dem Bilde eine höhere geistige Bedeutung verleiht. Das Auge erblickt hier keine schroffen Felsmassen, die ihm den Horizont verengen und das Gemüth in eine ernste, ja ängstliche Stimmung versetzen. Nicht ein einziger Gegenstand stellt sich dar, der durch Form oder Färbung diesen Ausdruck der Freundlichkeit stürte. In sanfter Wölbung erhebt sich über dem Spiegel des Zürichsees eine schön behaute Hügelreihe, hinter der mit Waldung und Weiden bekleidet die sogenannten Vorberge in mehreren Stufen bis zum nackten röthlichen Felsgebirge emporsteigen. Ueber diesem erscheinen die hohen Alpen, deren langer Zug beinahe den sechsten Theil des Horizontes einnimmt. Der sonnige und fruchtbare Zürichberg auf der einen Seite, der waldige und schroff sich abenkende Albis auf der andern bilden die nähere Umgrenzung.“ In der Mitte zwischen beiden am untern Ende des Sees aber liegt mit seinen freundlich anlockenden Häusern, durchströmt von der Limmat, die Hauptstadt Zürich und rechts am Fuß des Berges theils in einer Gruppe vereinigt, theils launisch zerstreut erheben sich die Häuser des aufblüh-

*) Dr. F. Keller. Das Panorama von Zürich.

den Dorfes Wipfingen, in dessen Nähe hinstreifend die Eisenbahn in einem Tunnel verschwindet.

Ausgedehnter als die Aussicht von der Weid ist der Blick vom Uetliberg und oft wird er von Denjenigen aufgesucht, welche den Besuch des Rigi, an welchen der Zürcher Berg freilich seiner Vorzüge ungeachtet nicht heranreicht, aufgeben müssen. Ein Fahrweg führt über Wiedikon, ein Fußweg durch die Gemeinde Enge über die Sihl und an einer großen Papierfabrik vorüber nach dem Albisgütli, von wo der Weg in das Wäldchen am Fuß des Uetli leitet. Hier wird der Fuß- und Reitweg steiler und zieht sich an Ruheplätzen vorüber und meist durch schattiges Gebüsch bis zur Grathöhe empor. Hier und da öffnen sich Aussichten auf Zürich und das Limmatthal. Haben wir den Grat erstiegen, so erblicken wir rechts einen mächtigen Steinblock, der zum Andenken an den hier erfolgten Tod des Herrn von Dürler im Jahr 1840 errichtet ward. Der kühne Tödibesteiger besuchte damals mit einer heitern Gesellschaft die Höhe und verunglückte, als er an den Felsen senkrecht abzustiegen versuchte. Wenige Schritte weiter vorwärts führt der schmale schwindliche Pfad über das sogenannte Leiterli empor. Bald zeigt sich nun die steile Felsenhöhe mit dem Hause, zu der wir durch Wald, an mächtigen Nagelstuh-Blöcken und mit Laubholz bewachsenen Felsen vorüber, in kurzer Zeit gelangen. Auch auf dem Uetli war einst, wie es scheint, ein feltischer Zufluchtsort, auf den sich die Landeseinwohner, wenn Gefahr drohte, zurückzogen; später errichteten die Römer droben eine Warte, von der sich noch Mauerreste im Boden befinden, und im Mittelalter gehörte zu den Besitzungen der reichen und mächtigen Freiherrn von Regensberg auch die Uetliburg, deren Hauptbestandtheil ein gewaltiger viereckiger Thurm war. Noch ist der Burggraben wohl zu erkennen. Graf Rudolf von Habsburg soll, als er die Kriege der Zürcher gegen die Regensberger leitete, die alte starke Beste mit List eingenommen und gebrochen haben. In'sgeheim verschaffte er sich, als er erfuhr, daß der Burgherr und sein Gefolge mit zwölf weißen Rossen und ebensoviel weißen Jagdhunden auszubreiten pflegte, eine gleiche Anzahl gleicher Thiere und ritt so, von den Zürchern zum Schein verfolgt, zur Burg. Sogleich fiel die Zugbrücke herab, öffnete sich das Thor; in einem Augenblick war die getäuschte Besatzung niedergehauen, das Schloß erobert.

Gegenwärtig steht auf dem etwa 2800 Fuß hohen Uetliberg ein hölzernes, aber geschmackvolles und an die hübschen Häuser des Berner Oberlandes erinnerndes Gasthaus mit einem Saal und einer Anzahl freundlicher Zimmer. Die Rundsicht dehnt sich ungemein weit aus. Im fernen Südosten, Norden und Westen jenseits des Kantons Aargau zieht sich der Jura von Chasseral bis zum Lägern und Hohen Manden im Kanton Schaffhausen hin und über denselben erheben sich Gipfel des Elpasses, der Vogesen und des Schwarzwaldes, an welche sich die

merkwürdigen Basaltkegel Hohentwiel, Hohenstoffeln und Hohenhöwen anschließen. Im Osten aber beginnen die Alpsteinspitzen die lange Reihe der mächtigen Alpengipfel, welche sich über die Riesen des Glarnerlandes, der Kantone Bünden, Uri und Unterwalden und des Berner Oberlandes bis zum Breithorn und den Stockhornspitzen hinziehen. Selbst der Piz Linard und die Plattenhörner im bündnerischen Selvettagebirge lassen sich noch erblicken. Drunten am Fuß des Berges aber liegen anmuthig das Limmatthal, Zürich und der schöne glatte Spiegel des Zürichsee, geschieden durch den langen Albisrücken von dem stillen einsamen Thal der Reppisch.

Ein hübscher Waldweg führt vom Aetlihanse am Dürlerstein vorüber auf dem Albisrücken entlang zu den fürchterlich steilen und wilden Abhängen der Saletische und von dort steil abwärts zu einem Bergvorsprung, auf welchem sich früher die Trümmer der Burg Manegg befanden. Angeblich einst den Herren von Manegg gehörig, deren Nachkommen in Nord-Deutschland noch vorhanden sein sollen, gelangte die Feste von den Herren von Eschenbach an die Manesse zu Zürich. Der Sage zufolge ward sie einst von Ritter Rüdiger von Manesse, Mitglied des Rathes von Zürich, bewohnt, der durch die von ihm veranstaltete Sammlung der Minnelieder, welche sich jetzt in Paris befindet, die sogenannte Manessische Handschrift, bekannt ist. Oft soll er hier und in seinem Thurne zu Zürich die ritterlichen Sänger um sich vereinigt haben. Ein ziemlich steiler Pfad führt von der Burghöhe hinab zu dem an Festtagen vielbesuchten Vergnügungsort Höckler und von dort über die Papierfabrik und Enge nach Zürich auf ebener Straße zurück.

Bevor wir von Zürich aus dem Juwel des Kantons, dem herrlichen Zürichsee uns zuwenden, verfolgen wir zunächst noch die Straßen, die von der Stadt aus nach Westen und Norden ziehen. Zwei derselben leiten, die eine zugleich mit der Eisenbahn am linken, die andere am rechten Ufer der Limmat, nach Baden im Aargau. Beide bieten indes keine Merkwürdigkeiten; nur Dietikon ist von historischer Wichtigkeit, weil hier am 25. September 1799 der bereits erwähnte Uebergang Massena's über die Limmat, der die für die französische Waffen glückliche Schlacht bei Zürich zur Folge hatte, stattfand. Weniger interessant ist die einförmige Straße durch das seiner Frauentracht wegen oft genannte Wehthal nach Zurzach, dessen Meissen einst Fremde von Fern und Nah herbeizogen. An dem kleinen fischreichen, von den Botanikern seiner seltenen Sumpfpflanzen wegen häufig besuchten Kagensee und den zerfallenden Trümmern der einst wichtigen Burg Alt-Regensburg vorüber gelangen wir nach Dielschhof, von wo eine Nebenstraße nach dem kleinen

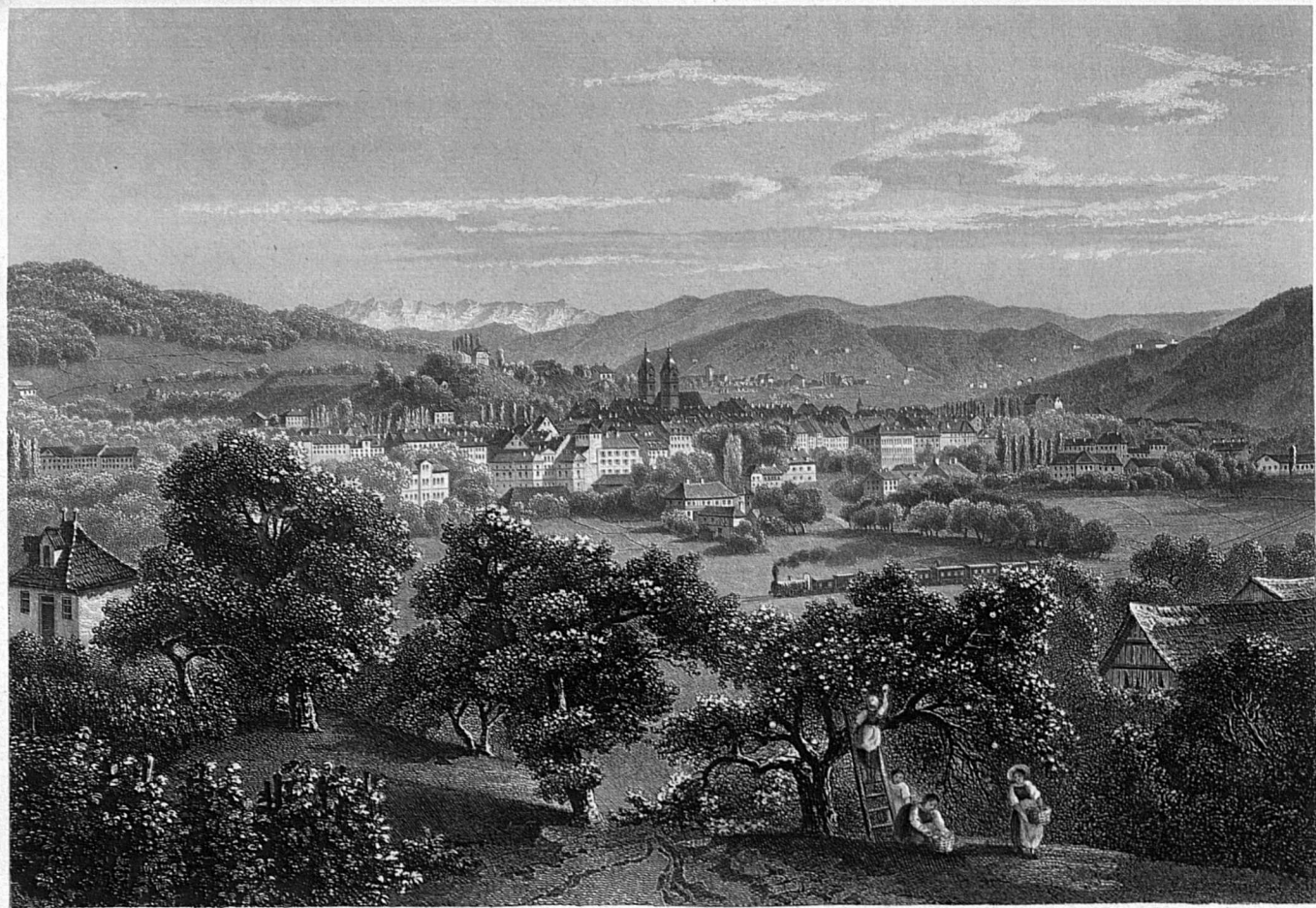
Städtchen Regensberg hinaufführt. Im Mittelalter nicht unwichtig, später Sitz eines Landvogts ist es in neuester Zeit sehr herabgekommen. Nur sein Wein und seine ausgezeichnete Lage auf einem Bergvorsprunge der Lägern, welche seine weißen Mauern von hundert Standpunkten aus erblicken läßt, ziehen noch die Aufmerksamkeit an sich. Weit interessanter ist die herrliche Aussicht auf dem Lägern-Grate, die sogenannte Hochwacht. Von den Hochalpen Tyrols und Vorarlbergs an dehnt sie sich von Ost gegen Süden über die hohen Massen der Appenzeller, Bündner, Glarner, Urner, Unterwaldner und Berner Oberländer-Berge bis zum Altels an der Gemmi aus. Gegen Westen begrenzen der Jura, nordwärts der Schwarzwald und der Randen die Aussicht, die sich nordostwärts weit über das höhere Gelände des Bodensees und über die Regelberge des Höhgauß in mehrere tief in Schwaben eindringende Thalöffnungen verliert. Innerhalb dieses Kreises stehen alle bedeutenderen Berge der Kantone St. Gallen, Schwyz, Zug und Luzern, ein großer Theil des Aargau, Schaffhausen und fast der ganze Kanton Zürich dem Auge frei. Schloß Kyburg, Frauenfeld, mehrere thurgauische Klöster und Schlösser bringen Mannigfaltigkeit in die östliche Aussicht, die Ruine von Rüfenberg, einige Abschnitte vom Rhein und das anmuthige Wehthal in die nördliche, das alte Kloster Wettingen in die westliche, während die am Fuß des Berges sich ausbreitende Landschaft mit einer Menge größerer und kleinerer Ortschaften und einzelner Weiler überfüet ist und ein Theil des Wasserpiegels des Zürichsee, der Greifensee und der Ragensee die Südseite schmücken. So schön aber auch die Hochwacht-Aussicht ist, so herrlich sich namentlich die Oberländer Schneeberge darstellen: gegen die Netli-Aussicht tritt sie der Entfernung des großen Seebeckens wegen sehr zurück.

Nach Zürich zurückgekehrt wenden wir uns jetzt der zweiten größeren Stadt des Kantons, Winterthur, zu, zu der eine gute Landstraße und die Eisenbahn leiten. An der Kantonschule, dem Krankenhause und dem eidgenössischen Polytechnikum vorüber schreiten wir, auf den See und das Hochgebirge von Zeit zu Zeit zurückblickend, durch Oberstraf und bis zum Sattel zwischen Zürich- und Geißberg, um jenseits ins Thal der Glatt hinab zu steigen. Bei Derlikon bricht die Eisenbahn aus dem 3200 Fuß langen Tunnel hervor, um sich nach Wallisellen zu wenden, wo der südöstlich über Uster und Napperschwyl streichende, in Glarus und Chur endende Arm abgeht. Für den Eisenbahn-Reisenden bietet sich auf dem Wege nach Winterthur sehr wenig; der Fußreisende dagegen findet auf den alten, freilich auch längeren Straßen herrliche Punkte mit Blicken auf das Hochgebirge und das freundliche Gelände. Von der Station Rämptthal in einem kleinen freundlichen Thälchen kann man zum alten Schloß Kyburg, das wir von Winterthur aus besuchen werden, gelangen. Bei dem Dorfe Töb überschreitet die Bahn den Töbstrom. Hier stand das Dominicanerinnen-Kloster Töb, einst ein

der reichsten Stifter des Kantons. Im Jahre 1233 gegründet und durch reiche Schenkungen bald wohlhabend geworden, gelangte es zur höchsten Blüthe, als Agnes von Ungarn, König Albrechts Tochter, nach dem Tode ihres Vaters einen Theil der Besitzungen seiner Mörder dem Kloster schenkte und ihre Stieftochter Elisabeth von Ungarn in demselben Wohnsitz nahm und endlich zu Töß im Geruch der Heiligkeit starb. Kurz vor der Reformation, welche die Saecularisation des Stifts veranlaßte, waren oft mehr als sechzig Nonnen vorhanden, welche in der letzten Zeit sich wenig an die Gelübde banden, weltlich lebten und unter andern auch ungenirt Bäder besuchten oder der Klausur entbunden bei ihren Angehörigen lebten.

Unweit von Töß im anmuthigen Thale der Sulach, umgeben von freundlichen Hügeln, auf denen recht guter, zum Theil dem Burgunder an Güte gleich stehender Wein wächst, liegt die zweitgrößte Stadt des Kantons, das reiche und thätige Winterthur. Ursprünglich ohne Zweifel eine keltische Ansiedelung, ward der Ort, der indeß damals nördlicher bei Oberwinterthur lag, später von den Römern bewohnt, welche an der Straße von Bindonissa nach dem Bodensee auf einem Vorsprung kaum 60 Fuß über der Thalfläche ein Castell erbauten, von dem noch Reste vorhanden sind. Innerhalb der zerstörten Ringmauern liegen jetzt die Kirche und das Pfarrhaus von Oberwinterthur. Im Mittelalter wird Winterthur um 900 zuerst genannt und gehörte im zwölften Jahrhundert den Grafen v. Kyburg, welche ihm schon vor 1249 Stadtrechte verliehen; zwölf Jahre später traten dieselben die Stadt an Graf Rudolph von Habsburg ab. Von da ab verblieb sie dem Hause Habsburg-Oesterreich, dem sie mit wirklich seltener und fast unbegrenzter, oft aber unbelohnter Treue anhing und dadurch in blutige Fehden mit Zürich gerieth, dessen Schaaren am 13. April 1292 bei Winterthur aufs Haupt geschlagen wurden. Im Jahre 1417, nach der Nichtung Herzogs Friedrich von Oesterreich zur freien Reichsstadt erklärt, trat sie 1442 freiwillig unter die Habsburg-Oesterreichische Oberherrschaft zurück, konnte sich dadurch indeß vor den Angriffen der Eidgenossen nicht sichern. Nachdem ein eidgenössisches Heer im Jahre 1460 die Stadt belagert und schwer geängstigt hatte, überließ Herzog Sigmund 1476 die Pfandschaft über Winterthur der Stadt Zürich, welche sie auch, da keine Einlösung erfolgte, behalten hat. Indesß wurden der Stadt mannigfache Rechte und Freiheiten und namentlich die Beibehaltung ihres eigenen Regiments vorbehalten und zugesichert; auch besaß sie Gerichte und Schlösser, welche sie selbstständig beherrschte, in verschiedenen Theilen des Kantons. Erst das Revolutionsjahr 1798 hob die bedeutsamen Vorrechte Winterthurs auf und stellte es den andern Gemeinden gleich.

Winterthur hat jetzt 6500 Einwohner, etwa doppelt so viel als vor siebenzig Jahren und scheint sich noch fortwährend ausdehnen zu wollen, wozu neben



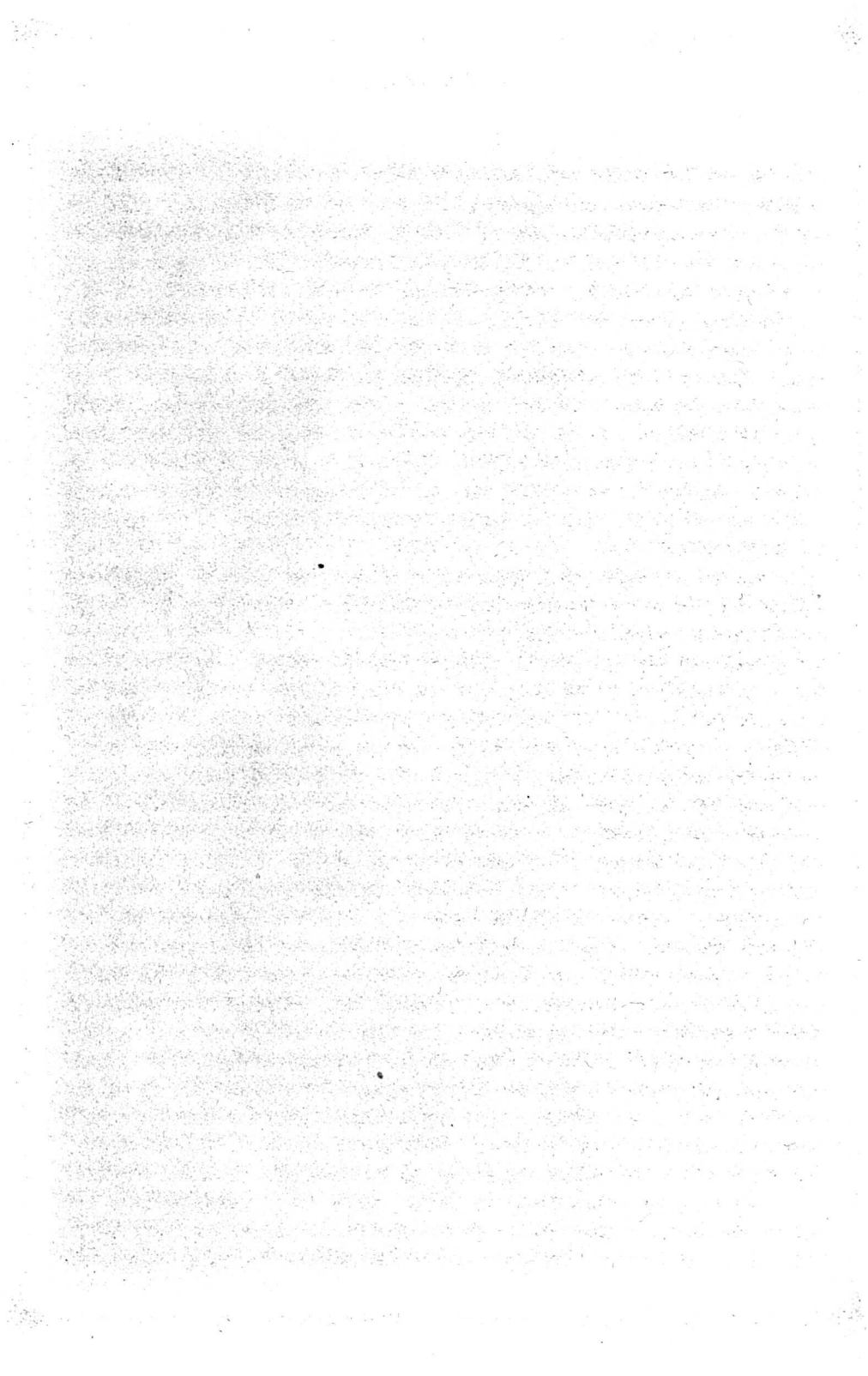
L. Rohbock del.

C.M. Kurz sculpt.

W I N T E R T H U R .

(Zürich)

Druck & Verlag von C.G. Lange in Darmstadt.



dem lebhaften Handel und dem regen Gewerbefleiß die Eisenbahn, die hier sich in drei Arme theilt, nicht wenig beiträgt. Neben zwei Hauptstraßen, welche von West nach Ost ziehen, gibt es innerhalb der Stadt acht Querstraßen von Süd nach Nord mit mehr als 700 Häusern. Die Stadt ist recht freundlich und hübsch zu nennen und hat durch die schönen Promenaden, welche an die Stelle der alten Wallgräben getreten sind, außerordentlich gewonnen. Seine Einwohner besitzen Baumwollen-Manufacturen, Färbereien, Spinnereien und mechanische Werkstätten; auch die Handwerke sind sehr thätig und der Handel der Stadt dehnt sich weit hin aus. Man pflegt den Winterthureru vorzuwerfen, daß sie zu sehr auf ihren Vortheil sehen, und liebt es auch wohl, sie den „Juden und Baslern“ anzureihen; indeß gehen sie in dieser Hinsicht kaum weiter als die Einwohner anderer industriellen Städte und jedenfalls scheuen sie bedeutende Geldopfer nicht, wo es gilt, mit der Hauptstadt zu wetteifern, die Ehre ihrer Stadt zu wahren, zweckmäßige Einrichtungen zu begründen und nützliche Institute hervorzurufen. Namentlich haben sie stets für die Schulen viel geleistet und neuere Berichte Deutscher Schulmänner stellen Winterthurs Schulen den besten des Continents mindestens gleich. Die Fremden, welche Winterthur besuchen, rühmen den freundlichen geselligen Ton und die Zuverlässigkeit, mit welcher sie empfangen wurden. Sehenswerth sind das schöne neue Schulgebäude, in welchem sich die Bürgerbibliothek, eine Sammlung von Naturalien, Münzen und Alterthümern und mehrere gute Gemälde befinden, die neue Reitschule und die helle und geräumige Pfarrkirche. Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erbaut besitzt die letztere zwei, um mehr als hundert Jahre jüngere Spitzthürme von 187 Fuß Höhe. Unter den berühmten Winterthureru ist in weiteren Kreisen der Aesthetiker Sulzer bekannt geworden.

Die Umgebung von Winterthur bietet die reichste Gelegenheit zu anmuthigen und interessanten Promenaden; besucht werden hauptsächlich das „Bruderhäuschen im Walde“, wo sich eine hübsche Aussicht findet, Mörsburg, Kyburg, Wülflingen u. s. w. Mörsburg, im Norden der Stadt jenseits Oberwinterthur, ein altes Schloß, auf dem sich die Grafen von Kyburg oft aufhielten, ist noch wohlerhalten; seine sechszehn Fuß dicken Mauern sind aus großen unbehauenen Steinen zusammengesetzt. Westlich von Winterthur an der Töss und am Fuße des Trüchel liegt Nestenbach, bekannt durch seine guten, kräftigen Weine, unter denen manche dem Hochheimer nicht nachstehen. Der beste derselben ist der Wartgütler. Die nahe Burg Wart wurde in der sogenannten Blutrache, welche König Albrecht's Kinder nach seiner Ermordung bei Windisch (1308) durchführten, verbrannt. Ihr Besizer Rudolf v. Wart hatte dem Morde, obwohl unthätig, beigewohnt; auf dem Wege nach Avignon, wo er bei Clemens V. Vergebung seiner Sünden erflehen wollte, wurde er gefangen und vom Landgericht

zu Brugg zur grausamsten Strafe jener Zeit, Schleifung zur Richtstätte durch ein Pferd und Tod durch das Rad, verurtheilt. Erst am dritten Tage endigten seine fürchterlichen Leiden. Die Sage erzählt, daß seine Gattin während der ganzen Schmerzenszeit bei ihm gewesen sei und mit ihm gebetet, nach seinem Tode aber in einem Kloster zu Basel Zuflucht gesucht habe. Neuere Geschichtsschreiber haben indeß die letztere Angabe, wie es scheint mit Recht, in Zweifel gezogen. Näher nach Winterthur zu liegen auf einer Höhe die ansehnlichen Trümmer von Altwülflingen; die zweite Burg dieser Gegend, Hochwülflingen, ist dagegen fast verschwunden. Ihre Besitzer sollen von den Alemannischen Welfen abstammend sein. Auf der festen Burg Wülflingen ließ Kaiser Heinrich III., als er um Weihnachten 1055 zu Zürich einen Reichstag abhielt, seinen Oheim Bischof Gebhard von Regensburg, der eine Verschwörung gegen ihn eingeleitet hatte, gefangen nehmen. Nahe bei Wülflingen lag das Kloster Berrenberg, jenseits der Töb aber, Nestenbach gegenüber, das uralte Schloß Pfungen, auf welchem in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts Herzog Gottfried von Alemannien geessen haben soll. Derselbe nahm hier der Legende zufolge den heiligen Birminius auf, der, so erzählt das Volk, nachdem er die Insel Reichenau im Bodensee von den Schlangen gereinigt, durch ein neues Wunder vermittelt eines kräftigen Gebets und unter Aufrichtung des heiligen Kreuzes die Gegend von unzähligen giftigen Schwämmen und Pilzen, welche Aecker und Wiesen bedeckten und jede Fruchtbarkeit verhinderten, befreite. Die Stätte, wo er einst gewohnt haben soll, hieß noch viele Jahrhunderte nach seinem Tode St. Birminius Hofstatt und ein Brunnen, dem er Heilkraft verliehen, St. Birminius Brunnen; später aber, nachdem die Erinnerung an den Heiligen verloren gegangen, ward er in seltsamer Verdrehung Ackelmümmelbrünneli genannt. Südwestlich von Pfungen, in dessen Nähe sich noch mehrere andere Schlösser erhoben, stand das Chorherrnstift Embrach, das im Jahr 1524 von seinem letzten Propste, dem Chronikenschreiber Brennwald, welcher sich der Reformation offen angeschlossen hatte, mit allen Besitzungen dem Rathe von Zürich freiwillig übergeben und gleich darauf aufgelöst ward.

Das berühmteste aller Schlösser in der Nähe von Winterthur ist indeß das alte Kyburg, nach der Stammburg Habsburg im Nargau der wichtigste Sitz des Habsburgischen Geschlechts. Auf einem steilen Nagelfluhfelsen erhebt es sich etwa eine Viertelstunde von Winterthur am Ufer der tobenden Töb unmittelbar beim Dorfe, dem es den Namen gab und von dem es durch zwei Gräben getrennt war. An das ganz steinerne Wohngebäude schließt sich ein hoher ausichtsreicher Thurm mit dicken Mauern; auch eine alte Kapelle ist noch vorhanden und das Ganze erinnert trotz der vielfachen Veränderungen, welche es erlitten, noch immer genug an eine längstvergangene Zeit. Wann Kyburg begründet wurde, ist unbekannt. Seine Herren werden schon früh erwähnt, es selbst aber tritt in der

Geschichte erst im Jahre 1027 auf. Nach dreimonatlicher Belagerung ward die Feste damals durch Kaiser Conrad II. eingenommen, weil Graf Werner von Kyburg Herzog Ernst von Nemmen in seinem Kampfe um die burgundische Erbschaft unterstützt hatte. Drei und fünfzig Jahre später sah sich Kyburg zum zweitenmale erstürmt, diesmal durch den mächtigen Abt Ulrich von St. Gallen, der als Anhänger Kaiser Heinrichs IV. die Grafen von Kyburg, welche es mit Papst Gregor VII. hielten, befehdete. Trotz dieser Unfälle hob sich das Haus Kyburg in den folgenden Jahrhunderten mehr und mehr. Außer einem großen Theil des Zürich- und Thurgau erwarb es auch Besitzungen in anderen Theilen der Schweiz, so z. B. aus der Zähringischen Erbschaft Burgdorf, Thun und Freiburg. Als aber die Grafen von Kyburg mit dem Grafen Hartmann ausstarben, gelangte ein großer Theil ihrer Besitzungen an Graf Rudolf von Habsburg, der, nachdem er Kaiser geworden war, auf der starken Feste die Reichskleinodien und Reliquien aufbewahrte. Vom Jahre 1375 ab hatte Schloß Kyburg wechselvolle Schicksale zu erleiden; die geldbedürftigen Herzöge von Oesterreich verpfändeten nämlich die Grafschaft bald an diesen, bald an jenen Herrn, bis endlich die Stadt Zürich sich für die Dauer in ihren Besitz zu setzen wußte. Von da ab bis zum Jahre 1798 residirte ein zürcherischer Vogt auf dem Schloß, der mit ausgedehnten Vollmachten bekleidet die zahlreichen Unterthanen beherrschte. Später ging es in Privatbesitz über und gehört gegenwärtig einer polnischen Familie. Natürlich ist Kyburg eine „sagenumwehte“ Burg; aber das Volk weiß wenig Gutes von ihm zu erzählen. Gespenster, die Seelen der verurtheilten Verbrecher und der Unschuldigen, welche die Grafen häufig hinrichten ließen, spuken in dem finsternen Gange, der das Ritterhaus mit der Kapelle verbinden soll; seltsame Flammen, welche von Zeit zu Zeit sich an den Thürmen zeigen, kündigen die bevorstehenden Kriege an; nur mit höchster Lebensgefahr für Mutter und Kind finden auf Kyburg Geburten statt, und wenn auch das Kind gerettet wird, die Jahre der Mannbarkeit erreicht es niemals. Zu schwer hat viele Jahre hindurch Schloß Kyburg durch seine Herren und Vögte auf dem Landvolk gelastet, als daß dieses seiner freundlich gedenken sollte, und im Jahre 1830 ward der Sitz der „Zwingherren“ von ihm so tief gehaßt, daß die beabsichtigte Zerstörung des berühmten Grafensitzes kaum abgewendet werden konnte.

Von den übrigen Ortschaften des „Zürribiet“ zwischen Töb und Thur können wir nur noch drei erwähnen, Andelfingen, Elgg und Sternenberg. An der wilden Thur, über welche sich eine feste, hölzerne Brücke legt, erhebt sich an einem Abhange das große Dorf Andelfingen, einst ein Städtchen und noch jetzt der Hauptort des Bezirks gleichen Namens. Ehemals in Besitz der Freiherren von Andelfingen, gehörte es später den Habsburgern, von denen es Zürich erwarb, dessen Landvogt auf dem schönen hochgelegenen aussichtsreichen Schloß saß. Ebenfalls

früher von größerer Bedeutung als jetzt war das Dorf Elgg, an der Straße von Winterthur nach Wyl und St. Gallen gelegen; es besaß Mauern, Thore, Gräben, Markt und Zoll und rückte unter eigenem Banner in die Schlacht. Seine Bürger galten stets als muthige Krieger und Papst Julius II. verlieh ihnen 1510 in Anerkennung ihrer Tapferkeit und Treue, welche sie während der Kämpfe auf italienischem Boden bewiesen hatten, ein Banner, das noch heute im Schützenhause vorhanden ist. Südlich vom Ort thront auf einem beträchtlichen Hügel das ansehnliche aus früher Zeit herstammende Schloß der Herren v. Elgg, aus deren Geschlecht der berühmte St. Galler Mönch Notker der Stammeler (geb. 820) entsprossen sein soll. Merker an historischen Erinnerungen ist Dorf Sternenberg, die höchste und rauheste Gemeinde des Kantons, welche an den Abhängen des Hörnli zerstreut 2750 Fuß über dem Meere liegt. In seiner Nähe findet sich hier und da die Alpenrose (*Rhododendron ferrugineum*), die sonst fast nur auf höheren Gebirgen des Alpengebiets vorkommt. Sternbergs meistens arme Einwohner besitzen fast ausschließlich hölzerne Häuser und mußten früher fortwährend von den wohlhabenden Theilen des Kantons unterstützt werden; in neuerer Zeit scheint sich indeß ihre Lage zu bessern. Man hat wohl behauptet, daß sie nicht aus alemannischem, sondern aus keltischem Stamm entsprossen seien; indeß finden sich dafür keine überzeugenden Beweise, obwohl sie sich in Charakter und Sitten von ihren Nachbarn unterscheiden. In der Schlucht Kohlstobel, durch welche der Lochbach der Töb zufließt, befinden sich mehrere amuthige Wasserfälle, deren Rauschen im Frühjahr, wenn die Bergwasser herabströmen, weithin hörbar ist. Allemal zur Zeit des Neumonds, erzählt man sich zu Sternenberg, erscheint eine schöne, bleiche, schneeweiß gekleidete Jungfrau und wäscht im Bach blutige Bindeln. Sie ist eine Kindesmörderin gewesen, hat vor mehreren hundert Jahren auf Schloß Hohenlandenberg gewohnt und hier im Tobel ihr Kind in den Abgrund geworfen und endlich sich selbst hinuntergestürzt. Schon fangen aber die Blutflecken auf dem weißen Linnen zu verblassen an und naht daher die Stunde der Erlösung; bricht sie endlich an, so verschwindet der Spuk auf immer. —

Ostwärts von der Eisenbahn, welche Zürich mit Winterthur verbindet, liegt zwischen der Töb und den milden, waldigen Höhen, welche sich im Osten des Zürichsee hinziehen, ein freundliches Ländchen, das noch vor zwei Jahrzehnten selten nur Touristen zu betreten pflegten. Seitdem hat es eine Eisenbahnstraße erhalten, welche bei Wallisellen von der Nordostbahn abbiegend zwischen den Seen von Pfäffikon und Greifensee hindurch an dem gewerbleißigen Ufer vorüber sich

nach Rapperschwyl wendet und von dort nach Glarus und Chur geht. Ueber die Stationen Dübendorf, in dessen Nähe Schloß Dübstein, einst Eigenthum des berühmten Bürgermeisters Waldmann, in Trümmer fällt, und Schwerzenbach erreichen wir das kleine Mänikon. In seiner Nähe liegt der offene Ort Greifensee, einst ein Städtchen, welches der angesehenen Familie Hohenlandenberg gehörte. Von ihr kam es an Zürich. Im alten Zürichkrieg ward es von der überlegenen Macht der Eidgenossen belagert und nach fast einmonatlicher tapferer Vertheidigung eingenommen. Die Eidgenossen hatten dabei schwere Verluste erlitten; sie rächten diese auf Antrieb ihres wilden, grausamen Führers Ital Rebing von Schwyz blutig. Auf der Wiese von Mänikon ließen sie fast die ganze Besatzung von Greifensee und ihren Befehlshaber, Wildhans von Breitenlandenberg, enthaupten. Ein einfaches Denkmal bezeichnet die Stätte, wo die Häupter der Tapferen fielen. Das Städtchen hat seinen Namen von dem freundlichen Greifensee, einem der anmuthigsten kleineren Seen der Schweiz. Bei einer Breite von etwa 20 Minuten zieht er sich $1\frac{1}{4}$ Stunde weit zwischen Hügeln und fruchtbaren Geländen von Nordwest nach Südost und hat ein merkwürdig klares, durchsichtiges Wasser, das von zahlreichen Fischen belebt wird. Die nächste Station ist der freundliche Markt Flecken Uster, dessen Edle schon früh ausstarben. Einst ein stiller einfacher Ort, hat er sich schnell entwickelt, seit die Industrie ihren Einzug gehalten hat und längs der aus dem Pfäffiker See kommenden Aa, einem anmuthigen Bache, große Baumwollen-Spinnereien errichtet worden sind. An die Stelle der einfachen Gebäude, aus denen er früher bestand, sind hübsche, zum Theil elegante Häuser getreten, die häufig auch durch ihre liebliche Lage ins Auge fallen. Die neue vor vierzig Jahren erbaute Kirche ist eine der schönsten des Kantons; zu ihren Sehenswürdigkeiten gehört der zierliche Taufstein von weißem Marmor, ein Werk des Constanzer Bildhauers Thurn, der bekanntlich nach Thorwaldsen's Entwurf den Luzerner Löwen ausführte. Das gewöhnliche Ziel aller Wanderer nach Uster ist aber der Burghügel. Auf ihm thront nämlich das im letzten Jahrzehend wieder hergestellte Schloß, von dem aus man einen herrlichen Blick auf die schneebedeckten Hochalpen von St. Gallen, Glarus und Schwyz gewinnt. In seinen wesentlichen Theilen Amtshaus des Bezirks, beherbergt es auch eine vielbesuchte Gastwirthschaft. Zu Uster verstarb vor wenigen Jahren einer der bedeutendsten Industriellen des Kantons Zürich und der Schweiz, der sogenannte „Spinnerkönig“ Oberst Kunz von Uster; mit einem Vermögen von etwa 50,000 Gulden hatte er einst ein Geschäft begonnen, das sich mit jedem Jahre weiter ausdehnte, bald auch im Auslande hohen Ruf erlangte und schließlich für die Kantone Zürich, Aargau und Glarus eine reiche Nahrungsquelle schuf. Erst nach dem Tode des ebenso gewerbfleißigen als sparsamen oder vielmehr kargen

Mannes erfuhr man, daß es ihm gelungen war, sein Vermögen bis auf den enormen Betrag von mehr als dreißig Millionen Franken zu steigern.

Von Uster zieht sich die Eisenbahn durch das anmuthige Nathal an Fabriken und einer alten keltischen Befestigung, der sogenannten „Heidenburg“, vorüber nach Wetzikon, in dessen Nähe die Na unweit ihres Einflusses in den wohl eine halbe Stunde langen, von freundlichen Hügeln umgebenen Pfäffiker See denselben der Thalrichtung ganz entgegen wieder verläßt. In alter Zeit war der See weit größer als gegenwärtig und besaß in der sogenannten Steinzeit Pfahlbörfer, von denen das eine gegenwärtig durch ein Torflager bedeckte durch die interessanten Gewebe, Geflechte und Sämereien, welche der Landwirth J. Messikommer, ein Einwohner von Wetzikon, zwischen dem Pfahlresten auffand und sammelte, bei den Alterthumsforschern aller Länder bekannt geworden ist. Auch ein römisches Kastell, von dem noch sehenswerthes Mauerwerk vorhanden ist, liegt unweit vom See bei Irgenhausen. Bei Wetzikon wendet sich die Bahn südwärts auf Bubikon zu, wo seit 1205 sich ein Johanniterhaus befand, das bis zum Jahre 1789 fortbestand. Graf Diethelm von Toggenburg, welcher es begründete, ward zu Bubikon bestattet und noch sieht man in einem kleinen Gärtchen seinen leider schon sehr beschädigten Grabstein. Von dem alten Stiftshause sind nur der Conventsaal und die Kapelle erhalten. Von der Bahn aus, welche sich auf das hoch und schön gelegene Dorf Müti hinwendet, öffnen sich herrliche Blicke auf die Alpen von Glarus, Schwyz und Uri. Bei dem einst berühmten und wohlhabenden Prämonstratenser Kloster von Müti, von dem noch einzelne Theile nebst der Kirche der Zerstörung entgangen sind, liegen 579 Edle begraben, welche in der Schlacht von Näfels gegen die Glarner auf österreichischer Seite blieben. Freundliche und bequeme Pfade führen sowohl von Müti, als auch von den Stationen Bubikon und Wetzikon aus auf den etwas mehr als 3000 Fuß hohen Berggipfel Bachtel an der St. Galler Grenze, einem Theil der Mannskette, welche sich bis Rheinfelden am Rhein fortsetzt. Ein hübsches Häuschen nimmt die Besucher auf, welche in demselben auch, wenngleich nicht in allzugroßer Zahl, übernachten können. Die Aussicht vom Bachtel umfaßt die ganze gewaltige Alpenkette vom Säntis im Appenzell bis zur Jungfrau im Berner Oberlande und gehört zu den lohnendsten der nördlichen Schweiz auch durch den hübschen Vordergrund, die March von Schwyz, den Zürichsee bis gegen Wädenschwyl abwärts und die Gegend an den Seen von Pfäffikon und Greifensee. Unmittelbar hinter Müti überschreiten wir die Grenze des Kantons St. Gallen, um nach wenigen Minuten schon in Rapperschwyl einzutreffen.

Wenden wir uns jetzt zu dem anmuthigsten und schönsten Gelände des Kantons, zu dem herrlichen Thale des Zürichsee, das sich jedem andern Seethal der Schweiz würdig an die Seite stellen kann. Zwar der Brienz- und Wallensee sind wilder, der Vierwaldstätter und Luzerner-See großartiger, andere kleinere zeichnen sich durch schwermüthige oder ernste Schönheit aus; aber kein See der Schweiz, auch nicht der Genfer, ist lieblicher, anziehender, keiner ladet dabei so freundlich zum Bleiben ein, keiner ist zugleich so sehr für Menschen und menschliches Thun und Treiben geschaffen, als der von Schiffen reich belebte und an seinen Uferborden mit Städten, Dörfern und Landhäusern dicht besetzte See von Zürich.

Der Zürichsee beginnt bei Schmerikon, wo die Linth in ihn einmündet, und zieht zuerst fast westlich, darauf nordwestlich, um zu Zürich, wo er die in nördlicher Richtung durch die Stadt strömende Limmat entläßt, zu enden. Auf der Karte scheint er fast einen Bogen zu bilden. Seine ganze Länge wird auf $8\frac{1}{2}$ Schweizerstunden, also fast sechs Meilen berechnet; seine Breite, welche meist eine halbe Stunde beträgt, steigt zwischen Stäfa und Richterschwyl auf 42 Minuten an. Die Tiefe hat sich bei den angestellten Messungen als sehr ungleich ergeben, am bedeutensten, nämlich 600 Fuß, scheint sie oberhalb Sorgen in der Nähe der kleinen Halbinsel Au zu sein. Andere wollen die größte Tiefe mit nur 438 Fuß zwischen Thalwyl und Herrliberg gefunden haben. Der obere Theil zwischen Schmerikon und der Rapperschwyl-Brücke wird der obere See genannt und ist stiller und seichter als der untere, so daß er bei niedrigem Wasserstande häufig von den Dampfschiffen nicht mehr befahren werden kann. Fast alljährlich pflegt er zu überfrieren; dagegen wird der mittlere Theil mit Eis nur selten bedeckt und noch seltener, zwei bis dreimal in hundert Jahren, ist dasselbe auch bei dem untersten Theil, unmittelbar am Ausfluß der Limmat, der Fall. Im achtzehnten Jahrhundert kennt man ausnahmsweise acht sehr strenge Winter, in denen der See vollständig zugefroren war; aber nur 1763 und 1769 konnte man es wagen, mit Schlittschuhen von Rapperschwyl nach Zürich zu gehen. Dasselbe geschah wieder im allgemeinen Frostjahr 1830, in dem sich die Eisdecke fünf Wochen erhielt und namentlich an den Nachmittagen der Sonntage das bewegteste Leben zeigte. Bei der Schneeschmelze pflegt der See, wie alle übrigen Seen der Schweiz, stark anzulaufen, indeß erreicht er niemals eine so gefährliche Höhe, daß er die umliegenden Ortschaften bedroht und nur die untere Limmat-gegend wird mehr oder weniger überflammt. Die gewöhnlichsten Winde, welche über den See hinstreichen, sind die Bise (Nordost), der Nordwest, der West, der Südwest und der Föhn (Südwind); Nordwest und Föhn zeichnen sich unter ihnen durch Heftigkeit aus, bringen aber der Schifffahrt sehr selten Gefahr, da der See selbst bei starkem Sturm verhältnißmäßig niedrige Wellen hat und sich überall

auf beiden Seiten gute und sichere Häfen und Landungsplätze bieten. Von Zeit zu Zeit zeigen sich auf dem Zürichsee Wasserhosen; auch bemerkt man Morgens an schönen Sommertagen seltsame Luftspiegelungen, wie sie auch auf anderen schweizerischen Seen und hier und da an den Höhen vorkommen, und im Frühjahr das eigenthümliche sogenannte Blühen, einen schmutzigen weißlichen oder gelblichen Staub, der die ganze Oberfläche des sonst klaren schönblauen Gewässers bedeckt.

Zwei höhere Hügelfetten schließen das Zürichsee-Thal ein, im Westen der steile, dunkle, hier und da kahle Albis, an den sich die hohe Rhone und der Engel anknüpfen, im Osten aber der waldbedeckte Höhenzug, der mit dem Geisberg beginnt und bei Stäfa, nachdem er die vielbesuchten Aussichtspunkte Forch und Pfannenstiel gebildet hat, endet. Vor ihnen lagern im untern Seethal zwei niedrigere Züge, neueren Untersuchungen zufolge die riesigen Moränen eines ungeheuren Gletschers, der aus den Hochgebirgen von Bünden und Glarus herabkommend bis in das Limmatthal hineinreichte und überall hin mächtige Blöcke von Granit und Serpentin-Conglomerat zerstreute. Aeltere, jetzt weniger benutzte Straßen finden sich auf dem Rücken dieser Züge, welche mit einzelnen hübschen, fernhinschimmernden Landhäusern und kleinen Ortschaften besetzt sind; andere Gebäude steigen an den Abhängen bis zu den Dörfern herab, die am Seebord lagernd von den neuen und schönen Chaussees durchzogen sind und zum Theil förmliche, in modernem Styl erbaute Städtchen bilden. So dicht wie nirgends sonst reihen sich diese an einander und selten zeigt sich eine größere Lücke, aber selbst da, wo sie vorkommt, finden sich wenigstens noch immer unter dichtbelaubten Bäumen halb versteckt einzelne Villen, welche die Verbindung herzustellen streben.

Seit längerer Zeit hat sich die Dampfschiffahrt auf dem Zürichsee eingebürgert und auf beiden Seiten fliegen tagtäglich, trotzdem die Eisenbahn über Uster Zürich und Rapperschwyl verbindet, mehrmals die schnellen Raddampfer auf- und abwärts. Verfolgen wir zunächst von Zürich aus die rechte östliche Seite. Am schöngebauten Seefeld, einem Theile der Vorstadtgemeinde Riesbach vorüber, und vorüber bei der Niclausstud, einer von Wasser umgebenen steinernen Säule, bei welcher die Bootsleute früher ihren Schutzheiligen um glückliche Fahrt anzurufen pflegten, zieht das Schiff südwärts. Zunächst grüßt die hübsche hochgelegene Neumünster-Kirche, dann die weithinschauende Stephansburg auf dem bewaldeten, an seinen Abhängen mit Weinbergen bedeckten Burghölzlihügel, ferner Zollikon, dessen auf der Moräne thronende Kirche einen der hübschesten Spitzthürme besitzt, das alte Rüschnacht mit seiner ehemaligen Johanniter-Commende und seinem Seminar und Erlsbach, in dessen Nähe sich die herrlichen Landsitze Maria-Halden und Schipf von den Wellen des blauen See bespülen lassen. Der beste Seewein wächst hier in den sonnigen Nebgeländen. Weiter südwärts

folgt das schöne Herrliberg, das sich am Abhange des Berges hingelagert hat und dessen zum Theil wilde und rauhe Umgegend durch die Cultur zu einem fruchtbringenden und anmuthigen Gelände umgestaltet worden ist. Bis zu den Wäldern, welche den Gipfel krönen, steigt der Anbau empor und freundlich einladend blicken hübsche, ländliche Besitzungen, welche von Wiesen, Aekern und Weinbergen umgeben sind, auf den See herab. Von dem Fuße des Hügels, auf welchem Herrlibergs Kirche steht, erstreckt sich zum Theile an der Höhe gelegen, zum Theile wieder im flachen Gelände fast eine Stunde weit Dorf Meilen; überall ist der Wanderer, der von hier aus nach der in einem kleinen lieblichen Thälchen begründeten Anstalt für künstliche Fischzucht oder zur Aussicht auf den Pfannenstiel mit Ovens Denkmal emporsteigt, von der im herrlichsten Schmucke prangenden Natur umgeben. Weiter südwärts folgen Utikon und Männedorf, zwei gewerbfleißige Dörfer, deren Einwohnerzahl fortwährend im Wachsen begriffen ist, mit ihren zerstreuten Häusergruppen. Plötzlich scheint eine steil vom Berge herabsteigende Wand, oben zwar mit Weinbergen bekleidet, aber am Ufer öde und kahle, die üppige Landschaft abzuschließen; aber die Landstraße weiß sich an ihr hindrängen und führt schnell zu einer neuen Ortschaft, welche sich vom Seebord an mit ihren fast unzähligen weiß schimmernden Häusern bis hoch den Berg hinauf zieht. Wir sind vor Stäfa, früher Hof Stäfa genannt, einem der größten und gewerbfleißigsten Dörfer der Schweiz, das nicht weniger als 350 Häuser und 4000 Einwohner zählt. Seine herrliche Lage zog einst Göthe an, der zweimal zu Stäfa sich aufhielt und 1797 entzückt von ihm schrieb, daß es „von der schönsten und höchsten Kultur einen reizenden und idealen Begriff“ gebe; schon damals erstreckte es sich mit seinen einzelnen bald kleineren bald größeren Häusergruppen wohl eine Stunde am Seerand entlang, indem es eine halbe Stunde weit bergauf stieg. In den Jahren 1794 und 1795 war das stets Freiheit liebende und bewegliche Stäfa der Hauptsitz der Bewegung, welche sich damals im Gefolge der französischen Revolution in den Landbezirken gegen die Stadt-Aristocratie entwickelte, zunächst indeß nur militärische Besetzungen und strenge Strafen zur Folge hatte; im Jahre 1830 gab es wiederum, diesmal mit mehr Glück, den ersten Hauptanstoß zur liberalen Verfassungs-Reform. In gewaltiger Breite dehnt sich hier zwischen Stäfa und Richterschwyl der prachtvolle See aus, in welchen ostwärts gegen Rapperschwyl hin die lieblichen Inseln Ufenau, die Grabstätte Ulrichs von Hutten, mit ihrem einfachen Kirchlein, und die einsame, unbewohnte Lüzelau emportauchen.

Bevor wir weiter abwärts den See verfolgen, müssen wir zunächst noch bei Gelegenheit von Meilen von jenen sogenannten Pfahlbauten sprechen, welche wir bereits wiederholt erwähnt haben. Denn zu Obermeilen, einem Theile der Gemeinde Meilen war es, wo im Winter des Jahres 1853 auf 1854 die erste jener

merkwürdigen menschlichen Ansiedlungen der Vorzeit, welche man mit diesem Namen belegt hat, entdeckt wurde. Der außerordentlich niedrige Wasserstand dieses Winters veranlaßte nämlich wie in anderen Seegemeinden so auch zu Meilen zu Uferbauten, welche den Zweck hatten, dem See Terrain abzugewinnen; bei dieser Gelegenheit wurden aber an einer Stelle unweit vom Ufer Steinbeile in Hirschhornfassung, Messer und Geräthe aus Stein, Instrumente aus Bein und Thierzähnen und Bruchstücke von Geschirren zwischen zahlreichen Pfahlstumpfen entdeckt. Der auch im Auslande rühmlichst bekannte und seitdem oftgenannte Dr. Ferdinand Keller zu Zürich, einer der tüchtigsten Alterthumsforscher unserer Zeit, sprach nach genauer Untersuchung der Fundstelle die Ansicht aus, daß an dieser Stätte auf ausgedehnten von Wasser umgebenen Pfahlgerüsten menschliche Wohnungen gestanden hätten. Anfänglich fand sein Ausspruch zwar nur wenig Glauben, bald aber ward er durch zahlreiche Entdeckungen in anderen schweizerischen Seen bestätigt, und gegenwärtig steht es bereits unwiderleglich fest, daß nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Italien, Irland, Deutschland und Dänemark Seebörfer in großer Zahl viele Jahrhunderte hindurch bestanden haben. Ein Theil derselben, wie das von Meilen, stammt aus der ältesten Zeit, welche die Benutzung der Metalle noch gar nicht kannte; andere wurden erst in der sogenannten Bronzezeit, welche Waffen und Geräthe aus Bronze, einem Gemisch von Kupfer und Zinn, ähnlich dem Kanonen- und Glocken-Metall, herzustellen verstand, errichtet; wieder andere zeigen durch zahlreiche Fundstücke von Eisen, daß ihre Bewohner bereits das Eisen kannten und benutzten; die den Pfahlbauten ähnlichen irischen Wasser-Ansiedlungen, die Crannoges, erhielten sich sogar bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Sehr merkwürdig ihrer Alterthumsreste wegen sind besonders die ältesten Pfahlbauten. Auf einem ausgedehnten, oft aus mehr als hunderttausend einzelnen Baumstämmen hergestellten Pfahlgerüste, das sich je nach der Wassertiefe in größerer oder geringerer Entfernung vom Ufer hinzog oder auf einer seichten Stelle mitten im See errichtet war, befand sich ein Boden, auf welchem die Hütten und Borrathshäuser der Ansiedler standen. Meist war der Boden aus Stangen, zum Theil auch aus Brettern zusammengesetzt; für die runden oder viereckigen Häuser verwendete man ebenfalls Stangen, welche senkrecht aufgerichtet und mit Reisern durchflochten waren und so Wände bildeten, deren Außen und Innenseite man mit Lehm bekleidete. Reste dieser Hütten haben sich an einigen Stellen noch erhalten; sie waren freilich nur klein und mangelhaft, genügten indeß doch den dringendsten Bedürfnissen, zumal es bei den gewaltigen Wäldern, welche überall vorhanden waren und die selbst die Ufer der Seen bedeckten, an Heizstoffen für den Winter nicht fehlte. Den Hütten ähnlich mögen die Scheunen gewesen sein, in denen Getreide und getrocknetes Obst lagerte,

Weshalb die Ansiedler sich innerhalb der Seen niederließen, läßt sich nur vermuthen; wahrscheinlich wollten sie sich gegen die zahlreichen wilden Thiere schützen. Denn neben den Urochsen, Büffeln, Eleuthieren, wilden Schweinen und Hirschen lebten Bären und Wölfe in großer Zahl in den fast undurchdringlichen Forsten, welche sich ins Hochgebirge hinaufzogen. Aber auch der Angriff feindlicher Stämme war in den Wasserdörfern namentlich dann, wenn diese weit entfernt vom Ufer lagen, weniger zu fürchten, da die kleinen, je aus einem dicken ausgehöhlten Stamm bestehenden Boote nur wenige Menschen zu fassen vermochten.

So merkwürdig es ist, daß die alten Schriftsteller von diesen Seebauten nichts berichten und sogar diejenigen auf dem ihnen genau bekannten italischen Boden nicht einmal erwähnen, eben so interessant sind die Aufschlüsse, welche die Pfahldörfer über das Thun und Treiben ihrer ältesten Bewohner durch die einzelnen Gegenstände, die sich in ihren Trümmern finden, geben. Aus diesen erfahren wir nämlich unter Anderem, daß die Menschen in der sogenannten Steinzeit nicht ausschließlich von der Jagd, sondern auch von der Viehzucht und dem Ackerbau lebten, daß sie Weizen und Gerste cultivirten, Flachs erzeugten, Brod backen, Früchte dörren, Leinwand webten, Kleider verfertigten, mit Netzen, welche genau wie die unsrigen aussahen, und mit Angeln fischten, auf der Jagd mit Hilfe des ältesten Hausthieres, das der Mensch besaß, des Hundes, gewaltige Thiere zu fällen verstanden und durch vereinte Kräfte und Ausdauer ausgedehnte Baumerke, wie die Pfahldörfer selbst, herzustellen wußten. Wir erfahren aber auch, welche Thiere damals lebten, daß z. B. in der Schweiz das Eleuth und der mächtige Urochse (*bos primigenius*), das größte Thier nach dem Eleuthanten, herumstreiften, welche Rindvieh-Racen sich vorfanden, daß neben dem Wildschwein ein anderes von ihm wesentlich verschiedenes Schwein vorhanden war, daß die Hirsche und Eber oft eine außerordentliche Größe erreichten u. dgl. mehr. Bis in die kleinsten Einzelheiten hinein lernen wir die Lebensweise der ersten Einwohner Mittel-Europas und ihre Bildungsstufe kennen und vermögen sogar, indem wir die Pfahlbauten der drei Perioden nach einander ins Auge fassen, uns klar zu machen, wie diese Menschen nach und nach sich vervollkommneten und in der Kultur fortschritten, um mit der Thatkraft, die ihnen augenscheinlich beizubohnte, und in späterer Zeit durch äußere Einwirkungen gefördert, sich endlich durch Jahrhunderte fortdauernde angestrenzte Arbeit auf einen verhältnißmäßig hohen Standpunkt zu erheben.

Ebendeshalb haben auch die Pfahlbauten der Schweiz und anderer Länder für die Kultur- und Sittengeschichte unseres Erdtheils die höchste Bedeutung und ziehen mit Recht das Interesse nicht allein der Alterthumsforscher aller Länder, sondern auch der ganzen gebildeten Welt auf sich. Bereits besteht eine ziemlich umfangreiche Literatur der Pfahlbauten, zu der auch die Zoologen, von denen

die massenhaft entdeckten Thierreste untersucht worden sind, werthvolle Beiträge geliefert haben, und befinden sich interessante Gegenstände aus den Seeansiedlungen in allen bedeutenderen antiquarischen Museen Europas. Die wichtigsten Zusammenstellungen von Pfahlbau-Alterthümern werden indeß in der Schweiz selbst aufbewahrt und zwar in den Alterthums-Sammlungen zu Zürich, Bern und Lausanne und in der werthvollen und ausgedehnten Sammlung des Herrn Oberst Schwab zu Biel, welcher namentlich die Seen von Neuenburg und Biel durchforcht und in demselben mehr als dreißig Pfahlbauten entdeckt hat. —

Rapperschwyll und das St. Galler und Schwyzer Ufer des obern See haben wir schon früher geschildert; wir überschreiten daher von Stäfa aus den Zürichsee an seiner breitesten Stelle und besuchen das auf dem linken Seebord unmittelbar an der Grenze des Kantons Schwyz gelegene industrielle Pfarrdorf Richterschwyl, das wie fast alle Seedörfer in den letzten zweihundert Jahren seine Einwohnerzahl mehr als vervierfacht hat und gegenwärtig mehr als 3000 Seelen zählt. Richterschwyl's Lage an einer weiten Seebucht ist ungemein reizend, indeß ist man doch wohl zu weit gegangen, wenn man sie mit derjenigen von Nizza vergleichen wollte. Unmittelbar hinter dem Dorfe steigen fruchtbare Höhen empor und zahlreiche schöne und aussichtsreiche Spazierwege leiten zur Papiermühle, in deren Nähe sich Wasserfälle befinden, auf die Anhöhe Beck, die Burghalde, den Esel, den Schönenboden und den Esel. Von Richterschwyl führt eine gute Fahrstraße bergauf über Wollerau und die Schindellegi nach Kloster Einsiedeln und Schwyz.

Größer und stärker bevölkert als Richterschwyl ist der nächste Ort aufwärts am linken Seebord, das gewerbfleißige an einem mit Wiesen, Obst-, Gemüse- und Weingärten bedeckten Berge terrassenförmig aufsteigende Wädenschwyl. Es besitzt mehr als 500 Häuser und fast 6000 Einwohner, könnte also sehr wohl den Namen einer Stadt in Anspruch nehmen. Zu Wädenschwyl gehört die durch Klopstocks Ode gefeierte, von ihm wiederholt besuchte Halbinsel Au, die ohne Zweifel einst ganz von Wasser umgeben war und noch in diesem Jahrhundert ein schönes jetzt leider niedergeschlagenes Eichwäldchen besaß. Auf der Au wohnte im siebzehnten Jahrhundert der im Jahre 1677 als österreichischer Feldmarschall-Lieutenant gestorbene General Johann Rudolf Werdmüller, bekannt durch seine Belagerung von Rapperschwyll im Jahr 1656. Er stand abwechselnd in französischen, schwedischen, venetianischen und österreichischen Diensten und war einer der originellsten Menschen, der auch lustige Streiche nicht scheute. So bannte er einmal einen von ihm bestochenen Burschen unter allerlei Zauberformeln auf einen Kirschbaum und schützte damit seine Obstgärten vor Dieben, kam aber zugleich in den damals gar nicht ungefährlichen Ruf eines Zauberers, der einen bösen Geist als seinen Helfershelfer in einem Siegelring mit sich herumtrage. Oberhalb

Wädenschwyl liegt das alte Schloß, einst der Sitz der Freiherren von Wädenschwyl, welche nicht nur am linken Ufer des Zürichsee und bei Luzern, sondern auch im Berner Oberlande Güter und Schlösser besaßen. Ihre Blüthezeit fällt in die Zeit Rudolf's von Habsburg, zu dem mehrere Wädenschwyl in sehr nahen Beziehungen standen. Im Jahre 1287 verkaufte Rudolf von Wädenschwyl Schloß und Herrschaft an den Johanniter-Orden, der beide 250 Jahre hindurch besaß, aber sie 1549 an die Stadt Zürich abtrat. Seitdem war es Sitz einer Landvogtei, welche sechs Gemeinden umfaßte. Von dem alten Schlosse sind noch einzelne Thurmreste vorhanden, in denen der Sage nach ein von Zwergen bewachter großer Schatz verborgen ist. Die Aussicht von dem Altan des Schloßgartens auf den Ort, den See auf- und abwärts und das jenseitige Ufer gehört besonders am frühen Morgen und zur Zeit des Sonnen-Untergangs zu den herrlichsten der ganzen Schweiz; außerdem sind aber noch eine große Zahl anderer freundlicher Spaziergänge und schöner Standpunkte z. B. bei Herlisberg, auf Wyden, im Bühlenebnat, auf der Sennweid vorhanden. In der Nähe gegen Horgen zu liegt das nicht unbedeutende Pechkohlen-Lager von Käpfnach, in welcher viele Petrefacten, Reste von Mastodon, vorweltlichen Hirschen und andern merkwürdigen, ausgestorbenen Thieren, sowie versteinerten Pflanzen und Palmenstämmen gefunden worden sind.

Den See aufwärts wandelnd an hübschen einladenden Landhäusern vorüber gelangen wir in 1½ Stunde nach Horgen, einer Haupt-Station der Zürichsee-Dampfschiffe. Am Fuße des steil ansteigenden Berges gelegen, umzieht es eine anmuthige Bucht und besteht aus etwa 550 Häusern, von denen nicht wenige aus Stein gebaut sind und durch ihr geschmackvolles Aeußere und die comfortable innere Einrichtung von der Wohlhabenheit der Einwohner Zeugniß ablegen. Seiner bedeutenden Seidenindustrie wegen pflegt man es wohl scherzweise Klein-Lyon zu nennen; indeß ist auch Baumwollen-Fabrikation und Viehzucht vorhanden. Eine Zierde des Ortes ist die hübsche in ovaler Form erbaute und hoch gelegene Kirche, deren fester Thurm ein weitschallendes harmonisches Geläute besitzt. In der Nähe von Horgen seitwärts von der Straße über die Albiskette, welche nach Zug führt und trotz der directen Eisenbahn von Zürich nach Luzern von den Rigi-Reisenden noch immer stark befahren wird, liegt auf der Bergterrasse Arn Bocken, im Jahre 1711 durch den reichen Bürgermeister Meyer von Zürich erbaut, ein starkes, ja sogar vertheidigungsfähiges Gebäude, das von dem Besucher nicht leicht als Kurhaus erkannt wird. Bemerkenswerth ist der im ehemaligen Besuchzimmer befindliche mächtige Ofen, auf welchem Ereignisse aus der schweizerischen Geschichte dargestellt und durch einfache, wohlgemeinte, aber etwas prosaische Verse erläutert sind. Die Lage von Bocken ist in jeder Hinsicht eine sehr günstige; man überblickt vom Kurhause aus fast den ganzen Zürichsee und den größten

Theil seiner Umgebungen. Hinter Bocken steigt die Straße nach Zug über die Albiskette (Horgeregge) steiler an, um jenseits schnell in das Sihlthal abzufinken; einst, bevor die Eisenbahnen erbaut wurden, war sie durch die Waarenzüge stark belebt, die nach dem Gotthard gingen, oder von demselben herkamen. Im Gebiete des Bezirks Horgen liegt die bereits als Aussichtspunkt erwähnte Schnabelhöhe, die Stätte der alten, längst verschwundenen Schnabelburg, auf welcher bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die berühmten Freiherren von Eschenbach saßen. Gleich den übrigen Besten dieser Edlen ward sie 1309 von den Söhnen des durch seinen Neffen Johann von Schwaben ermordeten deutschen Königs Albrecht in der sogenannten Blutrache gebrochen, weil Walter von Eschenbach sich als Freund Johanns an jener Bluttthat theilhaftig hatte. Der Sage nach starb Walter im spätesten Alter als Hirt in Schwaben, wohin er sich geflüchtet hatte. Seine Besitzungen aber fielen an Oesterreich und nur ein unmündiges Kind des alten edlen Geschlechtes soll gerettet worden sein, das indeß, wie alte Ueberlieferungen behaupten, den Namen Schwarzenberg annahm und Stammvater der österreichischen Fürsten Schwarzenberg ward.

Nach dieser Abschweifung verlassen wir Horgen, in dessen Gärten im Juni der prachtvollste Rosenfleur blüht und duftet, und wandern entweder auf der See-straße oder in der Höhe am Berge über Oberrieden und Thalwyl, dessen schöne Kirche auf dem Hang des Bergzuges liegt, nach Müschlikon, um am Schluß unserer Seetour noch das durch den Naturforscher Schleucher zuerst empfohlene Rydelbad zu besuchen. Es liegt in einer Vertiefung hinter einem Hügel in der Nähe von Moorgründen und Tannenwäldern und ist schwefelhaltig. Hübsche Spaziergänge führen von ihm nach allen Seiten hin; der herrlichste Punkt ist indeß das Lusthaus mit dem Blick auf den blauen See, das reich belebte Gelände gegen Zürich hin, das jenseitige Ufer bis nach Rapperschwyl und die mächtige Wand der Glarner Hochgebirge, deren starre schneebedeckte Kuppen in der Gluth der Abendsonne rosig schimmern.

Ueber die letzten Dörfer am linken Seeufer, Bendlikon und Wollishofen, von denen sich das letztere bereits an die Zürcher Vorstadtgemeinde Enge anschließt, ist wenig mehr zu sagen, als daß ihre Weinberge keineswegs in günstigem Ruf stehen. Während man von dem Beltheimer Wein erzählt, er erfrische das Gedächtniß, behauptet ein altes lateinisches Sprichwort von dem Erzeugniß der Bendlikoner Rebe die allerschlimmsten Dinge. „Der Bendlikoner Wein,“ sagt es, „ist schärfer als ein Schwert; er zieht zusammen und brennt, zuletzt aber tödtet er.“ Nichtsdestoweniger soll vor Kurzem ein ländlicher Wunderdoctor auf die Idee gekommen sein, das fauere Gewächs von Bendlikon als Heilmittel anzuwenden und durch dasselbe in der That bald eben so große Erfolge erzielt haben, als Andere

in großen Städten durch nicht weniger übel-schmeckende, aber mit stattlicheren Namen belegte Getränke und Mixturen.

Zwischen den Höhen am westlichen Vord des Zürichsee und der Albiskette zieht sich das Thal der Sihl von der Limmat an bis in den Kanton Schwyz hinauf. Meist schmal und zum Theil schluchtartig eng, ist es nur an wenigen Stellen bewohnt; in seinem untern Theil befinden sich die Dörfer Adlischwyl und Langnau. Bei dem letzteren Orte beginnt der anmuthige, vielbesuchte Sihlwald, einst der Lieblings-Aufenthalt des Idyllen-Dichters Salomon Gessner, welcher ihn im Namen des Rathes von Zürich verwaltete. Schöne Fichten- und Buchenschläge, hier und da durch einen frischgrünen Wiesenplan unterbrochen, ziehen sich 1½ Stunde weit an beiden Seiten der Sihl hin, welche heutzutage „mit Unge- stüm und in trüben, schnell fortgeschobenen Wasserarmen, den Wildnissen, Wiesen und Wäldern den Untergang drohend, abwärts tobt, morgen aber wie ein sanfter Bach klar und leise dahin rieselt, als wolle er mit seinem Geschwäge die Flöte des Hirten begleiten.“ Weiter aufwärts beginnt das Gebiet der Gemeinde Hirzel, welche am südwestlichen Abhang des Vergrüdens zwischen Sihl und Zürichsee empor steigend, sich noch über den Rücken selbst in angenehmer Lage hinstreckt. Rings umher ist die Gegend reich an wilden Naturschönheiten, welche sich namentlich am Sihlbett zusammendrängen. Zwischen hohen Nagelfluhwänden eingeengt stürzt sich der Strom schäumend über wilde, kahle Trümmermassen, welche ihn in seinem Lauf zu hemmen suchen, und erinnert damit besonders am sogenannten Sihlsprung an die romantischen Thal-Parteien des Hochgebirges.

In der Pfarrei Hirzel liegt der prächtige Aussichtspunkt des Zimmerberges etwa 2400 Fuß über dem Meere. Im Westen erblickt man — wir folgen bei dieser Schilderung dem beredten Meyer von Knonau — durch einzelne Wald-lichtungen tief unter sich ein enges, grünes Thälchen mit einsamen Hütten, das die südliche Spitze des Albis von dem Zimmer- und Horgerberge scheidet. Der ernste, dunkle Sihlwald, dessen Schlucht am Fuße des Albis sich abwärts schlän- gelt, bis über ihr im Nordwesten sich der Uetliberg erhebt, über den wieder die fernen Gipfel des Schwarzwaldes hereinschauen, bildet einen schönen Contrast mit dem heiteren Zürichsee im Nordosten, seinen lachenden Ufern, und der von fern her glän- zenden Stadt. Ueber dieselbe und den Zürichberg hin begrenzen nordwärts schwä- bische Berge und der schaffhausenschen Manden die Aussicht. Einen Theil des nahen Sees verbirgt der Forst- und Horgerberg; doch sind alle Dörfer des jen- seitigen Ufers sichtbar. Ueber sie hinaus breiten sich die östlichen Berge des Kantons aus und noch weiter gegen Osten die Gebirge des Toggenburg und von Appenzell. Von Meilen an liegt der wunderschöne Wasserspiegel mit den daran erbauten Dörfern und dem Städtchen Rapperschwyl, seinen Inseln und Erbzungen wieder frei, bis ihn der Buchberg begrenzt und der Schänniser Berg sich mächtig

über ihn erhebt. Im Südosten bilden zwischen dem mit Hütten besäeten Egol und der Hohen Rhone die Glarner Alpen von Mürtchenstock bis zum Glärnisch ein herrliches Berggemälde. Im Süden überschaut man die zwischen grünen Matten und Obstbäumen zerstreuten Häuser des Hirzels, dann steigt der Menzinger-Berg mit feinen wellenförmigen Hügeln und feinen Kapellen hoch hinan. Zwischen dem wilden Ruß und dem Rigi treten einige schneebekränzte Alpen Uri's und Unterwaldens hervor. Gegen Südwest wird der Ausblick noch herrlicher, zunächst die Pyramiden des Rigi und des Pilatus, dann die Berner Hochgebirge. Tief zwischen jenen Pyramiden schimmert ein Streifen des Vierwaldstätter-Sees, und näher bildet derjenige Theil des Zugersees, welcher Schloß Buonas beherrscht, mit dem reichen Obstbaugarten von Baar, der Baarerburg und dem am Fuße des Zimmerberges liegenden Thälchen einen lieblichen Vorgrund. Vom Ramor bis zum Napf ist die größtentheils aus stets beschneiten Hochgebirgen bestehende Felskette ohne Unterbrechung vor dem Blick des Schauenden ausgebreitet.

Einsamer noch und stiller liegt die Gemeinde Hütten, die höchste dieses Kantons theils auf dem Richterfchwyler Berg und am Hüttensee ausgebreitet, theils an den Hängen, welche von der Sihl bis zum Gipfel der Hohen Rhone ansteigen. Wahrscheinlich ging sie aus Alpen- und Sennhütten hervor, welche früher hier standen und von denen aus die schönen Weiden an den benachbarten Höhen betrieben wurden. Trotz der hohen Lage ist die Vegetation außerordentlich kräftig; herrliche Frucht bäume umgeben die Häuser und selbst starke Nußbäume sind hier und da vorhanden. Die reine und sehr gesunde Luft und die milde Temperatur haben schon vor vierzig Jahren das durch die Hohe Rhone vor Stürmen geschützte Dörfchen Hütten zu einem besuchten Luft- und Wolken-Kurort gemacht, der auch durch seine schönen Ausichten und die an Abwechselungen reichen Spazierwege nach der Laubegg, dem Schönenberg, dem Wolfsbühl, der Hüttenfchanze, der romantischen Gegend des Zittersteiges, der Sihlbrücke, dem Thälchen der Schönau und durch die Gipfel der Hohen Rhone anziehen kann. Interessant ist der tiefe, etwa tausend Schritte lange und 500 Schritte breite, melancholisch anmuthende Hüttensee, dessen dunkler Spiegel mit schönen, zum Theil seltenen See-rosen und andern Wasserpflanzen bedeckt ist. Von ihm geht eine poetische Sage, die wir unseren Leserinnen gern mittheilen.

„In dem Dorfe Hütten lebte einmal ein schöner Jüngling mit dunklem Haar, aber hellen blauen Augen und frischem Mund; er war der schönste und beste Knabe weit und breit und wo er auf der Kilbe (Kirchweih) erschien, wünschte ihn sich jedes Mädchen zum Tänzer für den Abend oder noch lieber zum Gatten für das ganze Leben. Der Jüngling aber achtete der schönsten und reichsten Mädchen nicht; die deutlichsten Winke, daß er einen Korb nicht zu fürchten habe, verstand er nicht; ernst und gleichgültig wechselte er Tänzerin um Tänzerin. Die

Nixe des Sees war ihm im Traume erschienen und so schön wie sie war keines der Mädchen der Gegend; sie liebte er, die er doch niemals zu sehen und zu umarmen hoffte. So oft er konnte, warf er sich in sein aus einem mächtigen Eichenstamm gezimmertes Schiffchen und ruderte auf dem kleinen Gewässer hin und her. Als er einmal so das Boot auf dem glatten Spiegel hintreiben ließ, ergriff er plötzlich eine weiße Rose, welche er an seiner Brust trug, und warf sie als Liebespfand in den See. Da theilten sich die Wellen in der Nähe des Bootes; ein schönes Mädchen im leichten grünlichen Gewande der Nixen stieg empor. Es öffnete die Arme und rief mit der wohl lautendsten Stimme: „Komm hinab zur Braut in die Fluth!“ Freudig sprang der Jüngling in den See, die Wellen schlossen sich sanftmurmelnd über seinem Haupte. Man sah ihn nie wieder; nie fand man seinen Leichnam. Der See aber, in den er die weiße Rose warf, bedeckte sich fortan jeden Sommer mit weißen Seerosen, welche aus dem Garten des Nixenschlosses emporwuchsen. Und an stillen Mondscheinabenden hört man wohl, wenn man schweigend am melancholischen Ufer des dunklen Gewässers hinwandelt, ein leises Tönen, das kosende Geflüster der beiden Liebenden.“ —

Noch vor wenigen Jahren gab es im Kanton Zürich ein Thal, das, trotzdem es von der Hauptstadt aus in wenigen Stunden erreicht werden konnte, selten Fremde auf seinen Straßen sah, durch dessen Mitte indeß gegenwärtig im Sommer täglich hunderte von Touristen zu reisen pflegen. Es ist das Thal der Reppisch. Schmal, von steilen, oft mehrere hundert Fuß hohen, bewaldeten Abhängen begrenzt und von der kleinen, aber wilden Reppisch durchflossen, schien es für die Stille des Landlebens bestimmt, bis man in Zürich den Entschluß faßte, die Eisenbahn von Zürich über Zug nach Luzern durch seinen unteren Theil zu leiten, schnell die Hand ans Werk legte und in kurzer Frist Dämme und Brücken erbaute, über welche jetzt die stöhnende Locomotive den langen Wagenzug fort-schleppt. Zu Altstädten, der ersten Station der Bahn von Zürich nach Baden, zweigt sich die Reppisch-Bahn ab, erreicht schnell das in hügeliger Gegend gelegene Urdorf, dessen jetzt ganz vergessenes Bad einst weit bekannt und vielbesucht war und von seinen Lobrednern nach der überschwänglichen Sitte der Zeit das zweite Bethesda genannt wurde, und wendet sich hierauf über Birmenstorf nach Bon-

stetten, deren Freiherren im Mittelalter hochberühmt waren und ausgedehnte Besitzungen in den jetzigen Kantonen Zürich und St. Gallen inne hatten. Die höchsten geistlichen Würden waren ihnen erreichbar, Kriegsruhm ward vielen ihrer Glieder zu theil, auch mehrere angesehene Schriftsteller sind aus ihnen hervorgegangen. So zahlreich war im Mittelalter ihr Geschlecht, daß in der Schlacht am Morgarten allein drei Bonstetten fielen. Einer ihrer Zweige dauert zu Bern noch fort; der andere, welcher zu Zürich in hohem Ansehen stand, ist schon 1606 ausgestorben. Höher hinauf im Meppischthal liegt der kleine, liebliche und sagenreiche Zürlersee, welchem der Thalbach entströmt. Bei Hedingen steigt die Bahn über die Wasserscheide des Limmatgebietes und erreicht Affoltern am Albis, ein großes anmuthiges Dorf mit schöner Kirche, in dessen Nähe bemerkenswerthe Reste des römischen Alterthums, Grundmauern und Trümmer von großen Baulichkeiten, welche sich in der Nähe auch an andern Stellen zeigen, vorhanden sind. Merkwürdige römische Schmucksachen von Gold, welche sich jetzt zu Zürich in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft befinden, wurden bei dem nahen Lunern aufgefunden. Das nächste Dorf ist Mettmenstetten, von dem aus wir schnell nach Knonau, in dessen Nähe Obstbaumwäldchen und Edelkastanien gedeihen, gelangen. Ursprünglich gehörte die Gegend dem Damenstift Schänis, welches seine Besitztümer und die Gerichtsbarkeit durch die Meyer von Knonau, ein altadeliges Geschlecht, das noch jetzt zu Zürich fortbesteht, verwalten ließ. Ein Meyer von Knonau, der Stiefsohn des Reformators Ulrich Zwingli, fiel mit seinem Stiefvater in der für die Reformirten so unglücklichen Schlacht von Cappel; andere dieses Geschlechts zeichneten sich in Kriegen, als Staatsmänner, Gelehrte und Schriftsteller bis auf die neueste Zeit hin aus. Im Jahre 1512 kam die ganze Besitzung zu Knonau durch Kauf an die Stadt Zürich. Noch ist das einst feste Schloß vorhanden, auf dem der städtische Landvogt saß. Auf den nahen Anhöhen bieten sich herrliche Ausichten, welche leider nur selten besucht werden, dar.

Ostwärts von Knonau liegen gegen den Albis hin Dorf Hausen in malerischer Lage mit der Kaltwasser-Heilanstalt Albisbrunn und das alte Cappel, das auf einem Erdrücken, welcher ost- und südwärts in den Kanton Zug abfällt, erbaut ist. Die Gegend erinnert an stille Apengelände und macht einen ernsten und friedlichen Eindruck; man möchte glauben, die Natur selbst wehre jede Störung ab. Und dennoch fand am 11. October 1531 zu Cappel die blutige Schlacht statt, in welcher die fünf katholischen Orte die Reformirten aufs Haupt schlugen. Zwei Jahre vorher hatten die beiden feindlichen Corps hier sich gegen einander aufgestellt, aber kein Haß war in ihren Herzen gewesen. Aus einer Schüssel hatten die Vorposten treulich zusammen gespeißt, mit Scherzen und Neckereien allein sich bekämpft und es war leicht möglich gewesen, einen Waffen-

stillstand zu Stande zu bringen. Im Jahr 1531 dagegen befehlte bitterer Haß beide Parteien, bekämpften sie sich mit grimmiger, erbarmungsloser Wuth, welche selbst den verwundeten und wehrlos gewordenen Feind nicht mehr schonte. Etwa 2500 Zürcher stritten gegen 6000 Katholische; 510 von den ersteren bedeckten am Abend das Schlachtfeld, darunter allein 26 Glieder des Rathes und 71 andere Stadtbürger. Mehrere der bedeutendsten geistigen Vorkämpfer der Reformation, voran Ulrich Zwingli selbst, büßten, bis zum letzten Augenblicke fechtend, ihr Leben ein; die Sache der Reformation erhielt einen so schweren Schlag, daß sie in der Schweiz vernichtet zu sein schien. Dennoch vermehrte sich die Zahl ihrer Anhänger mit jedem Tage, dennoch hielt Zürich an der Sache, für die es bereits soviel gelitten hatte, fest, bis es im Verein mit Bern sie endlich zum Siege führen konnte. Ein einfaches Denkmal, ein roher Granitblock, in welchen zwei eiserne Tafeln eingesetzt sind, bezeichnet die Stätte, wo Zwingli am unheilvollen Tage des 11. Oktober blutete. Mit ihm starb Wolfgang Zoner, der letzte Abt des Klosters Cappel, das von den Freiherren von Eschenbach im Jahre 1185 gestiftet, in den Jahren 1525 und 1526 aber auf des aufgeklärten und hochgebildeten Zoners Vorschlag aufgehoben und in eine gelehrte Schule umgewandelt wurde. Interessant ist die in Kreuzesform erbaute Kirche, welche aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts, also aus der Zeit stammt, in welcher man in Deutschland von den Rundbogen zu den Spitzbogen überging. Der älteste Theil des Gebäudes, das Chor und das Querschiff, erinnern durch die Schwerfälligkeit und Kahlheit der Mauermassen und den reinen attischen Fuß der Säulen noch sehr an den älteren Styl, während die Decke sich schon im Spitzbogen wölbt und das Ganze starr und ohne Rundung der Höhe zustrebt. Vollständig im gothischen Styl ausgeführt ist das Schiff mit seinen Abseiten, dessen ebenfalls im Spitzbogen gewölbte Decke von zwölf Säulen getragen wird. Im Allgemeinen hat die Kirche einen ernsten, fast düsteren Charakter; bei aller Nacktheit des Chors und dem gänzlichen Mangel an Schmuck im übrigen Theil der Kirche spricht sich aber Würde und Schwung der Zeichnung aus, so daß die Kirche von Cappel mit Recht als ein gelungenes Werk der ältesten gothischen Bauweise betrachtet werden kann. Der von Bullinger als eins der vorzüglichsten Kunstwerke der Schweiz gerühmte Hochaltar ist leider zur Zeit der Schlacht von Cappel zerstört worden; eben so sind auch von den 34 prachtvollen ganz aus gefärbtem Glas bestehenden Fenstern der Kirche und des Chors und den 35 gemalten Doppelfenstern des Kreuzganges nur noch sechs an der Oberseite der Kirche vorhanden; um so mehr verdienen diese merkwürdigen und schönen Reste mittelalterlicher Glasmalerei von Kennern und Freunden der Kunst beachtet zu werden.

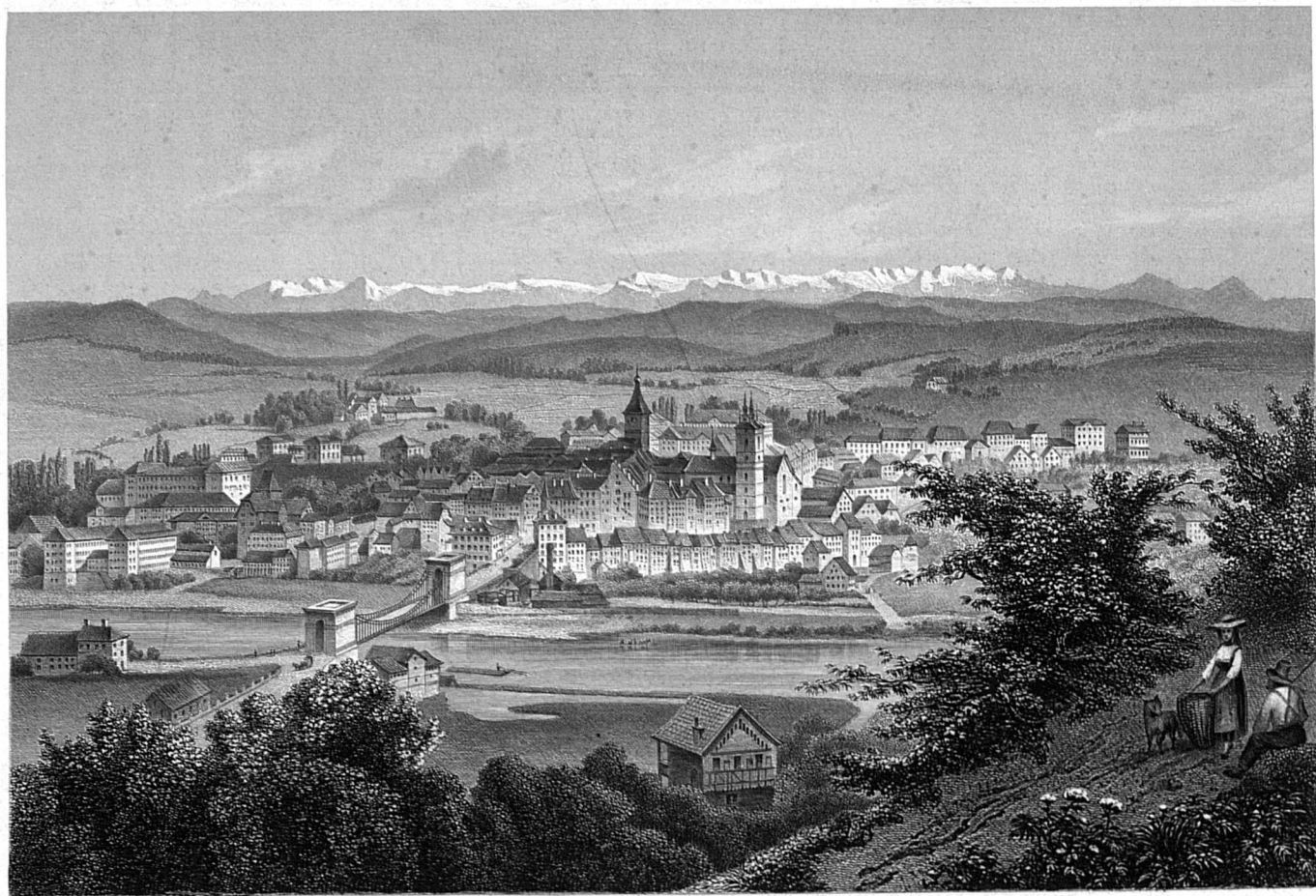
Von Knonau wendet sich die Eisenbahn, die Zürcherische Grenze überschreitend, auf Zug. Damit sind wir an das Ende unserer Wanderung durch den Kanton gelangt, der Jeden, welcher ihn auch nur auf Tage und Wochen besucht, anziehen muß, dem Verfasser aber und gleich ihm Hunderten und Tausenden seiner deutschen Landsleute lieb und werth wie die deutsche Heimath geworden ist und der in der That durch seine geistige Mühsigkeit verdient an der Spitze eines kleinen, aber tüchtigen Volkes zu stehen. Dankbar rufen wir ihm ein herzliches „Lebewohl“ zu.

Der Kanton Aargau.

Drei Ströme des Hochgebirges, von denen der eine der bedeutendste Fluß der Schweiz ist, die beiden andern aber an Länge der Bahn und Wasserreichtum ebenfalls in der ersten Reihe stehen, vereinigen sich im mittleren Theile der Nordschweiz, um einem vierten in den Alpen entsprungnen Ströme, dem hochberühmten Rhein, zuzusießen. Das schöne, fruchtbare Land, das sie in ihrem unteren Theile bespülen, ist das Aargau, einer der jüngeren Kantone der Schweiz zwar, aber dennoch einer der angesehensten Glieder der alten und hochberühmten Eidgenossenschaft. Denn nicht nur, daß es durch seinen Kornbau an der Spitze der ackerbautreibenden Kantone steht, daß es seine bereits ansehnliche Industrie mehr und mehr zu entwickeln strebt; auch in der Bildung sucht es den ersten Preis zu erringen und hat sich deshalb bereits nicht unbegründete Ansprüche auf den ihm zunächst scherzweise beigelegten Namen „Kulturstaat“ erworben.

Eine Geschichte des Kantons Aargau läßt sich nicht wohl schreiben; seine einzelnen Theile waren mitunter verbunden, mitunter wieder von einander getrennt, machten indeß nie ein Ganzes aus. Aus der ältesten Periode, der vorrömischen, ist über die Gegend an Aar und Reuß nichts bekannt; ohne Zweifel saß die keltische Bevölkerung in dieser gesegneten Gegend zwischen Alpen und Jura dichter als anderswo. Nach dem Eindringen der Römer errichteten diese auf der Landzunge, welche sich beim Zusammenfluß der Aar und Reuß bildet und die natürlich bereits außergewöhnlich fest war, die Stadt Windonissa, das Hauptquartier der einundzwanzigsten, später der elften Legion, mit der Bestimmung, die Verbindung der Rhein- und Donau-Armee unter sich und mit Italien zu sichern. Alle Militairposten und

Kastelle nordwärts bis an den Rhein und ostwärts bis an die Grenze Galliens gegen Rhätien wurden von Vindonissa aus besetzt, nachdem sie von Theilen seiner Besatzung angelegt worden waren. Wie groß der Ort war, läßt sich nicht mehr genau ermitteln, da nicht überall die Spuren der Umfassungsmauern noch vorhanden sind, indeß muß er immerhin recht beträchtlich gewesen sein und soll den Raum bedeckt haben, auf welchem jetzt die Stadt Brugg, Windisch, Königsfelden, Altenburg, Oberburg und Hausen liegen. Eine andere den Römern bekannte und von ihnen bewohnte größere Ansiedlung war Baden, dessen warme Bäder schon damals stark benutzt waren, eine dritte Zurzach, damals Tenedo genannt. Auf dem Lande umher wohnte die keltische Bevölkerung. Nach Vespasian, als sich die Grenze des römischen Reiches bis weit über den Rhein vorgeschoben hatte, verlor Vindonissa einen großen Theil seiner militärischen Bedeutung, aber nicht seiner Besatzung; dagegen litt es in den Kämpfen gegen die Germanen, welche zu verschiedenen Zeiten über den Rhein vordrangen und endlich am Anfang des fünften Jahrhunderts den größten Theil der jetzigen Schweiz in Besitz nahmen. Nachdem seine Mauern gebrochen, seine Gebäude zerstört oder verlassen waren, zerfiel es nach und nach in Trümmer. Von der Mitte des sechsten Jahrhunderts, als Bischof Maximus von Vindonissa (Windisch) seinen Sitz nach Constanz verlegte, war es bereits ein ganz unbedeutender Ort geworden. In der Gegend saßen nunmehr die Alemannen, welche die ganze westliche Schweiz inne hatten, jenseits der Aar aber die Burgunder, ein anderer germanischer Volksstamm, dem der größere Theil der jetzigen Bevölkerung des Aargau entstammt. Nach der Schlacht von Zülpich (496), in welcher Chlodwig dem Franken gegenüber die Alemannen unterlagen, und nach des Burgunder Königs Gondemar Tod (534) gehörte das ganze Aargau zum fränkischen Reiche, bis sich unter Karls des Großen schwachen Nachfolgern das Neuburgundische Reich, diesseits der Jura bis an die Reuß reichend, bildete. Damals scheint das Land an Aar und Reuß, trotzdem es nicht an Kriegen und Fehden fehlte, aufgeblüht zu sein, denn die burgundischen Könige gehörten der Mehrzahl nach zu den besten Fürsten ihrer Zeit. Endlich im Jahre 1032, nach des letzten Burgunder Königs Rudolf III. Tod, fiel das Burgundische Reich an den deutschen Kaiser Conrad II., der, nachdem er von Rudolf zum Erben ernannt worden war, sich zum burgundischen König wählen ließ und aller Ansechtungen ungeachtet seine neue Würde auch zu behaupten verstand. Von da ab gehörte das Aargau zum deutschen Reich. Schwer litt das Land unter Kaiser Heinrich IV., denn fort und fort wüthete der Kampf zwischen Kaiser und Papst, an welchem sich alle Edle beteiligten und der auch den Aargau, da zu seinen Herren der Gegenkaiser Rudolf von Rheinfelden gehörte, tieferspaltete. Damals kamen Burgund, Breisgau, Zürichgau und Thurgau an die Zähringer, welche indeß, nachdem sie Bern und Freiburg gegründet



L. Röhbock del^t

J. Poppel sculp^t

A A R A U .

(Aargau.)

Druck & Verlag von G.G.Lange in Darmstadt

und damit fruchtbare Keime für die Zukunft des Landes gelegt hatten, schon 1218 mit Berchtold V. ausstarben.

Die Geschichte der folgenden Zeit ist fast nur die Geschichte der edlen Häuser, welche im Aargau ausgedehnte Besitzungen hatten, der Grafen von Lenzburg, welche auf einsam aus der Ebene emporsteigenden Fels schon um die Mitte des elften Jahrhunderts das feste Schloß Lenzburg erbauten, aber 1172 ausstarben, der Grafen von Baden, von Kyburg und vor allem des Habsburgischen Geschlechts, welches nach und nach sich über einen großen Theil der Schweiz ausbreitete und durch Geschick, Ausdauer und Glück schon frühzeitig auf den deutschen Kaiserthron, den es bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein festgehalten hat, gelangte. Wir müssen uns vorbehalten, auf das, was uns die Geschichte über diese Zeit zu sagen hat, später bei der Schilderung der einzelnen Orte, welche von den Ereignissen mehr betroffen wurden, einzugehen. Zu den Eidgenossen kam das Aargau erst 1415 in nahe Beziehungen. Herzog Friedrich von Oesterreich hatte die Flucht des Papstes Johann XXIII. gefördert und war dadurch in die Acht des Reichs gekommen, ja Kaiser Sigismund hatte sogar die Eidgenossen noch durch besondere Sendschreiben aufgefordert, den Geächteten in jeder Weise zu schädigen und seine Besitzungen zu erobern. Zuerst brach nur Bern gegen das Aargau los; Zürich und die anderen zögernden Kantone mußten aber bald nachfolgen, wollten sie dem bereits fast zu mächtigen Bern nicht die ganze reiche Beute lassen. Bern eroberte in der That mit leichter Mühe das untere Aargau und die Grafschaft Lenzburg, Zürich das Amt Knonau, Luzern Sursee und die Eidgenossen insgesammt die Grafschaft Baden und die freien Aemter, welche sie fortan gemeinsam durch ihre Abgesandten beherrschen ließen.

In diesem Verhältniß, als Unterthanen-Lande einzelner oder mehrerer Kantone, blieben die Landschaften des Aargau, bis im Jahr 1798 der Einmarsch der Franzosen in die Schweiz erfolgte. Damals ward als Theil der einen und untheilbaren helvetischen Republik auch ein Kanton Aargau eingerichtet, der indeß die Grafschaft Baden und die freien Aemter, welche einen eigenen Kanton bildeten, nicht umfaßte. Im Jahre 1801 kamen indeß diese Districte und zugleich der obere Theil des bis dahin oesterreichischen Frickthals zum Kanton Aargau, dem später auch der untere Theil jenes Thals zugelegt ward. In diesem Umfange besteht der Kanton noch heut fort, obwohl in den Jahren 1814 und 1815 Bern herrschsüchtig genug den ernstlichen Versuch machte, seine früheren Besitzungen in Waadt und im Aargau wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Im Jahr 1814 hatte auch Aargau wie alle übrigen Kantone eine neue Verfassung erhalten, welche bis 1830, obwohl sie in aristocratischem Sinne abgefaßt war, in Kraft blieb. In diesem Jahre aber bildete sich auch im Aargau bald nach der französischen Juli-Revolution eine Volksbewegung aus, welche im December zu einem Aufstande und

zur Besetzung der Hauptstadt Aarau durch das Volk führte. Die Folgen derselben war die Revision der Verfassung von einem durch das Volk ausdrücklich zu diesem Zwecke gewählten Verfassungsrath. Indessen ward die Ruhe damit nicht für immer hergestellt, neue Wirren brachen in den Jahren 1840 und 1841 bei Gelegenheit einer neuen Verfassungs-Revision aus, indem die ultramontane Partei eine lebhaftere Agitation gegen die liberale Regierung ins Werk setzte. Es kam zu förmlichen Unruhen, welche von der Regierung mit Waffengewalt niedergeschlagen wurden und die Aufhebung der aargauischen Klöster, durch welche der Aufstand angeregt und geschürt worden war, veranlaßten. Zwar wurden später mehrere Frauenklöster wieder hergestellt, die Aufhebung der übrigen blieb indeß bestehen und rief lebhaftere und langwierige Streitigkeiten zwischen dem Kanton Aargau und den ihm zustimmenden liberalen Kantonen auf der einen Seite und dem päpstlichen Nuntius und den ultramontangefinnten Kantonen auf der andern Seite hervor. Wie auch dadurch die Begründung des Sonderbundes mitveranlaßt wurde, wie aus dieser letzteren wieder der Sonderbunds-Krieg sich entwickelte und schließlich die neue Bundes-Verfassung zu Stande kam, erzählt die Geschichte der Schweiz. Im Kanton Aargau haben sich seitdem die Gemüther völlig beruhigt; kleine Agitationen, namentlich religiöse, kommen zwar noch immer vor und noch in der letzten Zeit schien die Gleichstellung der Juden mit den Christen einen ernstern Sturm hervorzurufen zu wollen: zuletzt dringt aber immer der gesunde Sinn der Mehrheit durch, welche sich wohl einmal in den katholischen Districten von religiösen Fanatikern erregen läßt, aber bald wieder zur Ruhe kommt, sobald sie sieht, daß sie mit Gespenstern geängstigt werden soll.

Der Kanton Aargau ist ein zusammenhängendes Ganze, das im Norden durch den Rhein, im Osten durch die Kantone Zürich und Zug, im Süden durch Luzern, im Westen durch Solothurn und Basellandschaft begrenzt wird. Seinen Flächen-Inhalt schätzt man auf 25½ Quadrat-Meilen, welche mit Hügeln und niedrigen Bergen bedeckt sind. Die wichtigsten Höhen liegen im nördlichen Theil des Kantons, welchen das Juragebirge in der Richtung von Westsüdwest nach Ostnordost durchzieht; unter ihnen steigen aber auch nur wenige, wie die weit-sichtige Gislifluh, der Gugel, einer der Lägern-Gipfel, der Strichen und die Wasserfluh über 2000 bis höchstens 2700 Fuß empor. Etwa von gleicher Höhe sind einzelne Höhen, welche als zum Alpengebirg gehörig betrachtet werden. Je geringer aber die Berge sind, desto bedeutender sind die Ströme. An der Nordgrenze zieht der Rhein hin, der den Wasserfall bei Schaffhausen bereits gebildet hat und nun schnellen Laufes in östlicher Richtung nach Basel strömt; von Südwesten her kommt die Aar, nachdem sie aus den Aargletschern beim Finsteraarhorn die Kantone Bern und Solothurn in großen Bogen durchzogen hat. Mit ihr vereinigen sich in der Nähe der Stätte der alten Bindonissa das Kind des

Gotthardgebirges, die blaue Aar, und die schnelle Limmat. Außerdem sind zahlreiche Bäche und Bächlein vorhanden, von denen die größeren aus dem Kanton Luzern herüber kommen. Nur ein See von mäßiger Größe, der Hallwiler genannt, dehnt sich in einer Länge von zwei Stunden bei einer halben Stunde Breite im südlichen Kantonstheil unweit der Luzerner Grenze aus. Der Boden des hübschen Ländchens ist fruchtbar und bringt, was in der Schweiz fast nirgends der Fall ist, fast so viel Getreide hervor, als seine Einwohner bedürfen; überall sind außerdem hübsche Waldungen und zahlreiche schöne Wiesen und Weiden, wenn auch keine jener herrlichen Alpen, welche in den Gebirgskantonen von so großer Wichtigkeit sind, vorhanden.

Das Klima des Kantons ist im Allgemeinen günstig und die mittlere Temperatur zu Narau etwa 8° Reaumur über Null, an andern Orten je nach der Lage gegen Süden oder Norden etwas höher oder niedriger. Hier und da gelangen Feigen, Kastanien, Mandeln und Pomeranzen, wenn sie im Winter sorgfältig geschützt werden, zur Reife; der Weinbau gedeiht an einer großen Anzahl von Orten, namentlich bei Baden, Schinznach, Lenzburg, am Hallwiler-See und im Frickthal. Einzelne Gegenden haben von rauhen Winden, starken Gewittern, fürchterlichen Wassergüssen, die aus den Jurathälern herabstürzen, und feuchten Dünsten der Torfmoore zu leiden; andere dagegen, z. B. die fruchtreichen, schon bei den Römern beliebten Ebenen bei Königsfelden, wo diese Vindonissa erbauten, des Schinznachertal, die Gelände von Wettingen wissen von derartigen unangenehmen und schädlichen Naturereignissen wenig. Merkwürdig ist die Erfahrung, daß der Kanton Aargau von Zeit zu Zeit Erdstöße verspürt, welche man in andern Gegenden der Schweiz nicht bemerkt; große Erdbeben sind indeß auch hier sehr selten und von bedeutenden Beschädigungen der Gebäude und schweren Unglücksfällen durch Erderschütterungen berichtet die Geschichte der letzten Jahrhunderte nichts. Im Jahre 1728 sanken indeß zu Kindhausen bei einem heftigen Erdbeben, welches in der ganzen Schweiz verspürt ward, mehrere Felsen in den Nagelsee. Andere merkwürdige Naturerscheinungen, welche nicht überall vorkommen, kennt das Aargau nicht.

Die Einwohnerzahl des Kantons ist seit dem Jahre 1836 von 183,000 Seelen auf 195,000 angewachsen, steigt mithin verhältnißmäßig langsam. Nach den Confessionen vertheilt ergeben sich 104,000 Protestanten und 88,000 Katholiken und eine Anzahl Juden, die sich in mehreren Gemeinden (Ober-Endingen und Lengnau) zahlreich nieder gelassen haben. Das weibliche Geschlecht ist etwas stärker vertreten als das männliche; durchschnittlich mögen auf 100 Männer etwa 102 Frauen kommen. Die Bewohner der einzelnen Landschaften unterscheiden sich nicht nur durch die Tracht, sondern auch durch Körperbau und Character, was zum Theil daher kommen mag, daß im Gebiet des Aargau die alten germanischen

Stämme der Alemannen und Burgunder sich mischten. Zwischen dem Jura und der Aar wohnt ein derbes Volk von mittlerer Größe, etwas mager, schlank, mit länglichem Gesicht, eckigen Zügen und schwachrothen Wangen, auf dem rechten Aarufer zwischen Dthmarsingen und Narburg dagegen ein stämmiges Geschlecht von stattlichem Wuchs, mit starken Gliedern, rundlichen heiteren Gesichtern und rothen Wangen. Auffallend schwächlich sind viele Einwohner des südlichen Kantontheils, welche sich von Jugend auf mit Weberei beschäftigen und deren blasse Gesichtsfarbe merkwürdig von der frischen, blühenden der Ackerbauer absteht; dagegen bewohnt ein kräftiger Menschenschlag von gemischtem Charakter die alte Grafschaft Baden, und ein anderer von ansehnlicher Größe, aufrechter Haltung, etwas schwerfälligem Gange, ernstem und bedächtigen Wesen und einer Tracht, welche sich der Schwarzwälder nähert, das Frickthal. In einzelnen, meist ungesunden und sumpfigen Gegenden finden sich Kretinen, welche zum Theil taubstumm sind oder an großen Kröpfen leiden; außerdem zeigen sich in mehreren Gemeinden viele Taubstumme, welche angeblich in den letzten fünfzig Jahren sich sogar auffallend vermehren sollen.

Die Trachten der Aargauer Männer und Frauen schließen sich zum Theil denjenigen der benachbarten Kantone an; im ehemaligen Untertanen-Lande des Kantons Bern hat sich ein Kostüm, welches der Berner Tracht sehr nahe steht, erhalten. Auf dem rechten Aarufer kleidet sich das weibliche Geschlecht in Zippen (Röcke), an die oben das Leibchen (Brust genannt) festgenäht ist. Der schwarze, nicht zu kurze Rock ist unten mit einer scharlachrothen Verbrännung geziert; das Leibchen mit dem glatten gestickten Brustlaß wird durch eine hübsche Schnur überflochten; silberne Kettchen laufen von den vorderen Ecken des Göllers, zu beiden Seiten unter dem Arme freispieland, bis zu den hinteren Ecken desselben und werden an beiden Enden von glänzenden Röschen oder Muscheln gehalten. Ein schneeweißes gefältetes Hemd mit weiten Pauschärmeln, ein schwarzsamtenes Halsband, ein seidenes Busentüchlein, eine gestreifte Schürze, weiße Strümpfe und niedrige Schuhe vervollständigen die Kleidung eines jungen Mädchens. Indes hat die Mode bereits manche Aenderungen hervorgerufen und anstatt des niedlichen, die Gesichtsfarbe hebenden Göllers haben sich bei den Reicheren farbige Seidentücher eingeschlichen und die sonst frei über dem Rücken hinabhängenden Zöpfe hält oft ein hoher Kamm auf dem Kopfe fest. Die vermögenderen Frauen bedecken das Haupt mit einer Spitzenhaube, die ärmeren mit einem scharlachrothen Tuche, das im Nacken zusammengeknüpft wird. An kühlen Tagen schützen sich Frauen und Mädchen mit einem tuchenen oder baumwollenen wattirten Aermelschöpflein (Aermeljackett). Die jungen Bursche gehen in langen Beinkleidern und kurzen Jacken mit einem seidenen Tuch um den Hals ins Wirthshaus, Männer mittleren Alters tragen wohl noch einen falben Zwillischittel und auf dem Haupt

eine weiße baumwollene Mütze, während hier und da ein alter weißköpfiger Mann mit dichtgefalteten weiten Beinkleidern (Kiegelhosen) erscheint. In der ehemaligen Grafschaft Baden tragen dagegen die Männer lange Beinkleider aus farbigem Wollentuch, ein buntes (früher scharlachrothes) Leibchen, darüber ein Kamisol von rother oder rothbrauner Farbe und einen langen, bis über die Knie reichenden Rock. Bunter ist das Kostüm der Frauen, ein Rock, dessen untere Hälfte mit dichten senkrechten Falten belegt ist, während der obere Theil aus flacheren Falten von anderem Zeuge besteht, ein rothes oder braunes Nieder, über dessen scharlachrothem Brustlag schöne Schnüre und Kettchen hin- und herziehen, eine Aermel-Jacke, ein Gölter, ein Fürtuch von gestreiftem leinenen oder baumwollenen Stoff, weiße Strümpfe und niedrige Schuhe. Je weiter man an der Neufz hinauf steigt, desto mehr nähret sich die Kleidung der Luzerner Tracht; Halskrausen mit weißen Spizen schmücken den Hals und Strohhüte mit rothen und grünen Muschen auf der oberen Randfläche beschatten das Antlitz.

Auch der Murgauer macht gleich seinen nächsten Nachbarn und den deutschen Schweizern im Allgemeinen keine großen Ansprüche an die Küche. Am Morgen begnügt er sich mit ziemlich dürftigem Kaffee, in welchen Brod eingebrockt wird, oder ist eine Suppe von Brodschnittchen und Kartoffelscheibchen; Mittags empfängt er in der Regel eine Suppe und nach ihr Kartoffeln und Gemüse; Abends dagegen erscheint auf dem Tisch Kartoffelbrei oder eine Suppe von Kartoffelscheibchen, Sonntags ein „Erdäpfelbräusi“ (Kartoffelbröckchen in Butter gebacken). Außerdem wird getrocknetes Obst genossen. Fleisch kommt gewöhnlich nur dann, wenn geschlachtet wird, auf den Tisch; Kuchen und Eierpeisen aber spielen an hohen Festtagen ihre Rolle. In den Städten leben die Handwerker ganz allgemein besser als die Landleute; aber auch sie betrachten Kaffee und Kartoffeln als ihre gewöhnlichsten Speisen. Von den Fleischarten sind Schweine- und Rindfleisch am meisten beliebt, weniger Schafffleisch; dagegen wird Ziegenfleisch fast allgemein verschmäht.

Unter den ländlichen Gewerben nimmt Ackerbau die erste Stelle ein. Hauptsächlich werden Spelt, Waizen, Roggen, Gerste und Hafer, aber auch Mais, Linsen, Erbisen u. s. w. gebaut. Außerdem sind Obst-, Garten- und Weinbau beachtenswerth. Wiesenbau ist für die Viehzucht, welche in einzelnen Gegenden des Kantons recht beträchtlich ist, von Wichtigkeit. Mit großer Sorgfalt sorgt der Murgauer für das „liebe Vieh“. Mühsam, man möchte sagen, mit zarter Fürsorge reinigt und pußt er die Thiere, säubert die Ställe von allem Unrath, hält die Tröge rein, durchsucht das Futter, ob es auch frei von allen Beimischungen, namentlich Federn, ist, salzt den Häckerling, um ihn schmächster zu machen, und das Heu u. s. w. Natürlich sind die Resultate solcher Bemühungen bald bemerk-

bar. Mächtige glatte Kühe, welche viel Milch geben, gewaltige Stiere, die der Stolz der Herren und Knechte sind, finden sich überall. Von industriellen Beschäftigungen fallen die Handwerke und die zum Theil ausgedehnten Spinnereien, Band- und Seidenfabriken, Papierfabriken und andere mehr ins Gewicht. Im Allgemeinen zeigt sich das Volk im Gewerbe und im Kleinhandel sehr rüthrig; nicht weniger, als der Basler und Zürcher, welche in dieser Hinsicht vorangehen, nimmt auch der Aargauer jede Gelegenheit, um sich in seinen Vermögensverhältnissen zu fördern, wahr, und nirgends hat sich wohl in irgend einem ländlichen Bezirk eine leichtere industrielle Thätigkeit bei Alt und Jung, Männern wie Frauen und Kindern, so allgemein eingebürgert, als das Strohflechten in vielen Gegenden des Kantons Aargau.

Die Zahl der Städte des Kantons beläuft sich auf zwölf, von denen fünf vorzugsweise von Reformirten, sieben von Katholiken bewohnt werden. Zu den ersteren gehört die Hauptstadt Aarau, zu den letzteren das alte, weitbekannte und einst weltberühmte Baden. Außerdem sind drei andere große Orte (Plecken) und 50 reformirte, 70 katholische Pfarreien mit zahlreichen kleinen Ortschaften vorhanden. In den Städten sieht man noch viele ältere Gebäude; doch sind die ältesten, ganz aus Holz errichteten bereits verschwunden und auch die aus Kieselsteinen aufgemauerten nicht mehr häufig. Meist haben die Häuser des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die sämmtlich sich mit dem Giebel auf die Straße zuwenden, nur eine Stube und eine Kammer in jedem Stockwerk und wurden deshalb früher stets nur von einer Familie bewohnt; weit freundlicher und luftiger sind dagegen die neuen Gebäude, welche oft zwei und mehr Baustellen der inneren Stadt vereinigen oder sich in den früher nicht bebauten Theilen der Vorstädte erheben. Auf dem Lande unterscheiden sich die engen und schlechten Hütten der Tagelöhner und andern kleinen Leute sehr von den hübschen, oft stattlichen Bauernhäusern, welche meist nach einem fast allgemein angenommenen Vorbilde erbaut werden. Ein normalmäßiges Bauernhaus vereinigt fast immer Wohnung, Dreschtemne, Viehstall, Futtertemne und Scheuer unter einem Dach, welches gewöhnlich so weit vorspringt, daß unter demselben die Ackergeräthe und das Brennholz bequem und vor dem Wetter geschützt aufgestellt werden können. Hier und da ist für mehr als zwei Zimmer gesorgt; im Hofraum findet sich auch wohl ein kleines Gärtchen und ein leise rauschender Brunnen, der klares und gesundes Wasser liefert. Außerdem stehen oft Gestelle für die Bienenkörbe auf der dem Wetter abgekehrten Seite und neben der Hausthüre Bänke, auf denen sich Abends Hausgenossen und Nachbarn zur Ruhe und zu traulichem Gespräch versammeln. Ist auch Alles einfach und ohne Luxuszierde im aargauischen Bauernhaus — die größte Sauberheit, sie die auch die schlichteste Wohnstädte annehmlich und

heimlich machen kann, herrscht in der Regel in denselben und ladet zum Besuche freundlich ein.

Unmittelbar am Rhein und an der Grenze des Kantons Zürich liegt als erstes aargauisches Städtchen an einem Abhange, von dem es zum Strom hinuntersteigt, der Kreisort Kaiserstuhl, ein alter Ort. Spätmittelalterliche Etymologen wollen herausgebracht haben, daß Kaiser Hadrian hier um 122 sich einige Zeit aufgehalten und der Ort davon den Namen empfangen; alles was man davon erzählt, sind jedoch, obwohl Reste einer alten Heerstraße vorhanden sind, nichts weiter als Phantasiegebilde. Im Mittelalter kommen die Schenken von Kaiserstuhl vor, aber schon im zwölften Jahrhundert gehörte die Stadt den reichen Freiherren von Regensberg, welche sie den Bischöfen von Constanz abtraten. Ein finsterner Thurm bewacht den obern Eingang des Städtchens; jenseits auf badischem Ufer steht das alte Schloß Rötteln. Wenden wir uns von Kaiserstuhl aus westwärts und rheinabwärts nach Basel zu, so erreichen wir bald auf hochgelegener Straße wandelnd die Stätte, wo im Rhein auf einem breiten Felsenblock, welchen eine Brücke mit dem linken Ufer verbindet, das interessante Schloßchen Schwarz-Wasserstelz liegt. Ehemals stand hier eine alte Burg mit dicken Mauern und festen Thürmen, der Stammsitz der Herren von Wasserstelz, denen auch Weiß-Wasserstelz, eine zweite Burg auf sonnigem Hügel am rechten Ufer, gehörte. Ebenfalls vom Rhein wird das uralte Zurzach bespült. Ohne Zweifel war es ein Römersitz, denn noch bemerkt man bei der Stadt im Rhein Spuren von drei hölzernen Brücken, welche als römische nachgewiesen sind, und außerdem befanden sich auf der Stelle Burg bei dem Schloßchen Mandach unweit Zurzach zwei römische Castelle, welche Straße und Brücke bewachten. Wahrscheinlich lautet der alte Name des Ortes Tenedo und wurde er später von den Römern Forum Tiberii genannt, nachdem Tiberius als Statthalter Galliens hier gewesen war und einige Zeit zu Tenedo residirt hatte. Im Mittelalter stand Zurzach wieder in hohem Ansehn. Der Legende zufolge war die heilige Berena von Solothurn aus auf einem Mühlstein bis nach Zurzach auf Nar und Rhein herabgeschifft und hatte sich hier, Segen verbreitend, die Elenden tröstend und die Kranken pflegend und heilend, niedergelassen; ihr Leichnam in der Gruft unter dem Choraltar verwahrt, gab später zu zahlreichen Wallfahrten Anlaß. Außerdem waren seit alten Zeiten zwei Messen vorhanden und zeigte sich oft ein so bedeutender Zufluß von Menschen, daß jedes Haus in ein Wirthhaus verwandelt werden mußte; selbst die Glieder des geistlichen Chorherrenstiftes pflegten zur Messzeit Gäste gegen

Entgeld bei sich aufzunehmen. Seitdem ist indeß die Bedeutung der Zurzacher Messen in Folge der Zoll- und Handelsverhältnisse sehr gesunken; Zürich hat die Ledermesse, die zuletzt vorzugsweise Verkäufer und Käufer an sich zog, zu gewinnen gewußt, und mehr und mehr werden, da auch die Eisenbahn zu fern bleibt und keine Hilfe bringen kann, die Zurzacher Verkaufshallen mit der fortschreitenden, an Wechseln reichen Zeit veröden.

Von Zurzach ab wendet sich der Rhein nördlich, um bald wieder westlich der von Süden her kommenden Aar zuströmen. Der Fluß ist hier schwer fahrbar und gefährlich und seit alter Zeit bilden deßhalb die Bürger des Dorfes Coblenz, erfahrene und rheinkundige Schiffer, eine Gesellschaft, welche die Städler-Gesellschaft heißt, die Leitung der Schiffe und Floße übernimmt und jeden Schaden, der durch Versehen eines ihrer Glieder entsteht, ersetzt. Die schwierigste Stelle ist der sogenannte kleine Laufen bei Nietheim, bei kleinem Wasser eine acht-zehn Fuß breite Lücke in einem Felsendamme, durch welchen der Fluß strömt. Jenseits des Rheins erblickt man in hübscher Lage das badische Städtchen Waldshut, bei dem sich die Bahn nach Zürich von der Eisenbahn zwischen Basel und Schaffhausen abzweigt und auf einer sehenswerthen Brücke den Rhein-Strom überschreitet. Weiter abwärts gelangen wir an eine zweite weit gefährlichere Stromschnelle, den großen Laufen bei Laufenburg. Sausend und schäumend schwingt sich der Rhein durch schmale Rinne über die kahlen Felsen, die sich seinem Lauf entgegenstellen, und um einen Felsenvorsprung, der sich in ihn hineindrängt. Zwar die Waaren müssen ausgeladen und zu Lande bis unter den Fall geführt werden, aber die Schiffe selbst lassen die geschickten Schiffer des Orts mühsam über den Fall hinab. Ein englischer Herr, Lord Montague, wagte wohl einmal in jugendlichem Uebermuth die Fahrt auf dem wilden Strome, aber nur seine Leiche kam drunten wieder zum Vorschein. Merkwürdig durch Geschichte und Lage ist das alte Städtchen, einst der Sitz der Grafen von Habsburg-Laufenburg, welche zu den mächtigsten Herren des Aargau und der oberen Rheingegend gehörten. Auf einem Felsen thronte ihre weitläufige, stark befestigte Burg, welche indeß nach mehreren schweren Belagerungen verfiel. Noch erheben sich malerisch halbverfallene Mauern und mit Ephen bewachsene Thürme über die Schutthaufen, welche den Gipfel der Klippe bedecken. Die Gassen der von Mauern umschlossenen Stadt sind eng und düster und ziehen sich in argem Gewirr durch die Häuserreihen, aus denen ein enger Durchlaß zwischen alten Gebäuden zur Rheinbrücke, welche sich da, wo der gewaltige Bogensturz beginnt, in energischem Bogen von einem Ufer zum andern streckt, hinab führt.

Noch immer zieht sich die Landstraße in der Nähe des Rheins hin und erreicht bald den Kreisort Stein, bei dem sich die Straße nach Brugg und Aarau abzweigt. Jenseits liegt das alte Kloster Sädingen, einst der Auenthalsort des

heiligen Fridolin, dem dieser der Legende zufolge den Besitz des Glarner Landes durch ein Wunder verschaffte. Der Rhein macht hier eine starke Biegung nach Norden, wendet sich aber bald wieder seitwärts, um Rheinfelden, die letzte der vier alten Waldstädte des Rheins — die andern drei sind Säckingen, Lausenburg und Waldshut — zu erreichen. Mitten im Strom erhebt sich hier ein gewaltiger Fels, der auf allen Seiten steil abfällt; einst trug er die Burg der Grafen von Rheinfelden, eines edlen, mächtigen und hochberühmten Geschlechts. Ihm entstammte Graf Rudolf von Rheinfelden, der durch Papst Gregor's VII. Einfluß im Jahre 1077 gewählt Gegenkaiser seines früher von ihm selbst anerkannten Herrn, des Kaisers Heinrich IV. Nicht gar selten kamen die deutschen Kaiser nach Rheinfelden und Kaiser Albrecht hielt hier noch im Jahre 1308 sein Hoflager, als er gegen die Urkantone ins Feld zu ziehen beabsichtigte. Kaiser Sigismund erklärte zur Zeit des Constanzer Concils die damals österreichische Stadt zur freien Reichsstadt, indeß kam sie später, nachdem sie durch einen Ueberfall mehrerer benachbarten Edlen schwer gelitten, wieder an Oesterreich zurück. Auch nachher noch ward sie oft belagert und geschädigt, bis endlich Marschall Bellisle im Jahr 1744 zur großen Freude der Einwohner den Stein schleifen, die Mauern zum Theil umwerfen und brechen ließ.

Am sonnigen Abhang eines angenehmen Wiesenthales, das der kleine, freundliche Violbach bewässert, liegen unweit vom Dorfe Dlsberg auf einer kleinen Ebene die Gebäude des Klosters Dlsberg, das bereits 1782 aufgehoben, zu einem Damenstift und später zu einer Unterrichtsanstalt für junge adelige Mädchen bestimmt ward. Der Sage nach ward es schon 1083 von einem Grafen des Naurachgau oder von Altenburg (später Habsburg) gegründet. In der Kirche zeigte man früher unter dem Altar ein Loch, aus welchem einmal durch ein Wunder eine Quelle hervorgebrochen sein soll. Lange hatte damals im heißen Sommer großer Wassermangel zu Dlsberg geherrscht, und Menschen und Thiere gingen an Erschlaffung und Krankheiten zu Grunde. Da stellten die Mönche des Klosters Gebete und Bußfahrten an, um die begangenen Sünden des Volkes zu sühnen. Als einmal ein frommer Kaplan Messe las, glaubte er plötzlich das Rauschen und Sprudeln von Wasser in seiner Nähe zu hören; mit Staunen und Freude erblickte er, als er hinter den Altar trat, wie aus einem vorher nie dagewesenen Loch im Boden der Kirche ein Quell hervordrang. Sogleich war aller Noth abgeholfen, die Menschen gesundeten, die Thiere erholten sich, der Quellbach aber ward hinausgeleitet und lange waren die Dlsberger fortan gegen Wassermangel geschützt.

Unweit von Rheinfelden unmittelbar an der Grenze von Basel-Landschaft erreichen wir endlich das Kirchdorf Kaiser-Augst, in dessen Namen sich wie in dem des benachbarten Basel-Augst die Erinnerung an die römische Stadt

Augusta Rauracorum, die Mutterstadt Basels erhalten hat. Reste einer alten verfallenen Römermauer, die zu einem Castell außerhalb der Stadt gehört haben mag, umschließen den Ort; hier und da finden sich außerdem im Erdboden Grundmauern, Bruchstücke von Thongefäßen von Siegelerde, kleine Götzenbilder, Münzen, Hefnadeln; auch ziemlich wohlerhaltene Gräber mit steinernen Särgen, in denen neben den Gebeinen Schmuckfachen von Metall, Glas und Bernstein lagen, sind schon bei Nachgrabungen entdeckt worden. Die meisten und wichtigsten Reliquien der Römerzeit sind indeß bisher immer im Boden von Basel-Augst vorgekommen und befinden sich zum Theil in der Sammlung zu Basel, wohin sie als Geschenke und durch Ankauf gelangt sind, zum Theil in den Händen englischer Sammler, die sie aufgekauft und fortgeführt haben.

Von Augst und Rheinfelden, welche im äußersten nordwestlichen Zipfel des Aargau belegen sind, kehren wir auf der gleichen Straße nach Stein zurück und wenden uns von hier ins Frickthal hinein nach Frick. Die Gegend, eine zwar nicht weite aber fruchtbare Ebene, welche von Bergen rings umgeben ist, nährt sich vorzugsweise von Ackerbau, und Mädchen und Weiber von Frick wandern bis nach Aarau, um dort in früher Morgenstunde schönes Obst, Kirschchen, Weintrauben, Butter, Eier, Gemüse und Hülsenfrüchte auf dem Markte zu verhandeln. Sonstige Merkwürdigkeiten sind zu Frick nicht vorhanden. Wenige Minuten südwärts vom Orte scheiden sich die Straßen nach Aarau und Brugg. Auf der ersteren erreichen wir über Herznach Dänischbüren, ein Pfarrdorf in der Tiefe eines Bergkessels, dessen Zusassen der Sage nach aus Dänemark stammen und zur Zeit Karls des Großen hierher gekommen sein sollen. Auf einer schroffen Felsenhöhe oberhalb des Ortes liegt im Walde die längst verfallene Burg Urgiz. Durch ein enges Thal steigt der Weg zur Pashöhe der Staffelegg an, um von derselben auf schöner Landstraße durch das angenehme Kesselthal nach Rüttigen abzusinken. Noch in der Höhe eröffnet sich eine herrliche Aussicht auf das ferne Hochgebirge mit seinen zahlreichen schneebedeckten Gipfeln und Kuppen. Auf der Egg, einem Berge in der Nähe von Rüttigen, thronte noch im fünfzehnten Jahrhundert die alte Burgveste Klingstein, einst der Sitz der edlen Herren gleichen Namens. Gegenwärtig sind nur noch wenige Reste vorhanden. Andere Schlösser der Gegend waren auf dem Hochrain und zu Lörrach. In dem nahen Dertchen Kirchberg, wo von Zeit zu Zeit römische Alterthümer gefunden werden, lag die Blumenhalde, dem ehemaligen Landsitz Heinrich Zischoffe's, der am 27. Juni 1845 starb. Zahlreiche Fremde besuchten hier den einst berühmten Schriftsteller, dessen Stunden der Andacht, Novellen und schweizerische Geschichtswerke und selbst sein Jugendwerk *Abällino* zu ihrer Zeit von Hand zu Hand gingen. Als Deutscher geboren, hatte er die Schweiz zu seiner Heimath gewählt, und in dankbarer Anerkennung gedenken die Eidgenossen gern der großen Dienste, die er

dem Lande zur Zeit der französischen Invasiön unter den schwierigsten Umständen durch seine Vermittlung geleistet hat.

Von Rüttigen führt die Straße über die Aar nach der Hauptstadt Aarau; wir aber wenden uns nach Triß zurück, um von dort die zweite Südstraße, diejenige nach Brugg zu verfolgen. Ueber Hornussen und Elßingen erreichen wir die Paßhöhe des Bözberg, eines Theiles des Juragebirges, der sich von Hornussen bis Willigen unweit Brugg erstreckt. Der Boden ist rauh und steinig und besteht aus Kalkfels; nichtsdestoweniger sind nur einzelne Theile, im nördlichen Abschnitt, mit dunklem Wald bedeckt, und gedeiht an den Abhängen nach Süden der Weinbau, während sonst der Ackerbau selbst hochgelegene Strecken beansprucht. Zur Römerzeit scheint der Bözberg trotz der hohen Cultur, welche in den Ebenen der Aar bereits Eingang gefunden hatte, noch ein unwegbares Gebirg gewesen zu sein. Denn als die Helvetier, welche von Galba's Ermordung nichts wußten, die Herrschaft des Vitellius anzuerkennen sich weigerten, griff sie Caecina, nachdem er Baden, einen schon damals durch seine Heilquellen berühmten Ort, zerstört hatte, an, indem er zugleich die Rhätier aufforderte, ihnen in den Rücken zu fallen. Die Helvetier wurden aufs Haupt geschlagen, flohen zum Theil auf den Bözberg, der damals Mons Vocetius hieß, sahen sich aber auch dort von Germanen und Rhätiern verfolgt und wurden schließlich, nachdem sie in die Ebene zurückgetrieben worden waren, erbarmungslos niedergemacht oder gefangen als Sklaven verkauft. Die Wenigen, welche übrig geblieben, spielten nie wieder eine Rolle. Später ging wahrscheinlich eine römische Straße über den Berg, welche Augusta Naucorum mit Bindonissa verband. Die jetzige Straße aber stammt zum großen Theil aus dem Jahre 1780, wo sie von der Berner Regierung angelegt ward. Die Aussicht von der Höhe auf das weite schöne Thal der Aar, die Thäler der Reuß und Limmat mit ihren zahlreichen Städten und Dorffschaften und auf den mächtigen Kranz des Hochgebirges gehört zu den schönsten der ganzen langgestreckten Jurafette. Unmittelbar am Fuß des Bözberg liegt auf dem klassischen Boden der alten Römerstadt Bindonissa das Städtchen Brugg, das wir von der Limmat herkommend später besuchen wollen.

Wichtiger als die beiden von Nord nach Süd und von Nordwest nach Südost über die Höhen steigenden Straßen ist die dritte, welche in südlicher Richtung von dem badischen Städtchen Waldshut zur Limmat zieht, die Eisenstraße auf dem rechten Ufer der Aar. Nachdem sie bei Coblenz den breitfließenden Rhein überschritten, wendet sie sich auf das alte Städtchen Klingnau, das auf fruchtbarem Hochgelände an der Aar liegt. Einst gehörte es den Freiherren von Klingnau, welche sich dadurch auszeichneten, daß sie ihre Güter, zu freigiebig für ihre Nachkommen, in reichlichem Maße mehreren geistlichen Stiftungen zuwendeten. Nicht allein, daß sie im Jahre eine Johanniter-Comthurei stifteten und bereicherten: sie

gründeten auch das Kloster Sion in der Nähe des Ortes mit so bedeutenden Opfern, daß sie das Städtchen Klingnau 1269 an das Bisthum von Constanz zu verkaufen genöthigt waren und demselben auch ihre geräumige Burg abtreten mußten. Wie werthvoll beides geachtet wurde, geht daraus hervor, daß der Erlös nicht weniger als die für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe von 1100 Mark reinen Silbers betrug. Seitdem waltete zu Klingnau ein constanzischer Obervogt, dessen ausgedehntes Amtshaus gegenwärtig Privateigenthum geworden ist. Indes haben sich die geistlichen Stiftungen der Freiherren nicht erhalten; die Johanniter-Comthurei ward bald nach Leuggern verlegt, das Klösterchen Sion ist eingegangen und die Johanniter-Kirche gestaltete sich zum Stadtrathhaus um. Die Häuser des Städtchens liegen an einer einzigen Straße und an dem geräumigen Marktplatz und sind zum großen Theile mehr als einfach; ansehnliche Gemeindegüter und namentlich die Einwirkungen des Krumstabes riefen, behauptet man, im Laufe der Jahrhunderte eine starke Indolenz bei den Einwohnern hervor, welche diese bald bewog, die Dinge, wie Gott will, gehen zu lassen. Deshalb wollten auch Handel und Gewerbe nicht aufkommen und blühte nur der Ackerbau. Seit den letzten zehn Jahren zeigt sich indes bereits Leben und Thätigkeit, theils weil die alten bequemen Nahrungsquellen fast ganz versiegt sind, theils weil die Eisenbahn die Mauern des einst abgelegenen Städtchens streift und fortwährend an rege Thätigkeit mahnt.

Ueberschreiten wir bei Klingnau die schon breite und schnell fließende Aar, so gelangen wir nach dem Kreisorte Leuggern, wohin die Johanniter im 13. Jahrhundert ihre Comthurei verlegten, die sie durch neue Erwerbungen bald zu Reichtum und Ansehen brachten. So geschickt wußten sie ihr Besitzthum zu vermehren, daß die Eidgenossen den Verkauf liegender Güter an die todte Hand durch Verordnungen und Verbote Einhalt thun mußten. Im Jahre 1806 starb endlich der letzte Comthur und die Stiftung ward nun gänzlich aufgehoben. Die Gegend rings umher ist fruchtbar und amuthig und die hübsche Kirche, welche sich nahe bei den sehenswerthen Stiftsgebäuden auf der Höhe erhebt, blickt auf ein gesegnetes Ländchen, das von der Aar bis an die dunklen Jurahöhen reicht. Ein anderer historisch merkwürdiger Ort bei Klingnau ist das auf dem rechten Aarbord sonnig am Jurzacher Berg und an der Surb gelegene Degerfelden, über welchem die Trümmer des einst sehr festen und fast uneinnehmbaren Schlosses Degerfelden, ein halbgebrochener Thurm und Mauerreste, auf steilem Fels aus dem Gebüsch heraus schauen. Einst gehörte es dem Ritter Konrad von Degerfelden, dem Erzieher Herzog Johannis von Schwaben, der bei dem Morde Kaiser Albrechts, obwohl unthätig, gegenwärtig war. Deshalb traf auch ihn, den Unschuldigen, die Blutrache der unerbittlichen, unweiblichen Königin Agnes von Ungarn, des Erschlagenen Tochter. Seine Burg ward gebrochen, er selbst soll in unbekanntem

Ländern, nach Einigen in Schwaben, als Hirt eines Klosters, in dessen Gebiet er sich verkleidet geflüchtet hatte, in hohem Alter gestorben sein.

Dottingen und die übrigen Eisenbahn-Stationen zwischen Klingnau und Turgi bieten nichts bemerkenswerthes; jenseits der Aar aber liegt auf drei Seiten von hohen Bergen umgeben Dorf Willigen, einst ein Städtchen, über dem sich früher die Burg Besserstein erhob. Von den Freiherren von Willigen beherrscht, kam der Ort zuerst in Aufnahme, sank aber, als er in späterer Zeit gewerbliche Thätigkeit nicht an sich zu ziehen wußte. Hier und da finden sich Spuren der Römer, welche auf der Höhe eine Warte besessen zu haben scheinen. Die Edlen von Willigen haben sich im Margau ein günstiges Andenken zu erhalten gewußt; selbst die Sage, welche die „Herren“ in der Regel als wilde, räuberische Gesellen bezeichnet, macht in Bezug auf den letzten Schloßherrn, den „Alten von Willigen,“ eine Ausnahme. An Stelle der alten kleinen Feste auf der Höhe, erzählt sie, hatte er mit großen Kosten eben die schöne und stolze Burg Besserstein vollendet, als er zufällig ein Zwiesgespräch seiner jungen, kaum halberwachsenen Söhne vernahm. Sie unterhielten sich davon, wie sie nach des Vaters Tode von dem sichern Schlupfwinkel aus, gleich andern Edlen, die Reisenden und den Kaufmann auf der Landstraße niederwerfen und ausplündern wollten. Da rief der Greis erzürnt: „mein Schloß soll kein Raubnest werden!“ Und eigenhändig warf er den Brand in das Haus und ließ es bis fast auf den Grund zerstören, so daß es nie wieder hergestellt werden konnte. Was später aus den Söhnen ward, erzählt die Sage nicht; sie scheinen in die Fremde gewandert und dort verschollen zu sein.

Nachdem wir den nördlichsten Theil des Kantons, die Gegend zwischen Rhein, Aar und Limmat durchwandert, wenden wir uns dem Osten zu. Noch im Kanton Zürich, als Enclave desselben, liegt das Gebiet des kleinen, stillen und wenig bekannten Frauentlosters Fahr, das unter der Aufsicht der berühmten Abtei Einsiedeln steht. Im Jahre 1130 gestiftet, ist es nie zu großer Blüthe gelangt. Unmittelbar an der Kantonsgrenze auf dem rechten Ufer der schnellfließenden Limmat, welche nur mit großer Vorsicht und nur stromabwärts befahren werden kann, treffen wir auf die schönen Sandsteinbrüche von Würenlos, deren Erzeugnisse weithin und fast durch die ganze Schweiz verfahren werden. Auch interessante Versteinerungen, namentlich Haiiischzähne, kommen hier nicht selten vor. Jenseits des Thalwassers erhebt sich der weitlichtige Heitersberg, ein bewaldeter Berg, über welchen ein Weg nach Mellingen führt. Bei einem einsamen Bauernhause blickt man in ein schmales, längliches Thal hinab, in welchem der stille Ragelsee ruht.

Fast senkrecht erhebt sich die hohe, mit Gebüsch bedeckte Wand des westlichen Bordes, niedriger und offener ist das östliche Gestade. Weiter unten am südlichen Ende des Sees, auf einer kleinen grünen, am Walddahang klebenden Matte, steht ein Fischerhäuschen und ein Kahn schwimmt am einsamen Borde. Ein Bächlein aber entfließt am nördlichsten Ende und rinnt oft in kleinen Wasserfällen sich überstürzend ins Thal. Der See gehörte früher dem alten Kloster Wettingen, das nicht weit entfernt sich auf einer von der Limmat umflossenen Halbinsel erhebt. Im Jahre 1227 von Graf Heinrich von Rapperschwyl, der, seiner Reise zum gelobten Lande wegen, der Wandler zubenannt ward, auf Grund eines Gelübdes gestiftet und von ihm, weil ihm bei einem fürchterlichen Sturm im Mittelmeer ein heller Stern Erhöhung seiner Bitte und Rettung verkündigt hatte, „Meersterne“ genannt, gedieh es bald zu bedeutender Blüthe und erwarb sich große Güter und Gefälle und das Aufsichtsrecht über viele andere Klöster, sank aber später wieder in Folge der unregelmässigen Lebensweise seiner Inassen, welche es zur Reformationzeit fast sämmtlich verliessen. Dennoch erhielt es sich bis zur allgemeinen Aufhebung der Männerklöster im Kanton Aargau, die in Folge der Unruhen im Jahre 1840 nach mehrjähriger Sequestration stattfand, und ward bald darauf in ein Lehrer-Seminar verwandelt. So unregelmässig und gewöhnlich die geräumigen Klostergebäude sind: aus der Ferne gesehen gewähren sie einen sehr malerischen Anblick und locken oft Besucher an, welche durch die theils sehr alten, theils sonst merkwürdigen Glasmalereien im Kreuzgange und die prächtigen Chorstühle in der Kirche für dies kleine Opfer an Zeit reichlich entschädigt werden. Zu Wettingen war früher eine habsburgische Familiengruft, in welcher auch der ermordete Kaiser Albrecht bis zu seiner Ueberführung nach Speyer beigesetzt war. Die Gegend umher ward in dem ersten Jahrhundert nach Christo von den Römern bewohnt, auf welche der alte am Kirchthum eingemauerte Denkstein des Lucius Annusius Magianus, seiner Gattin Alpina Alpinula und seiner Tochter Peregrina, welche in der Nähe auf eigene Kosten einen Isis-Tempel gründeten, hinweist.

Kaum eine halbe Stunde stromabwärts von Wettingen erreichen wir das in einem engen Thalfessel liegende Städtchen Baden, dessen warme Quellen seinen Namen im Mittelalter weit bekannt machten. Schon die Römer siedelten sich der Quellen wegen hier an und nannten den Ort Aquae; Caecina ließ den „seiner Heilquellen wegen viel besuchten Belustigungsort,“ als er, wie bereits erwähnt, zu Vitellius Zeit gegen die Helvetier ins Feld zog, um sie schließlich auf dem Bözberg zu vernichten, ausplündern. Die „Landstadt“ lag indeß damals nicht auf der jetzigen Stelle, sondern weiter westlich, wo sich noch Trümmer alter Bauten finden, und eine römische Brücke führte bei den Bädern über den Strom. Daß eine Befestigung, ein Castell, vorhanden war, muß bezweifelt werden; wenigstens haben sich sichere Spuren nicht gefunden; wahrscheinlich stand nur eine Warte auf der Burghöhe.

Im Mittelalter wird Baden schon früh genannt und kam nach und nach der Bäder wegen wieder in Aufnahme. Vornehme Herren und fürstliche Personen besuchten es häufig und von der Feste Stein, welche auf hohem Fels bei der Stadt thronte, zog Kaiser Albrecht an jenem Tage des Mai 1308 nach der Reuß hinaus, an welchem er von seinem Neffen Johann von Schwaben erschlagen ward. Das regte, lustigste, um nicht zu sagen wildeste und üppigste Leben herrschte indeß zu Baden zur Zeit des Concils zu Constanz; damals ward es nicht nur von allen angesehenen Personen, welche auf dem Concil tagten, mehrmals besucht, sondern diente auch als Sommeraufenthalt der verrufenen, nur dem Vergnügen nachgehenden und sittenlosen Gesellschaft, welche sich ihnen bei der damals allgemeinen Wanderung nach Constanz anschloß. Bekannt ist Boggio's blühende Schilderung des Badener BADELEBENS. Damals nahmen auch nach der Nechtung Herzog Friedrich's von Oesterreich die Eidgenossen Baden mit dem übrigen Margau in Besitz, indem sie die starke Feste Stein belagerten und eroberten. Auch später noch zog die Limmstadt zahlreiche Kurgäste an; außerdem hielt im Rathhause die Eidgenossenschaft seit 1426 ihre Tagatzungen, während welcher die Vertreter der fremden Mächte am Ort anwesend zu sein pflegten, und fanden daselbst oft andere wichtige Zusammenkünfte statt. So unterzeichneten zu Baden Prinz Eugen von Savoyen und Marschall Herzog von Villars 1714 als Vertreter Oesterreichs und Frankreichs den deshalb sogenannten Frieden von Baden, welcher den spanischen Erbfolgekrieg endete. Seitdem haben wohl deutsche Kurorte dem bedeutendsten und ältesten schweizerischen Abbruch gethan, aber noch immer finden sich Leidende in jedem Jahre in großer Zahl, oft nach einander mehr als 10,000 Personen, ein, um die Heilquellen zu benutzen und in friedlicher Stille ihrer Gesundheit zu pflegen; denn von den rauschenden und erschöpfenden und kostspieligen Vergnügungen und Hasardspielen der früheren Zeit ist nicht mehr die Rede.

Die Bäder zerfallen in die sogenannten großen, stärker benutzten auf dem linken Ufer der in der schmalen Thalspalte fließenden Limmat, und die kleinen auf der rechten. Die Temperatur derselben ist 37 bis 42 Grad Reaumur; die hauptsächlichsten festen Bestandtheile weisen sich bei der Untersuchung als schwefelsaurer Kalk, salzsaures Natron, salzsaure Bittererde, Glaubersalz, Bittersalz und Magnesia aus. Fortwährend steigen aus dem Wasser Gasblasen auf, welche aus Kohlenäuregas und Stickstoffgas bestehen. Die Quellen sind dabei so reich, daß sie in 24 Stunden mehr als 3 Millionen Pfund Wasser liefern und man die festen Bestandtheile an Kochsalz auf 2 Millionen Pfund, an Gips auf 1½ Millionen Pfund jährlich berechnen will. Fast alle Gasthöfe haben ihre eigenen Quellen und ohne Zweifel würden artesische Bohrungen den Wasserreichthum noch vermehren. Am einflußreichsten und heilsamsten wirken die Schwefelthermen Badens gegen Rheumatismus, Gicht und Hautkrankheiten; Brustleidenden können sie

sehr nachtheilig werden, und sind deshalb mit Vorsicht und nur auf ärztlichen Rath zu gebrauchen.

Von allen Bädern war schon vor Jahrhunderten dasjenige der heiligen Verena das berühmteste; mitten aus dem geräumigen Duellbassin stieg eine Säule empor, welche das Bild der Schutzpatronin trug. Alljährlich am ersten September ward die Nische, in der es aufgestellt war, mit Blumen geziert und mit Kerzen beleuchtet, um die Heilige, welche einst die frankten römischen Soldaten gepflegt hatte, den Badenden günstig zu machen. Das Wasser galt schon in der frühesten Zeit um deswillen als das beste, weil es unmittelbar aus der Erde, aus dem sogenannten Verenaloch, in das Bassin tritt, in dem die Badenden auf steinernen Bänken, mit Badhemden angethan, zu sitzen pflegten. In der Regel benutzten es nur Arme; aber des Abends, wenn es verlassen war, pflegten es die kinderlosen Frauen der höheren Stände zu besuchen, um durch Hilfe der heiligen Verena und ihres gesegneten Quells Nachkommenschaft zu erhalten. Weniger angesehen war das Freibad. Von den Gasthöfen galt früher als der bedeutendste der großen Bäder der alte Freihof, dessen Gäste einst über alle leichte Vergehen der Kurgäste förmlich zu Gericht sitzen durften; gegenwärtig hat ihm der Stadthof den ersten Rang abgelassen und Schiff, Limmathof, Ochs, Freihof und Verenahof stellen sich ihm zur Seite. Alle besitzen hübsche Gebäude, mehrere auch schöne Höfe und Gärtchen. Weniger einladend erscheinen die Gasthäuser der kleinen Bäder. An Badepromenaden ist Mangel vorhanden; außer den Spaziergängen auf beiden Seiten der Limmat und nach dem Martinsberg finden sich nur weitere Partien auf den Kreuzberg, in den an wilden Felsentrümmern reichen von Sagenluft umwehten Teufelskeller, nach Wettingen, auf die Lägern-Aussicht und die Höhe von Baldegg, und nach Schinznach.

Baden, die Stadt, selbst bietet wenig; die Straßen sind winklich und steigen steil nach der Limmat ab; die Häuser einfach und ungeschmückt. In der schönen Stiftskirche fand zur Reformationszeit eine folgenreiche Disputation statt, bei welcher auf katholischer Seite Eck, auf protestantischer Decolampadius und Haller von Bern standen. Auch eine evangelische Kirche ist vorhanden. Historisch wichtiger als beide ist die alte Weste Stein, die, im Jahr 1415 gebrochen, von den katholischen Ständen nach und nach wieder aufgebaut, im Jahre 1712 von Zürich und Bern nochmals von Grund aus zerstört ward und jetzt ganz verfällt. Nur Reste eines Thurmes, Mauertrümmer und Gewölbe sind auf der Höhe, zu der von der Stadt aus eine schmale steinerne Treppe, von außen her ein Fahrweg führt, vorhanden. Wenige Jahre nach Kaiser Albrechts Tode zog der stolze Herzog Leopold I. 1315 von hier aus gegen die tapfern und freiheitsmuthigen Eidgenossen, um bei Morgarten aufs Haupt geschlagen zu werden, und auch Leopold II. begann vom Stein aus 1386 seinen unglücklichen Sempacher Zug gegen dieselben



J. Bohbeck del.

A. Pesca sculp.

BADEN UND DIE RUINE STEIN.

(Aargau)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

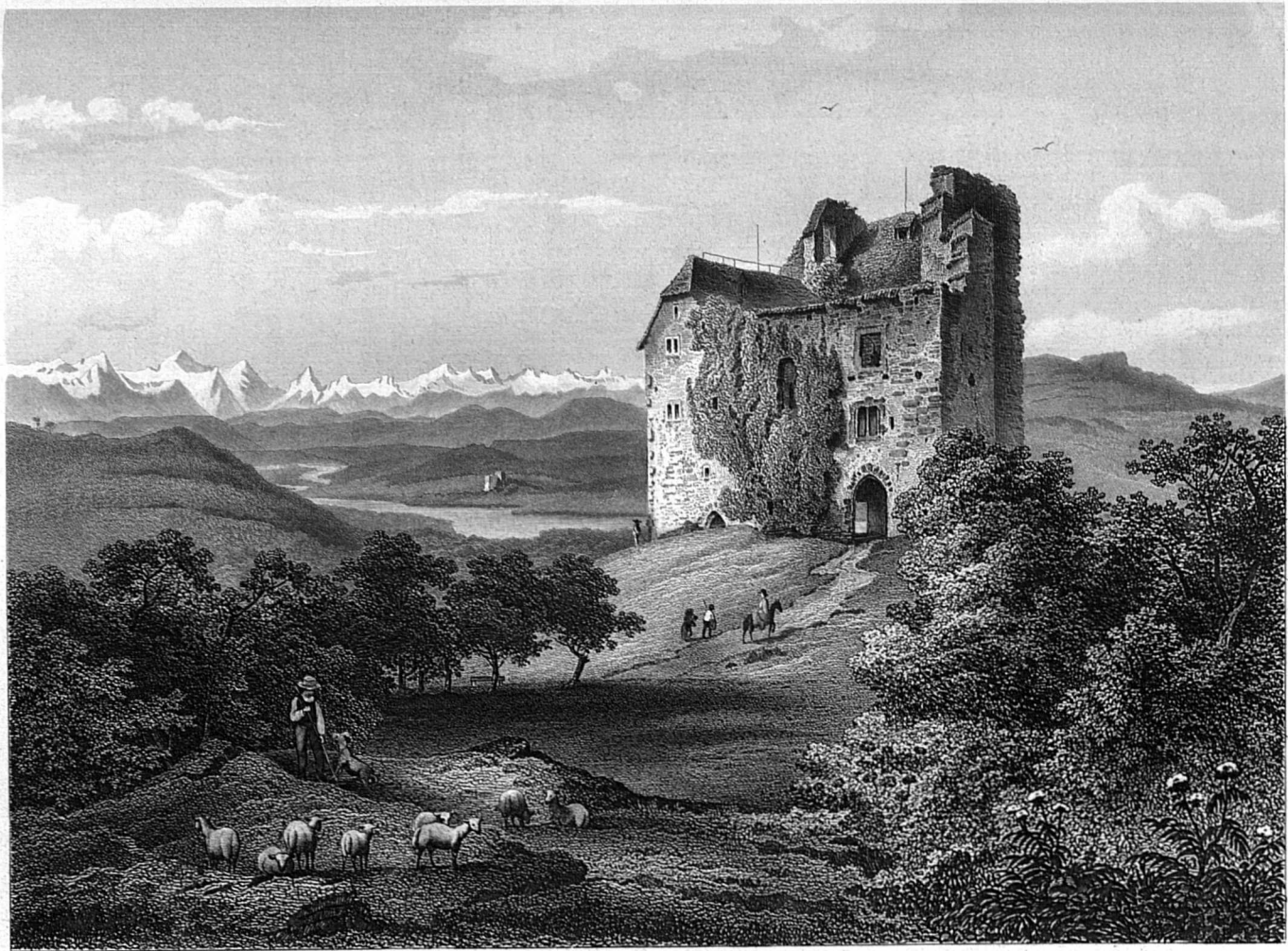
Eidgenossen, von dem er nur als Leiche zurückkehrte. Durch den Schloßhügel zieht sich jetzt ein Eisenbahn-Tunnel, auf der Höhe aber führen schöne Wege hin und her zu herrlichen Ausichten auf das Limmatthal, den schmalen Kessel von Baden, den bewaldeten Kreuzberg, den steilen und wilden Lägerzug und die fernen Hochgebirge im Osten.

Folgen wir von Baden aus der Eisenbahn und der Limmat, so erreichen wir bald die Station Turgi, von der ein Arm der Nordostbahn, den wir bereits kennen gelernt haben, sich nordwärts nach dem Rhein und der badischen Station Waldshut wendet, während der andere westwärts ziehend die Reuß überbrückt und, an dem alten Dörfchen Windisch und an Kloster Königsfelden vorbeistreifend, das Städtchen Brugg erreicht.

Zwischen steilen Felsen hat sich bei Brugg die Aar ein so enges Bett gebrochen, daß ein einziger Bogen der kurzen steinernen Brücke genügt, um die beiden Ufer zu verbinden. Ohne Zweifel bestand die Brücke schon in alter Zeit, da sie dem Ort den Namen gab, welchen schon im Jahre 1007 Rudolph von Altenburg im Kriege gegen seinen Bruder Radbot verbrannt haben soll. Die Gegend umher ist schön und umfaßt die anmuthigen Gefilde, auf denen die Römer das alte Windonissa erbauten; nur in den nahen Jurahöhen liegen raube, felsige Thäler, welche nichts desto weniger den fleißigen Bewohnern vorzügliche Gartengewächse und Feldfrüchte gewähren. Brugg gehörte von Alters her den Habsburgern, die sich in der ersten Zeit Grafen von Altenburg nannten und hing an ihnen mit seltener Treue, bis es sich, nachdem Herzog Friedrich von Oesterreich ihren Gesandten persönlich erklärt hatte, daß er seine Unterthanen nicht mehr zu schützen vermöge, an Bern ergab und unter dessen Herrschaft kam. Im Jahr 1444 litt es sehr durch den verrätherischen Ueberfall, den Thomas von Falkenstein und Hans von Rechberg ohne jede Absage und nachdem sie kaum die Gastfreundschaft der Bürger genossen hatten, gegen die vertrauensvolle Stadt unternahmen; viele ihrer Bürger wurden fortgeschleppt, aber durch die Frauen von Brugg, welche ihren Schmuck verkauften, ausgelöst. Brugg ist zwar kein modernes, aber auch kein unfreundliches Städtchen; es zeigt Leben und Mithrigkeit und nicht unbedeutenden Verkehr. Außerdem ist es seiner großen geistigen Regsamkeit wegen bekannt und hat sogar den Beinamen das Prophetenstädtchen empfangen, weil viele seiner Kinder sich in den Wissenschaften einen angesehenen, zum Theil sogar einen berühmten Namen erworben haben. So stammten die Chronisten Etterlin und Eglof, die Historiker Thüring und Frickard, die Theologen Stapfer und Hummel, der Philosoph Zimmermann, der Dichter Fröhlich, die Staatsmänner Reuggen und Stapfer sowie viele Andere aus Brugg. Bemerkenswerth sind der uralte aus großen Blöcken erbaute Thurm und die seltsamen, als Hunnenköpfe bezeichneten Steinbilder bei der Brücke über die Aar.

Südwärts von Brugg in etwas erhöhter Lage erreichen wir das ehemalige Kloster Königsfelden, das nach der Aufhebung in ein Kranken- und Irrenhaus verwandelt ward und später auch eine Sammlung römischer Münzen und Alterthümer, meist der Römerstadt Vindonissa entstammend, erhielt. Nachdem am 1 Mai 1310 Kaiser Albrecht von Herzog Johann von Schwaben und seinen Genossen ermordet worden war, errichtete Königin Agnes auf der Stätte der Bluttthat ein Frauenkloster, welchem sie einen Theil der confiscirten Güter der Mörder und ihrer Verwandten übergab. Genau auf der Stelle, wo der Kaiser, nachdem er vom Pferde gesunken, in den Armen einer Bettlerin endete, ward der Hochaltar errichtet. Königin Agnes selbst nahm den Schleier in Königsfelden, wo sie 50 Jahre lebte und der grausamen Vollziehung der Blutrache ungeachtet im Geruch der Heiligkeit starb. Reiche Geschenke flossen dem Kloster mit jedem Jahrzehend und brachten es bald zu hohem Ansehen, wozu nicht wenig auch der Umstand beitrug, daß es lange die beliebte Grabstätte des Habsburgischen Geschlechts war. Umfangreiche Gebäude entstanden und es ward eine ziemlich große Kirche erbaut, deren Chor man mit prächtigen, zum größeren Theil noch wohl erhaltenen Glasmalereien schmückte. In späterer Zeit verlor Königsfelden, das von Clarissinen und einer kleinen Anzahl Minoriten-Mönchen bewohnt war, an Bedeutung und wurde 1528 aufgehoben. Im Jahre 1770 brachte man auch die Gebeine der sieben Glieder des Hauses Habsburg, welche in seinem Gotteshause ruhten, auf Wunsch der Kaiserin Maria Theresia, welche, wie es scheint, ihre Vorfahren nicht länger auf Schweizerboden lassen wollte, nach St. Blasien im Schwarzwald. Nur Reste der hölzernen Umhüllung des Grabmals Herzog Leopolds und einige steinerne Grabsteine in der Schlacht von Sempach gefallener Ritter sind noch zu sehen, während der Sarkophag, in welchem einst Kaiser Albrechts Leiche bis zu ihrer Ueberführung nach Speier ruhte, in Wettingen bei Baden noch heute aufbewahrt wird.

Ostwärts von Königsfelden gegen die Reuß zu erhebt sich die Kirche des Dorfes Windisch, das seinen Namen mit Recht von der Römerstadt Vindonissa herleitet. In seiner kleinen anspruchslosen Kirche sind zwei merkwürdige, leider schon stark verwitterte Steine eingemauert, von denen der eine mit Bildwerk versehene römischen, der zweite, der eine Inschrift trägt, frühmittelalterlichen Ursprungs ist. Ueberall in der Nähe finden sich Bruchstücke römischer Ziegel mit den Stempeln der elften und einundzwanzigsten Legion, Scherben gewöhnlicher und feinerer Gefäße, Haftnadeln und andere Gegenstände von Bronze, Münzen und dergleichen mehr, welche sorgfältig gesammelt und dem hübschen kleinen Museum in Königsfelden, dem auch die in der Umgegend entdeckten merkwürdigen Denksteinen aus Marmor und Sandstein angeschlossen worden sind, überwiesen werden. Von römischen Bauwerken ist weder hier noch auf andern Stellen des



J. Rohlock del.

A. Pesca sculpt.

SCHLOSS HABSBURG.

(Aargau)

Druck & Verlag von C.G. Lange in Darmstadt.

ehemaligen Stadt-Terrain eine Spur vorhanden; im Mittelalter war indeß überall bedeutendes Mauerwerk sichtbar und noch im achtzehnten Jahrhundert erblickte man auf der Stelle, welche jetzt Bärlißgrube genannt wird, die Ruinen des Amphitheatere, das etwa 320 Fuß lang aus schönen Quadrern erbaut war. Auch die alte Leitung, welche das gute Trinkwasser vom Brunnen-Berge herab und über das ganze Birrfeld führte, ist noch vorhanden und versorgt namentlich, nachdem sie mehrmals ausgebessert worden, Kloster Königfelden und seine zahlreichen Insassen.

Gleichen Ursprungs und auf einer Stätte gelegen, welche ebenfalls von den Römern als Theil von Bindonissa bewohnt und bebaut ward, sind die Ruinen, welche an der Nar eine Viertelstunde aufwärts von Brugg in der Nähe des Dörfchens Altenburg die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, Mauern von gewaltiger Dicke und nicht unbedeutender Höhe, ursprünglich von den Römern errichtet, aber zugleich die letzten Ueberbleibsel des Schlosses Altenburg. Hier hausten bis nach dem Jahre 1020 die ersten Grafen von Habsburg, welche sich damals von Altenburg nannten, ein reiches und mächtiges Geschlecht, dessen Besizthum „im Eigen“ die Stätte von Bindonissa mit umfaßte. Mit außerordentlichem Geschick wußten schon damals die Habsburger die Familiengüter zu vermehren; durch Kauf, List und Fehde dehnten sie sich aus und wo sie ihre eiserne Hand hinstreckten, verwandelten sich in kurzer Frist die freien Bauern in Unterthanen. Bekannt ist die Sage von der gewaltthätigen Unterdrückung der freien Landleute um Wohlten, die Guntram der Reiche durchführte und sogar trotz der Klagen der Geschädigten bei dem Kaiser zu rechtfertigen wußte, und diejenige von der Erbauung der Habsburg durch seine beiden Söhne, den Grafen Radbot und Bischof Werner von Straßburg. Mit einem Theil des Geldes, welches Werner im Interesse seiner Familie, wie die Tradition sagt, durch Erpressung herbeischaffte, errichtete Radbot auf dem Wülpeßberge eine zwar feste, aber einfache Burg, verwandte aber den größten Theil der Gaben des reichen Bischofs dazu, um sich Lehnsleute und Diener zu schaffen. Auf eine schöne und stattliche Wohnung verzichtend, suchte er sich ausreichende Mittel zu verschaffen, um nicht nur den Anfeindungen seiner Nachbarn zu widerstehen, sondern auch sie sich unterthänig zu machen. Wie richtig er gerechnet hatte, zeigte sich schnell. Seine Nachkommen folgten ihm auf diesem Wege und bald waren sie die mächtigsten Herren der Nordschweiz, welche nur noch eines Schrittes bedurften, um mit dem schlauen und rücksichtslosen, aber nichts desto weniger viel gefeierten Rudolph von Habsburg auf den Kaiserthron zu gelangen.

Wer die Habsburg besuchen will, findet verschiedene bequeme und anmuthige Wege, welche von Brugg und Schinznach aus auf den Wülpeßberg leiten. Ursprünglich gehörte die Burg zu den größeren des elften Jahrhunderts, war 300

Fuß lang, 100 Fuß breit, mithin größer als die stolze Kyburg, und zerfiel in drei abgeforderte Abtheilungen. Wie sie befestigt war, läßt sich nicht mehr völlig übersehen; indeß war sie jedenfalls nicht leicht einnehmbar, wenn auch durch die Lage nicht stark geschützt. In der wohnlichen Einrichtung zeichnete sie sich durch Bequemlichkeit und Annehmlichkeiten nicht aus; wenigstens hielten sich die späteren Habsburger, wie z. B. König Rudolph und Albrecht, weit lieber auf der Kyburg oder auf dem Stein zu Baden als auf der Habsburg auf. Gegenwärtig sind nur noch zwei Thürme und das Hauptgebäude, welche, vom alten Reitwege aus gesehen, überraschend und großartig genug erscheinen, vorhanden. Wie kein anderer des Mittelalters steht mit seinen gewaltigen Werkstücken, die ihre scharfen Spizen und Buckeln je höher desto wilder herausstrecken, der Thurm Rathods da; unerschüttert und unverwittert ragt er aus den Jugendtagen des deutschen Reiches herein in die bewegliche Gegenwart, ein bedeutungsvolles Denkmal des Geschlechts, das ihn erbaut hat.*)

Als die Kaiser und ihre Nachkommen nicht mehr auf der Habsburg wohnten, ward diese zuerst der Sitz ihrer Dienstmänner, der Truchessen von Wildegg und später der Herren von Wohlen, bis sie, nachdem Herzog Friedrich von Oesterreich am 7. April 1414 von Kaiser Sigismund in die Acht des Reiches erklärt worden war, von den Bernern eingenommen und zum Theil gebrochen ward. Was von dem Schloß und seinem Zubehör noch übrig blieb, ward damals zu Lehn gegeben und kam später in den Besitz des Klosters Königsfelden; aber nur ein Wächter wohnte im fünfzehnten Jahrhundert auf der Beste. Erst im Jahre 1777 ward sie wieder von einem Habsburger, von Kaiser Joseph II. besucht; und 1814 besuchte sie Kaiser Franz I., der den Stammsitz seines Geschlechts auf seiner Rückreise von Paris in Augenschein nahm. Wie es scheint, machte die anspruchslose Burg keinen Eindruck auf den letzteren, dagegen rühmte er mit vollem Recht die Aussicht auf die Hochalpen, welche auch jetzt noch die Kurgäste von Schinznach mehr anzieht, als alle mit der Habsburg verknüpften historischen Erinnerungen.

Von der Habsburg auf angenehmen Waldwegen mit hübschen Durchblicken hinabsteigend besuchen wir Bad Schinznach. Bis zum Jahre 1658 war das auf dem rechten Ufer gelegene Dorf gleichen Namens nur durch den guten Wein, welchen es erzeugt, bekannt; damals aber entdeckte man am linken Ufer die berühmte Heilquelle, welche indeß 1676 bei einer Ueberschwemmung wieder verschwand und erst 1692 von neuem auf einem kleinen Inselchen in der Nar aufgefunden ward. Der Brunnen hat eine Temperatur von 26 Grad Reaumur, ist

*) Nähere Mittheilung über die interessante Burg siehe in „Denkmale des Hauses Habsburg in der Schweiz. 1. Heft. Die Beste Habsburg in Aargau.“ Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bd. XI. Heft 5.

schwefelhaltig und liefert jede Minute etwa 120 Maaß Wasser, das vollkommen hell ist, aber stark nach faulen Eiern riecht, einen unangenehmen bitter-salartigen Geschmack hat und sich, an der Luft stehend, trübt. Die Badegebäude wurden im Jahre 1694 angelegt und versammelten bald eine große Zahl von Kurgästen der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs, welche oft Heilung, noch häufiger aber, wie Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts berichten, Unterhaltung und Vergnügungen suchten. Die jetzigen geschmackvollen und gut ausgestatteten Gebäude stammen mit den Badeeinrichtungen aus dem Jahre 1825 und können etwa 400 Fremde fassen; sie sind von anmuthigen und gut gehaltenen Anlagen umgeben, aus denen man in eine freundliche und anziehende Gegend gelangt, welche im Thalgelände und auf den Höhen hübsche Spaziergänge in reichem Maaße bietet.

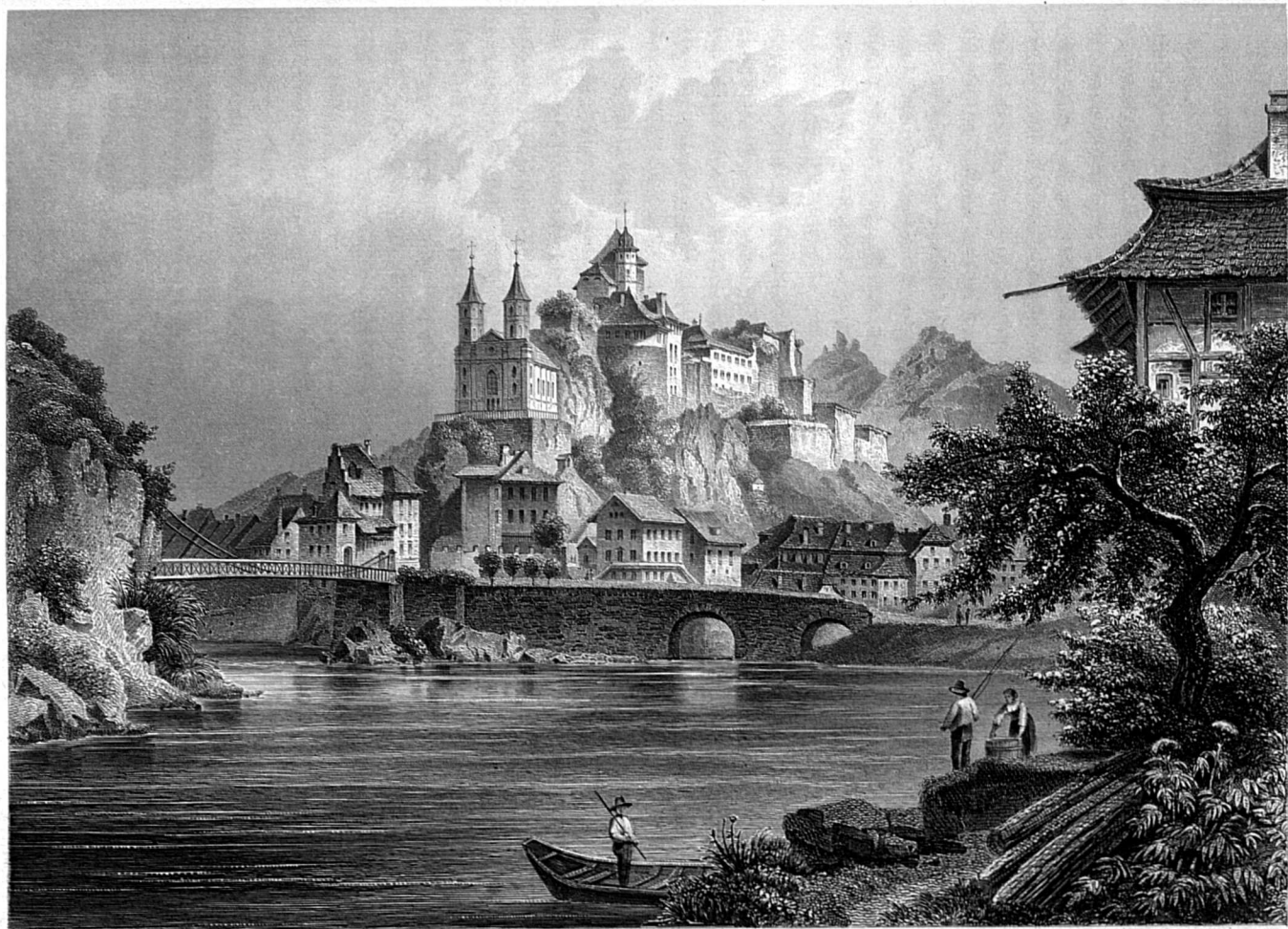
Von Bad Schinznach aus streicht die Landstraße wie schon von Brugg ab am linken Ufer, indem sie zunächst Holderbank berührt. Auf dem Gipfel des Berges, an welchem das Dorf gelegen ist, thront auf aussichtsreicher Höhe das alte wohlerhaltene Schloß Wildeggen, ein breites, hohes und weitläufiges Gebäude, welches hübsche Gärten und Nebberge umgeben. Drunten am Berge quillt bei den Wildegger Fabrikgebäuden ein jodhaltiges Heilwasser, das bei Bohrung eines artesischen Brunnens unvermuthet zu Tage kam und viele andere Sodbrunnen an Jodreichthum übertrifft. In der Nähe zog einst die große Römerstraße von Salodurum (Solithurn) nach Windonissa vorüber und noch finden sich ihre Spuren im Walde bei Kupperzschwyl, wo im sogenannten Ziegelgäßchen auch römische Gebäude gestanden haben. Von hier aus erreichen wir endlich in etwas mehr als einer Stunde die Hauptstadt des Kantons, das freundliche, wohlgebaute Aarau.

Der Ursprung der Stadt Aarau knüpft sich an den alten Thurm Nore, ein festes Gebäude mit sieben Fuß dicken Mauern, welches der Sitz der Graugrafen der Freiherrschaft Nore in Burgund gewesen sein soll, an. Im zehnten Jahrhundert gehörte die Gegend weit umher den Grafen Altenburg. Damals hatten sich bereits um die Burg Nore Menschen angesiedelt, welche nach und nach eine Stadt gründeten. Im Jahre 1229 war diese bereits so bedeutend und wichtig geworden, daß sie einen eigenen Schultheißen erhielt und 1270 ein Frauenkloster zu stiften vermochte. Mit großen Freiheiten von Kaiser Rudolph von Habsburg begabt, umzog sie sich 1386 mit neuen Mauern und nahm die Vorstädte in das Burgrecht auf, konnte indeß doch nicht verhindern, daß sie 1388 von den Bernern und Solothurnern schwer geschädigt wurde und 1415, als die Berner auf Kaiser Sigismund Veranlassung dem geächteten Herzog Friedrich von Oesterreich das Aargau durch einen plötzlichen Einfall fortnahmen, sich ihnen ganz ergeben und den Unterthanen-Eid leisten mußten. Im Jahre 1528 am 1. März schloß sich Aarau dem reformirten Bekenntniß an; nach der Bildung des Kantons Aar-

gau aber ward es dessen Hauptstadt und der Sitz der Kantons-Regierung, welche den Ort gehoben und mit mehreren schönen Gebäuden und einer Hängebrücke über die Aare geschmückt hat.

Narau liegt auf einem geräumigen, ganz flachen Kalkfels, der keine Quelle besitzt. Um so wichtiger ist sein Stadtbach, welcher vom Fuß des Gönhards über das Subrerfeld künstlich zur Stadt geführt und durch ihre Straßen geleitet wird. Die Mauern sind vor sechszig Jahren gebrochen worden und nach allen Seiten dehnen sich die freilich noch wenig umfangreichen Vorstädte aus. Auch die alten Thore und Thürme verschwinden nach und nach und nur der uralte Thurm von Aore, in welchem Fichotte's Freihof von Narau spielt, ist, obwohl umgestaltet, vorhanden. Von den neuen Gebäuden zeichnen sich die Kantonschule, die Kaserne, das Casino aus; denen man noch den Bahnhof zuzählen kann. Die Straßen sind nur von mittlerer Breite und die wenigen Plätze verhältnißmäßig wenig umfangreich, so daß Narau mit den schöneren neueren Städten nicht wetteifern kann; indeß macht es doch keinen unfreundlichen Eindruck. Sehenswürdigkeiten, von den hübschen Sammlungen abgesehen, bietet die Stadt nicht; dagegen hat es schöne und anziehende Spaziergänge auf der Schanze, dem Balaenenweg, dem Hungerberg, nach Rüttigen u. s. w. und für diejenigen, welche große Excursionen machen wollen, nach Schinznach, ins Lostorfer Bad und auf die Gislifluh, den bedeutendsten Aussichtspunkt der Gegend.

Auf der rechten Seite der Aar erhebt sich mit breiten Wänden ein langgestreckter, buchenbewaldeter Berg, der sich in ein Felsenhorn zuspitzt. Auf dem westlichen Ende des Höhenzuges Gislifluh haben sich Freunde schöner Fernsichten ein kleines Rundplätzchen ausgeebnet und die Kuppe der Berge zu breiten ringförmigen Stufen ausgehauen. Alljährlich am Himmelfahrtstage wird hier von Bewohnern der Umgegend ein hochausfloderndes Festfeuer angezündet, gefocht und getanzt; der hauptsächlichste Zweck der Bergwänderung aber, welche in der Regel in der Nacht begonnen wird, ist der, den Aufgang der Sonne zu sehen, welche alter Ueberlieferung zufolge, an diesem Morgen drei Freudensprünge machen soll. Ohne Zweifel hat sich dieser Brauch noch aus dem Heidenthum erhalten, welche seine religiösen Feste auf aussichtsreichen Höhen feierte. Südlich, einige Schritte abwärts von dem Höhenpunkt, zeigen sich auf einem Vorsprunge Spuren eines alten Bauwerkes, das bis auf den Boden fortgeschafft ist. Hier wohnte nach den Einen die heilige Einsiedlerin Gisla, nach den Andern aber gehörte das kleine Kirchlein den beiden Dörfern Thalheim und Veltheim. Im Osten aber neigt sich der lange Bergwall dachförmig nieder, der Wald wird zur Viehweide, erreicht die bedeutend ausge dehnte Anhöhe von Veltheim und sinkt gegen Schloß Wildenstein hinab. Die Aussicht umfaßt das Arthtal, die Jurahöhen und die ganze Alpenkette bis zum fernen, nur bei ganz klarem Wetter sichtbaren Montblanc, der bei so weiter



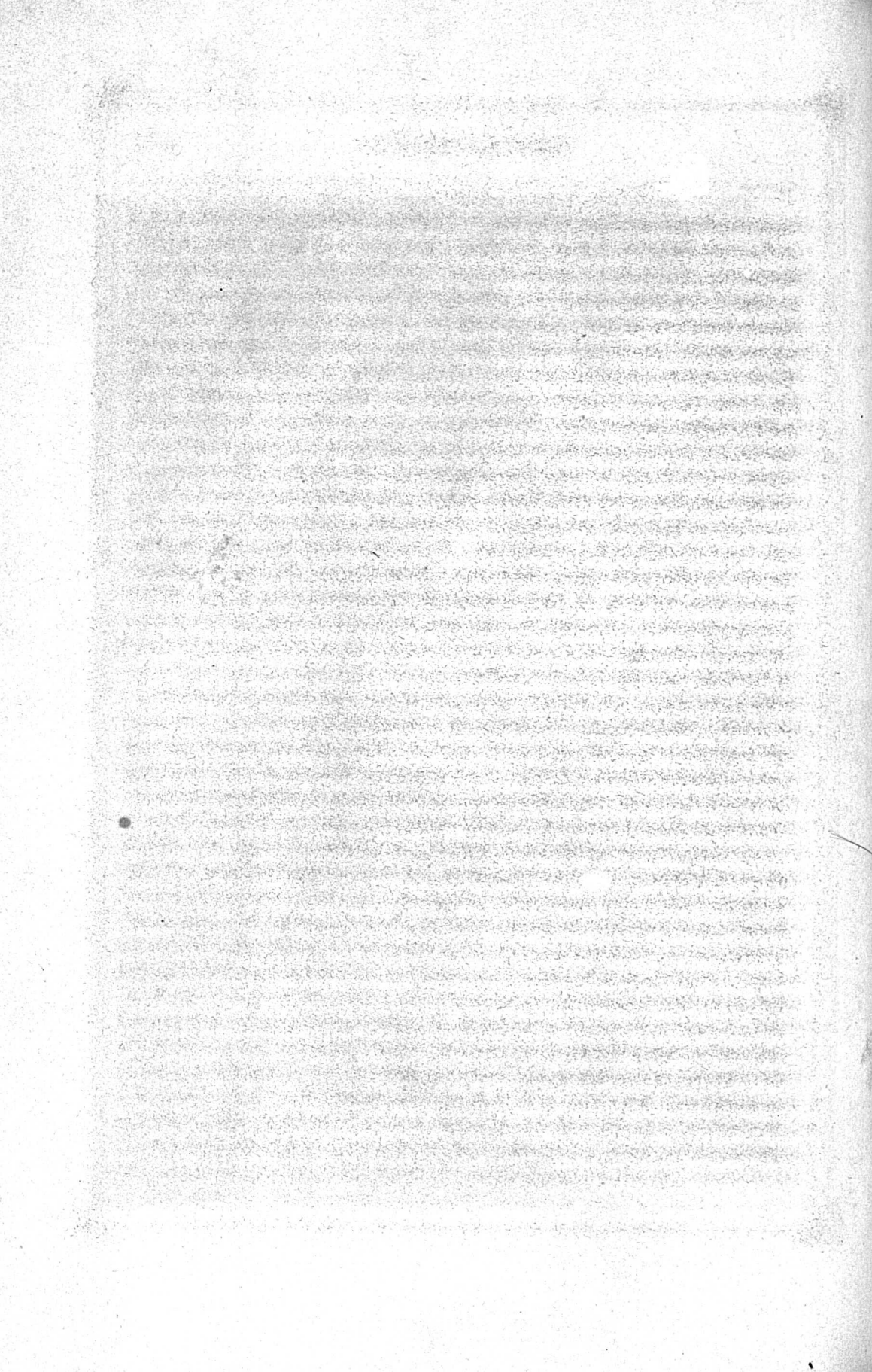
L. Rolibock del.

J. Poppel sculp.

A A R G A U .

(Aargau)

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



Entfernung indeß gegen die schöngeformten Riesberge des Berner Oberlandes, das Finsteraarhorn, das Schreck- und Wetterhorn, die Jungfrau u. s. w. zurücktreten muß.

Aarau liegt unweit der Grenze des Kantons Solothurn, aus welchem der Aarstrom heraustritt. Wir verlassen daher den Fluß, den wir bisher stromaufwärts verfolgt haben, und betreten die Landstraße über die sogenannte Kreuzstraße nach Bern, welche unweit der Grenzmarken Solothurns hinzieht. Die Gegend ist anmüthig und wohlangebaut, wenn gleich an der Suhr einzelne Sumpfrieder und Moore hervortreten. Bald berühren wir das gewerbhame Unter-Entfelden am Fuße des Distelberges, der die freundlichsten Spazierwege bietet, den weitläufigen Pfarrort Ober-Entfelden mit einem alten Gotteshause, Kölliken, einst das Eigenthum des fernwohnenden Abts von St. Gallen, und auf schönem, wohlangebauten Hochgelände Savenwyl, dessen Burgruine in einem Wäldchen an der Zofinger Straße mehr und mehr zerfällt. An dem Straßenknotenpunkt Kreuzstraße wenden wir uns wieder nordwärts und erreichen die Stadt Aarburg, wohin die Eisenbahn am Aarand hinstreichend über Olten gelangt.

Auf dem hohen Felsengrat des Wartenbergs erhob sich einst die Burg oder der Stein Aarburg, der Sitz der Freiherren uralten Stammes, welchen die Gegend drunten an der Aar gehörte. Unter ihrem Schutze baute sich nach und nach ein Städtchen an. Als sie ausstarben, gingen ihre Besitzthümer an die reichen Grafen von Froburg über, die diese, als sie mehr und mehr herab kamen, 1299 an die nach Ausdehnung ihrer Macht und ihres Einflusses strebenden Habsburger, die Söhne Kaiser Albrechts, abtraten. Später an die Edlen Kriechen verpfändet, ward Schloß und Stadt Aarburg im Jahre 1415 von den Bernern erobert, welche auf der Stätte der Burg im Jahre 1660 eine Festung erbauten, die mit hohen Mauern, starken Bollwerken, breiten festen Gewölben und einem tiefen Sodbrunnen versehen ward und nur auf in den steilen Fels gehauenen Stufen, 384 an der Zahl, zugänglich war. Lange Zeit als die einzige Festung der Schweiz aufrecht erhalten, diente sie auch als Sitz des Landvogts und Staatsgefängniß und mußte zur Mediationszeit (1802) diejenigen schweizerischen Männer aufnehmen, welche Kaiser Napoleon, weil sie seinen Plänen hinderlich waren, rücksichtslos verhaften und einsperren ließ. Von unten gesehen gewährt sie auf dem steilen fast überall unzugänglichen Fels thronend einen malerischen Anblick und bietet in ihren Zimmern herrliche Ausichten auf die Ebene und die Alpenkette. Das Städtchen selbst ist nur klein, aber recht freundlich und beschäftigt sich seit langer Zeit eifrig mit dem Weinhandel. Sehenswerth sind die Eisendrathbrücke über die Aar, die Kirche, zu der wie zum Schloß, in den Stein gemeißelte Stufen hinaufführen, und die hübsche Aussicht auf dem jenseit der Aar gelegenen Bohnberge, dem Wetterpropheten der Umgegend, welche die, helle

Tage oder Regen verkündigenden Wölkchen an seinem Gipfel mit gläubiger Zuversicht beobachtet.

Südöstlich von Narburg im Thal der Wigger und an der Straße nach Sursee, welche bald darauf in den Kanton Luzern eintritt, befindet sich ein alter Römersitz, Zofingen, angeblich einst Tobinium genannt, in dessen Nähe oft römische Münzen, Geschirre und kleine Erzstatuen gefunden wurden, im Jahre 1827 aber bei einer Ausgrabung drei Mosaik-Fußböden zum Vorschein kamen. Im Mittelalter gehörte die in Urkunden zuerst 883 genannte Stadt den Herzogen von Zähringen und später den Grafen von Froburg; damals hatte sie ein angesehenes Stift des heiligen Mauritius, Markt, Münze und Zoll und ward von eigenen Schultheißen verwaltet. Von Kaiser Rudolph von Habsburg erworben, wurde sie 1415 im Kriege gegen den geächteten Herzog Friedrich von Oesterreich gleich den übrigen Städten des Aargau von den Bernern schnell erobert, aber sehr rückständig behandelt. Trotzdem Zofingen Oesterreich stets mit unverbrüchlicher, opferfreudiger Treue angehangen hatte, trat es jetzt doch allen Bestrebungen entgegen, welche auf die Wiederherstellung der habsburgischen Herrschaft hienzielten und hielt fest zu Bern. In fruchtbarer Ebene an der oft wilden und reißenden Wigger breitet sich die Stadt, welche eine schöne weite Hauptstraße besitzt, aus; sie hat manche schöne und interessante Gebäude, wie das Schützenhaus, die große und würdige Kirche mit ihrem ansehnlichen Thurm und das stattliche Rathhaus. Neben Handel und Gewerbleiß steht seit Jahrhunderten die Wissenschaft in Ansehen; nicht wenige Zofinger nehmen eine achtbare Stelle unter den Gelehrten der Schweiz ein und werthvoll ist die Bibliothek, deren Zierde zwei Bände Original-Briefe schweizerischer Reformatoren und späterer Theologen bilden. Auf einer niedrigen Anhöhe nahe am Thor, der heitere Platz genannt, welche früher öfter als jetzt zu Waffenübungen benützt wurde, genießt der Besucher eine weite Aussicht auf das benachbarte Luzerner Gebiet, die Juraberge und die ferne Hochalpenkette.

Fast parallel mit dem Thal der Wigger zieht sich ein anderes, östlich von demselben gelegenes Thal nordwärts gegen die Nar hinauf; es ist das Thal der Sure, welche aus dem Sempacher See kömmt und die kleinen Kreise Staffelbach und Schöstland durchströmt. Die Landstraße von Narau nach Sursee streift durch dasselbe. Beide Kreise bieten in ihren Dörfern keine Merkwürdigkeiten; dagegen waren dieselben einst reich an alten Schlössern, von denen einzelne noch erhalten sind. Auf verwittertem Felsrücken thronen unweit Zofingen die mit Gehölz überwachsenen Ruinen von Bottenstein; verschwunden sind Reitnau und Entfelden; bei dem Marktsteden Schöstland liegt das Schloß Schöstland, welches im siebenzehnten Jahrhundert an die Familie May zu Bern kam, und auf stattlichem Hügel im Thal der verheerenden Rueder Ach prangt das neue Schloß Rued, das an

die Stelle des alten Sitzes der Dynasten von Rued errichtet ward. Eigenthümlich sind die vier Gemeinden von Rued erbaut; in kleinen Gruppen vereinigt, liegen die Wohnhäuser überall herum, hier in Thälern, dort in engen Schluchten, da an den Abhängen und dort umgeben von Wäldchen auf den Abhängen der Berge, welche das Rueder Thal einschließen.

Der niedrige Höhenzug, welcher das Suhrethal im Osten einfaßt, trennt es als Wassertheide von dem Thal der Wynen, welche bei Münster im Kanton Luzern entspringend, bei dem Dorfe Suhr sich in die Suhr ergießt. Die Einwohner dieses Thales nähern sich in Character und Tracht den nachbarlichen Luzernern und leben von Ackerbau und industrieller Thätigkeit. Im oberen Theil unweit der Grenze standen im Mittelalter im Gebiet des schönen Marktfleckens Reinach zwei Burgen des edlen Geschlechts von Reinach, feste Schlösser, deren Besitzer zu den angesehensten Männern ihres Landes zählten und welche die Geschichte der Zeit nicht selten nennt. Entschiedene Gegner der Eidgenossen, gehörten die Reinach zu den ersten jener Edlen, welche diesen beim Beginne des Sempacher Krieges abjagten, und sieben derselben fielen mit Herzog Leopold in der blutigen Schlacht, welche auf einen Schlag die Blüthe des aargauischen Adels vernichtete. Nur Hermann von Reinach entging durch einen Zufall dem Tode; aber die Stammburgen wurden gebrochen und nur wenige Ruinen bezeichnen noch ihre Stätte. Herrlich ist die weite und außerordentlich reiche Aussicht auf der alten Hochwacht der Gegend, Kruzi genannt, einem Gipfelpunkt des Hornberges; von Hohentwiel ab schweift das Auge über die tausend Gipfel, Ruppen und Spitzen der Berge, welche die Ketten von Appenzell, Glarus, Unterwalden, Bern, des Jura und des Schwarzwald zusammensetzen. Weiter abwärts im Wynen-Thal liegen die Pfarrdörfer Gontenschwyl und Kulm, letzteres zerstreut in Schluchten und auf Hügeln. Eigenthümliche Blicke gewähren die Höhen auf das Thal der Wynen. Ein wunderliches Gewirre von sonderbar gestalteten Hügeln, bald flachen und bald tiefen Einschnitten, Ausfragungen, Senkungen, Thalkrümmungen, Sätteln und Schluchten überblickt das gefesselte Auge; über dieselben aber sind bunte, mannigfaltige Gruppen von Häuschen verstreut, welche bald auf Höhen und Bergrücken, bald in Thälchen und an Abhängen, bald in versteckten Klüften in der Nähe von Waldparthien, offenen grünen Wiesen und wallenden Kornfeldern erbaut sind. Weiter nordwärts wandernd erblicken wir auf einer vorspringenden Höhe die halb im Gebüsch versteckten Ruinen des alten im Jahre 1415 von den Bernern zerstörten Schlosses Trostburg, näher gegen Graenichen hin das hübsche Schloßchen Liebegg auf derselben Stelle, wo einst die feste Burg Liebegg, ein Lehen der Habsburger Grafen, stand, und endlich am Gönhardsberge die Kirche des Pfarrdorfes Suhr mit ihrem Sattelhurm und dem Pfarrhause. Schon von ihr aus bietet sich eine anziehende Aussicht, prächtiger aber ist der Blick auf dem Scheitel

des Gönhardsberges, welcher das breite Arthal, den Jura und die langgestreckte Alpenkette vom Säntis bis zur Jungfrau überschaut.

Interessanter als die einfachen und anspruchlosen Thäler der Wigger, Suhren und Wynen ist das Thal des kleinen Flüsschens Na, welches im Kanton Luzern entspringend den Baldegger-See durchströmt, unweit der Grenze des Aargau sich in den Hallwyl-See ergießt, denselben an seinem nördlichen Ende wieder verläßt und nach mehrstündigem Lauf seine Wasser mit denen der Aar mischt. Den obern Theil des Thalgeländes füllt der etwa zwei Stunden lange, eine halbe Stunde breite, an schwachhaften Fischen reiche See aus. Lieblich ist das östliche fruchtbare und wiesenreiche Ufer, steiler, rauher, unwegsamer das höhere westliche, unter dessen Dörfern das auf einer Felsenstaffel des mächtigen Hornbergs hangende Birrwyl einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Einst gehörte der See den Herren von Hallwyl, welche allein das Recht zur Fischerei und Schifffahrt besaßen.

Zehn schöne Dörfer, von denen Esch noch im Kanton Luzern liegt, umgeben ihn; die bedeutendsten derselben sind Beinwyl, Birrwyl, das gewerbsame Fahrwangen, in dessen Nähe sich im Walde am Lindenberg unter Moos und Tannen die Trümmer der alten, einst dem Freiherrn von Palm gehörigen und in der Blutrache der Königin Agnes gebrochenen Weste Fahrwangen verbergen, und das angenehm gelegene Meisterschwanden mit einer hübschen Kirche. Sehenswerther als sie ist die Burg Hallwyl, welche aus zwei engverbundenen Schöffern zusammengesetzt ist. Auf einem wenig über den Seespiegel erhobenen Felsen errichtet, war sie einst auf allen Seiten von Wasser umflossen und galt daher früher als sehr fest. Ihre Herren zeichneten sich namentlich im 14. und 15. Jahrhundert in den Kriegen Habsburg-Oesterreichs und der Eidgenossenschaft durch Tapferkeit aus. Ritter von Hallwyl fochten am Morgarten, bei Sempach, in Appenzell und bei Marignano; ein Edler desselben Geschlechts, Hans von Hallwyl, führte den Vortrab der Schweizer in der berühmten Schlacht von Murten 1476. Unübersehbar schien das Burgundische Heer, welches der bedeutendste Kriegsmann seiner Zeit, Karl der Kühne, bei Murten so geschickt als möglich aufgestellt hatte; fast verschwindend klein dagegen der Haufe der Eidgenossen. Dennoch zögerten diese mit dem Angriff nicht. Unter strömendem Regen und im Angesicht des feindlichen Heeres sank Hallwyl mit den Seinen, um Sieg betend, auf die Kniee; da öffneten sich plötzlich die Wolken und goldene Sonnenstrahlen ergossen sich über die furchtlosen, todesmuthigen Krieger. Das schien ein gutes Zeichen. „Gott ist mit uns! Schirmt jetzt eure Weiber und Kinder!“ rief Hallwyl aus und stürzte sich auf die Feinde. Der größere Heerhaufe unter Bürgermeister Waldmann von Zürich und dem greisen Hertenstein von Luzern drängte unaufhaltsam nach; bald waren die Burgunder geschlagen und flohen in wildem Gewirr nach allen Seiten hin.

Nicht weniger als fünfzehntausend Mann, der vierte Theil des Burgundischen Heeres, fanden in der Schlacht den Tod; von den Schweizern blieben nur sehr wenige todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Entsetzt rettete sich Karl der Kühne nach Morges am Genfersee. In späterer Zeit erhob sich das Ufer in der Nähe der Feste Hallwyl so, daß sie jetzt auf trockenem Grund und Boden liegt und nur noch von der Aa bespült wird. Ihre gewaltigen dicken Mauern und die wenig bequeme innere Einrichtung zeugen davon, daß es ihren Erbauern mehr auf Sicherheit und Dauerhaftigkeit des Baues als auf Schönheit und Bequemlichkeit ankam. Ein Saal des Schlosses enthält die Bildnisse und den Stammbaum der Herren von Hallwyl und außerdem wird das Nichtigschwert gezeigt, mit welchem Königin Agnes von Ungarn und Herzog Leopold von Oesterreich in ihrer Gegenwart im Jahre 1309 die unglückliche, an dem Morde Kaiser Albrechts unschuldige Besatzung des Schlosses Fahrwangen enthaupten ließen.

In wenigen Minuten gelangen wir von Schloß Hallwyl nach dem unweit vom nordöstlichen Seeufer an Hügelabhängen gelegenen Marktflecken Seengen, welcher eine schöne neue Kirche besitzet. Seine Einwohner nähren sich, wie die der benachbarten Dörfer, von Ackerbau, Viehzucht und Strohflechtereien. Die alte Burg ist im Lauf der Zeit verschwunden; dagegen erhebt sich am Ufer des Sees inmitten wohlgepflegter Weingärten das schöne in eine Kuranstalt umgestaltete Herrenhaus Brestenberg. Die nächsten Ortschaften sind die Gemeinde Seon, bis wohin in alter Zeit wahrscheinlich der einst viel weiter ausgedehnte See gereicht haben mag und das freundliche, wohlhabende Staufeu, in dessen Nähe der herrliche Aussichtspunkt Staufberg liegt. Aus der Ebene erhebt sich kegelförmig ein Hügel, welcher die alte im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert als Wallfahrtsort vielbesuchte und durch ihre Glasmalereien bekannte Kirche des Orts und die Pfarrwohnung trägt; hier mit Wald, dort mit Wiesen, an der Sonnenseite aber mit Weingärten bedeckt, gewährt er einen sehr freundlichen Ausblick auf das Thal und die fernen Gebirge und ladet, leider nur zu oft fruchtlos, den Wanderer zum Besuch ein.

Raum haben wir Staufeu verlassen, so tritt uns in malerischer Lage Stadt und Schloß Lenzburg entgegen. Gewaltig und alle Blicke auf sich ziehend erhebt sich der isolirte Schloßberg über der Stadt. Seine Abhänge sind mit Wiesen und Kleeefeldern, hier und da mit Weingärten, welche sehr feurigen Wein liefern, bedeckt; auf dem Scheitel aber breitet sich der ungeheuere, nackte und steile, theilweise sogar überhangende Sandsteinfels aus, auf welchem die Schloßgebäude errichtet sind. Schon die Römer sollen hier ein Kastell besessen haben und in der That findet man Bruchstücke von sogenannten Legionsziegeln, welche mit den Stempeln der Legionen 11 und 21 bezeichnet sind; im frühen Mittelalter aber bauten sich

auf der unzugänglichen Höhe die Grafen von Lenzburg eine ausgedehnte, fast uneinnehmbare Burg, in welcher sie ihren Wohnsitz nahmen. Noch sieht man den dreißig Klafter tiefen Sodbrunnen, der ihnen gutes Trinkwasser sicherte. Später wurden Schanzen angelegt und Geschütze aufgestellt, so daß aus dem Schloß eine Festung ward, welche selbst längere Zeit dauernden Belagerungen widerstehen konnte. Dennoch mußte sie sich im Jahre 1415, da Herzog Friedrich ihre tapfere Besatzung nicht zu entsetzen vermochte, an die ins Aargau eingedrungenen Berner ergeben. Damals ward das Schloß der Sitz der bernesischen Landvögte, welche von hier aus die Herrschaften der Stadt Bern im Aargau regierten. Als sie endlich im Jahre 1798 weichen mußten und bald darauf das Aargau ein selbstständiger Kanton ward, verwendete man das alte stolze Grafenschloß zuerst als Lazareth, später ward es zu Magazinen und Gefängnissen bestimmt und nahm endlich eine Erziehungsanstalt für Knaben in seine zahlreichen Räume auf. Sie transit gloria mundi! Der Glanz des alten, hochberühmten Grafengeschlechts, dessen leiseste Wünsche einst für die Gegend rings umher Befehle waren und dessen eiserne Hand oft auf dem Volk von Aargau lastete, ist seit vielen Jahrhunderten verblühen und ihre Nachfolger, die mächtigen Grafen von Habsburg, sind Fremdlinge auf schweizerischem Boden geworden; aber die Nachkommen ihrer Unterthanen und Leibeigenen walten noch immer im Lande und blicken mit stolzem Selbstgefühl zur grauen Weste empor, zu deren Herren sie das Schicksal und ihre Tapferkeit gemacht hat.

Verlassen wir die Weste, deren schöne Zeit unwiederbringlich dahin ist, und treten wir in die aufblühende Stadt ein. In einem Bogen den nordwestlichen Fuß des Schloßberges umziehend, wird sie von einem kleinen Bach durchströmt und in der Nähe fließt die Aa vorbei. Die Straßen sind zwar nur eng und die Häuser wenig anziehend, aber hübsche Villen zeigen sich an den Eingängen. Kaum zweitausend Einwohner zählend, beschäftigt sich Lenzburg doch schon seit langer Zeit mit Handel und Industrie und manche tüchtige Fabrik erhebt sich an den Borden des Aabach bis gegen Nieder-Lenz hin. Aber leider bleibt die Eisenbahn, welche die Gewerthätigkeit noch mehr entwickeln würde, drei Viertelstunden von ihr entfernt.

Bei der Station Wildeg, wo die Aa in die Aar mündet, strömt auch die am Lindberge bei Muri entspringende Bünz in den Hauptstrom des Landes. Im Angesicht der schön gelegenen Schlösser von Wildeg und Brunneck wandern wir das Bünzthal aufwärts, erreichen Othmarsingen und wenden uns über mehrere kleine Gemeinden nach dem großen Pfarrdorf Birmingen. Der Ort ist historisch wichtig. Auf dem herrlichen, außerordentlich fruchtbaren Ackerfelde Langelen kämpften die Eidgenossen zwei Mal gegen einander. Am 26. Januar 1656 wurden die Berner von den katholischen Urkantonen aufs Haupt geschlagen;

im Toggenburger Kriege siegten sie dagegen am 25. Juli 1712 entscheidend über dieselben Gegner und errangen damit für die großen reformirten Kantone das Uebergewicht. Ein dritter, freilich unbedeutender Kampf fand im Jahre 1841 auf dem Kirchhofe statt, in welchem die aufständigen Aargauer von den Regierungstruppen in die Flucht geschlagen wurden und der deshalb die ganze Revolte schnell beendigte. In der Nähe unmittelbar an der Bünz liegt der gewerblustige Marktflecken Wohlen, der Mittelpunkt der Strohschletereier, welche dort alle Hände, das Kind wie den Greis, beschäftigt, und einer der Hauptorte der sogenannten freien Aemter; und weiter thalauflwärts finden wir Boswyl und Bünzen, über welche wir nach Dorf und Kloster Muri gelangen. Fast 1500 Fuß über dem Meere, und aus weiter Ferne sichtbar erhebt sich die im Jahre 1018 von Graf Rabbot von Altenburg und Habsburg gestiftete, einst hoch angesehene Benedictiner Abtei, deren Abt Placidus im Jahre 1702 in den Fürstenstand des Deutschen Reichs erhoben ward. Die alten Gebäude und selbst die hübsche Klosterkirche, eine Rotunda, werden durch die ausgedehnten neuen im Jahre 1791 von Fürstabt Gerold II. begonnenen, aber nicht vollendeten, Baulichkeiten, welche nicht weniger als 725 Fuß lang und vier Stockwerke hoch sind, ganz umschlossen und nur die drei Thürme ragen über sie empor. In Folge der Unruhen im Jahre 1841 ward die Abtei aufgehoben; ihre Mönche zogen nach Oesterreich, wo sie ein neues Stift begründeten. Muri besaß herrliche Glasgemälde, interessante Alterthümer, eine ausgedehnte Bibliothek, ein Münzkabinet und ein an Habsburgischen Urkunden sehr reiches Archiv, welches sich jetzt mit den übrigen Sammlungen in Marau befindet.

Bei Muri hört das Bünzthal auf; eine Fahrstraße führt aber in das Neufsthal hinein, dessen aargauischer Theil sich einem langen Keil ähnlich zwischen die Kantone Zug und Luzern hinein drängt. Der erste bedeutendere Ort des oberen Theils ist das schön gelegene Sins, wo im Jahre 1712 die Berner mit den Kriegern der Urkantone unglücklich fechten, und wo eine schöne Brücke sich über die Neuf schwingt; in der Nähe liegen Meyenberg, einst ein Städtchen, das im Sempacher Kriege zerstört ward, und bei Neufstet die ausgedehnten Ruinen des alten Stammhauses der Freiherren von Neufstet. Die Gegend ist freundlich und hell und klar strömt der Neuf-Strom durch das Thal, an dessen Seiten sich ansehnliche Dörfer erheben. Ueber Mühlau gelangen wir nach dem alten Merischwanden, in dessen Umgegend römisches Mauerwerk aufgefunden ward. Im Anfange dieses Jahrhunderts bemächtigte sich der Jugend des Orts die Neigung, Schauspiele, deren Stoff aus der Legende hergenommen war, aufzuführen; auf offener Straße am Wirthshause ward die einfache Bühne errichtet. Leere Fässer, auf denen Bretter lagen, bildeten den Boden; senkrecht eingerammte Stangen,

welche durch Querlatten verbunden waren, hielten die Couliſſen, rothe Tücher verſchloſſen die Seiten und lieſen nur den Zugang aus den Fenſtern des Wirthſhauses frei. Von ordentlichen Koſtümern war natürlich nicht die Rede; die Könige aus dem Morgenlande mit den goldverzierten Kronen auf dem Haupte werden indeß ihren Eindruck dennoch nicht verfehlt haben. Später gingen die Schauſpiele, deren Verfaſſer irgend ein Geiſtlicher oder Schulmeiſter geweſen ſein wird, wieder ein; ein anderer Ort lief Meriſchwanden den Rang ab. Ueber Ariſtein führt von hier die Landſtraße nach dem Kloſter Hermetschwyl, welches für Benedictinerinnen am Ende des zwölften Jahrhunderts bei dem Dorfe gleichen Namens errichtet ward, und von dort nach dem Städtchen Bremgarten. In einem weiten Bogen windet ſich die ſchnellfließende und über einen ſtarken Mühlendamm ſtrömende Reuß um eine hohe felsige Halbinſel, auf der die Stadt, welche an den Abhängen des Hügels bis zum Strom abſteigt, erbaut iſt. Im untern Theil liegt die ſchöne Pfarrkirche; außerdem iſt ein Rathhaus, ein Spital und ein ehemaliges Kapuziner-Kloſter vorhanden. Das Ganze gewährt von verſchiedenen Standpunkten aus geſehen einen recht maleriſchen und anziehenden Anblick. Im Jahre 1793 hielt ſich zu Bremgarten der damalige Herzog von Chartres, der ſpättere König Louis Philipp von Frankreich mit Prinzeſſin Abelaide und Frau von Genlis auf; er ſelbſt wohnte unter dem Namen Corbi bei dem General Montesquieu ſeine Schweſter als Fräulein Stuart dagegen im Franciſkaner-Frauen-Kloſter. Von hier begab ſich der Herzog unter dem Namen Chabaud, nach Chur, um als Lehrer der franzöſiſchen Sprache und der Mathematik in die Erziehungs-Anſtalt zu Reichenau in Bündten zu treten, kehrte indeß ſchon 1794 nach Bremgarten zurück.

Ein anderes Städtchen an der Reuß, zu dem wir von Bremgarten aus an dem Kloſter Gnadenthal vorüber in etwa zwei Stunden gelangen, iſt das kleine Mellingen. Amüthig in geſunder und fruchtbarer Gegend gelegen, mit ſchmalen, dem Fluſſe parallellaufenden Gaſſen beſitzt es außer einer ſchönen hölzernen Brücke keine Merkwürdigkeiten. Im Bauernkriege des Jahres 1653 fanden in der Nähe blutige für die Auſtändigen verhängnißvolle Kämpfe ſtatt und auch im Jahre 1799 ſah ſich die Stadt, als die Franzoſen in ihr ſtanden, ſchwer bedroht; doch gelang es ſchließlich noch die der Zerſtörung bereits geweihte kunſtvolle Brücke zu retten. Nordoſtwärts führt von hier eine Straße nach Baden, eine andere wendet ſich nordweſtwärts nach Brugg an der Aar, in welche unweit der Limmatmündung an der Stätte der alten Römerſtadt Vindoniſſa die Reuß ſich ergießt.

Und hier an der Stelle, wo der bedeutendſte Ort, welchen das Ländchen je gekannt, entſtanden und im Lauf der Zeit wieder verſchwunden iſt, wo einſt ſtolze römische Legionen ihre Adler in den Boden ſtießen, enden wir unſere Wanderung durch den Kanton Aargau. Mag demſelben der Touriſt auch in der



L. Rohbock del.

Fr. Hablitschek sculp.

KLOSTER SCHÖNENWERTH BEI AARAU.
(Aargau)

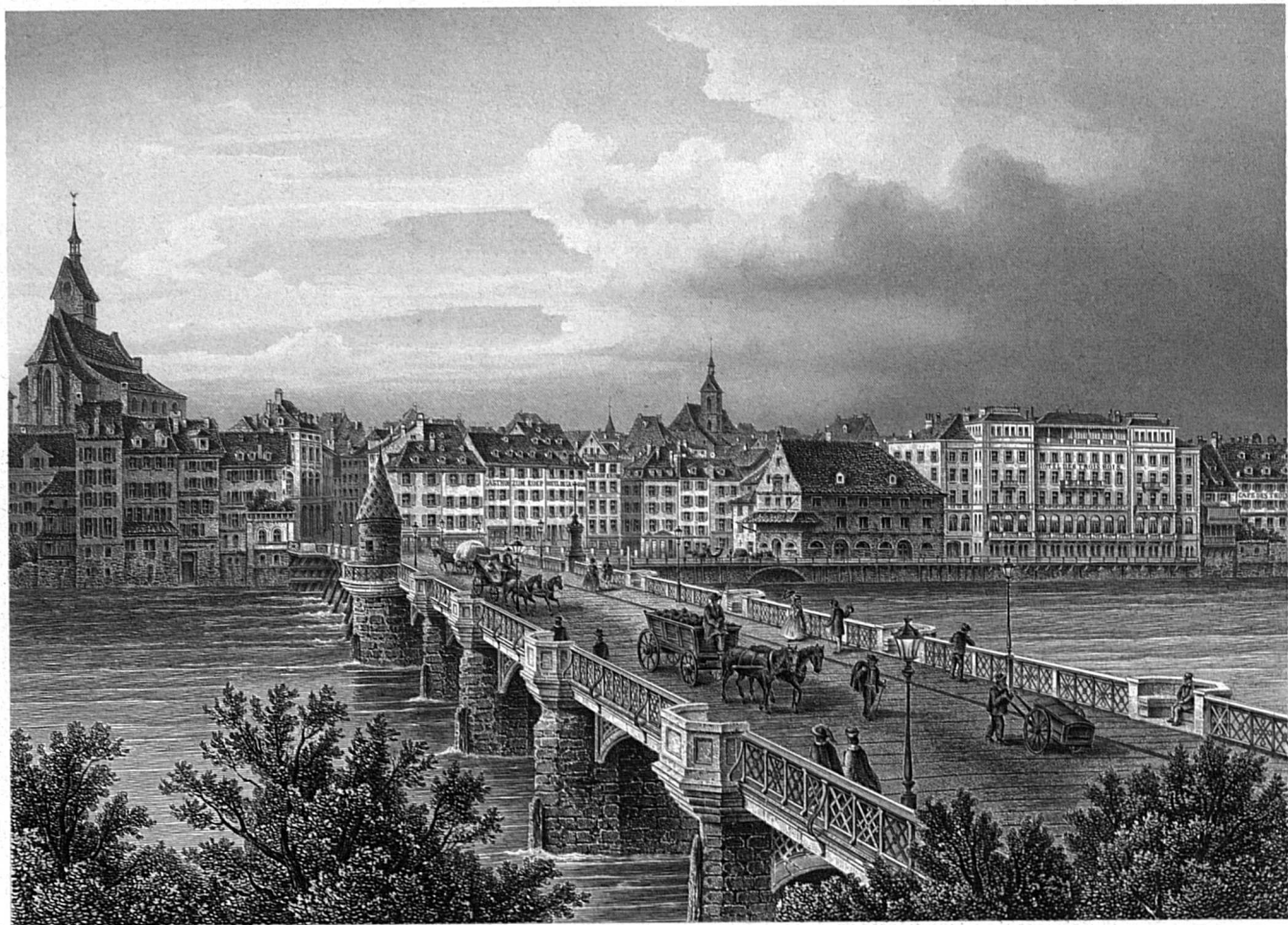
Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

Regel nur kurze Zeit, oft kaum wenige Tage schenken: reich an historisch wichtigen Stätten, wie Vindonissa, Baden, Zurzach, Habsburg, an heilsamen Bädern wie Schinznach, Baden, Wildegg und Andere, an anmuthigen Höhepunkten, wie die Gisliflüh, der Staufberg, u. s. w., an freundlichen Städten, hübschen Thälern und wilden romantischen Gegenden des Juragebirges, verdient er die Aufmerksamkeit aller derjenigen in hohem Grade, welche in der Schweiz mehr suchen, als flüchtige und oberflächliche Genüsse, die freilich Aargau nicht so leicht und so massenhaft gewährt, als die Urkantone, das mit Recht berühmte Berner Oberland und die gesegneten Gegenden am Genfer See.

Der Kanton Basel.

In den rhätischen Gebirgen aus zahlreichen Quellen entspringend eilt der schnell angeschwollene Rheinstrom in wilder Hast nordwärts, durchströmt den Bodensee und wendet sich hierauf in westlicher Richtung, wie wenn er in altgallisches Gebiet eindringen wollte, den Grenzen Frankreichs zu. Aber noch ehe er sie erreicht, verändert er plötzlich seinen Lauf; wiederum nach Norden zieht sich, die Grenze zwischen fränkischem und deutschem Gebiet bezeichnend, sein breites Strombett. Und wo er kurz entschlossen die Wendung macht, erhebt sich auf der linken Seite des Stroms eine angesehene Stadt, eine Vorburg Deutschlands, das alte, ehrenfeste, tüchtige Basel.

Ohne Zweifel siedelten sich hier an der günstigen Uebergangsstätte über den Strom schon früh Menschen an; aber weder historische Nachrichten noch Denksteine geben über ihren Ursprung und den Namen, welchen sie trug, Aufschluß. Erst der römische Schriftsteller Ammianus Marcellinus weiß von einer Stadt Basilia, in deren Nähe Kaiser Valentinian eine Befestigung errichtete, welcher die Anwohner den Namen Robur gaben. Wo diese Befestigung wirklich stand, vermag Niemand mit Sicherheit anzugeben; daß sie auf dem jetzigen Münsterplatz erbaut war, ist nichts weiter als eine Vermuthung, die freilich der günstigen Lage des Ortes wegen und da man römische Alterthümer in der Nähe gefunden hat, nicht ohne allen Anhalt ist. Ebensowenig weiß man, ob der Stamm, welcher zu Basilia hauste, zu den Sequanern oder den Rauracern, welche letztere das alte Augusta der Rauracer bei Basel-Augst inne hatten, bewohnt war. In der ersten Zeit mag der Ort in Blüthe gestanden haben; je mehr indeß bei der Völkerwan-



L. Rohbock del.

J. M. Kolb sculp.

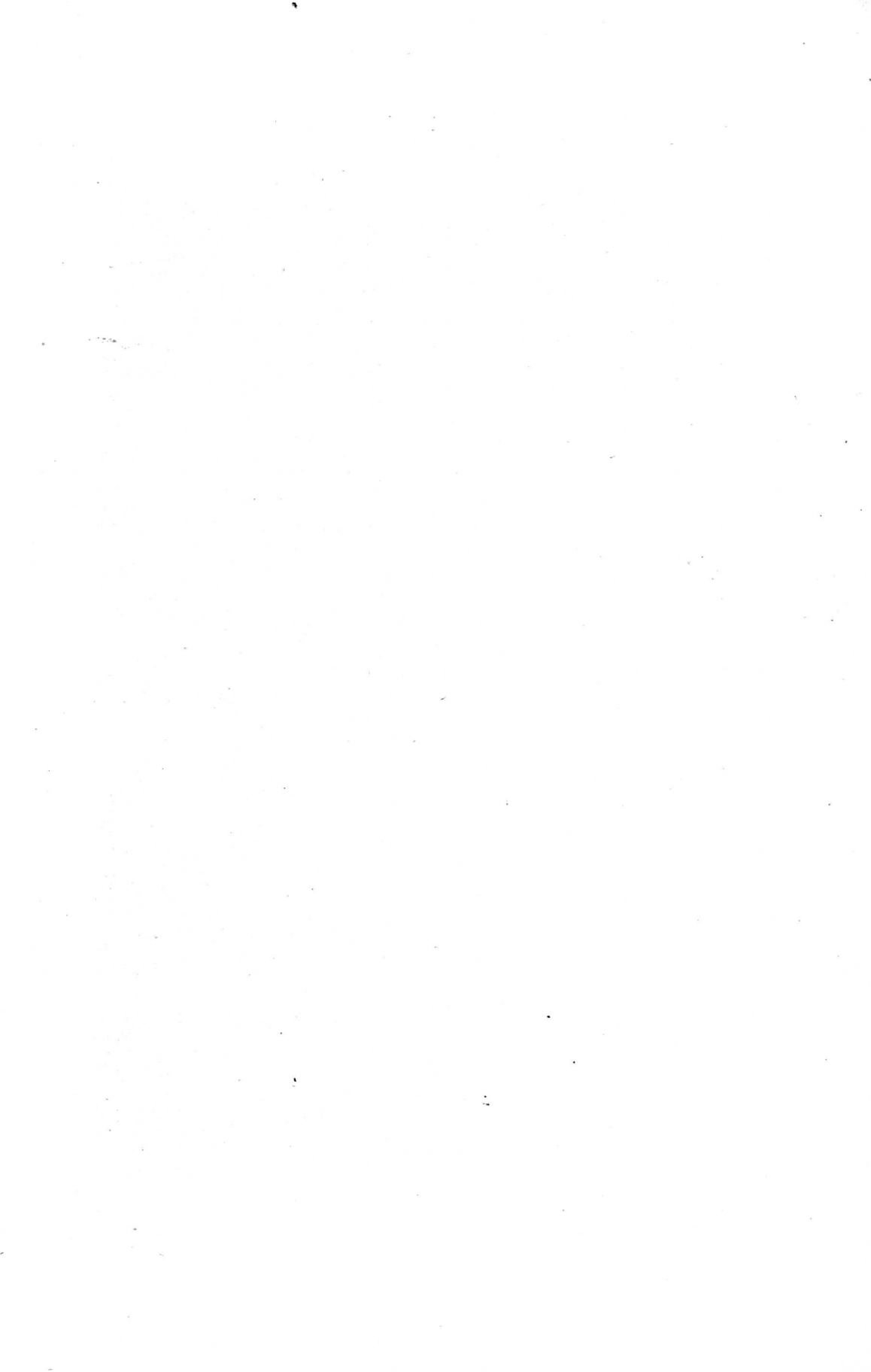
*Basel
avec le pont du Rhin.*

BASEL MIT DER RHEINBRÜCKE.

(Basel)

*Basel
with the Rhine-bridge.*

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.



derung wilde erobernde und verheerende Schaaren herandrängten, desto mehr litt er und ward ohne Zweifel, nachdem die Alemannen sich südwärts vom Rhein festgesetzt hatten, schwer geschädigt und gleich andern Städten der Schweiz fast zerstört. Dennoch erhob er sich wieder. Neue Ansiedler kamen, die Einwohner von Augusta ließen sich in Basel nieder und unter fränkischer Herrschaft entstand sogar eine Burg zu Basel und eine königliche Pfalz und ward der der Legende zufolge schon uralte und hochangesehene Bischofsitz wieder hergestellt. Was sonst über die frühmittelalterliche Zeit berichtet wird, ist ungewiß; Karl der Große soll Bischof Hatto die Herrschaft über Basel und das benachbarte Gebiet verliehen, Heinrich der Städtebauer Basel's Aufblühen sehr gefördert, Kaiser Conrad zu Basel mit König Rudolf von Burgund den Erbvertrag geschlossen haben, welcher Burgund an das deutsche Reich zurückbrachte. Mehr und mehr hob sich im Lauf der Zeit das Ansehen und die Gewalt des Bischofs von Basel; er erhielt die Landgrafschaft im Sundgau, Sißgau und Buchsgau, erwarb bedeutende Herrschaften und dehnte seine Rechte mit jedem Jahrzehend aus. Im Anfange des elften Jahrhunderts ward ein neuer Dom erbaut und fürstlich ausgestattet; im Jahre 1061 fand eine große Kirchenversammlung statt und 1080 erhielt Basel neue Mauern und Gräben. So entwickelte sich mehr und mehr die bereits umfangreiche und stark bevölkerte Stadt. Die Bürgerschaft und zwar zunächst die ganz freien Geschlechter, gewannen an Einfluß und neben ihnen erhoben sich die Zünfte, in denen die einst unfreien und deshalb niedriggestellten Handwerker vereinigt worden. Nachdem diese durch Fleiß, Ausdauer und Geschick vorgeschritten waren und an den damals so häufigen und so blutigen Fehden unter eigenen Bannern theilgenommen hatten, ließ sich ihnen der Einfluß auf die Stadtverwaltung nicht mehr ganz abschneiden; man mußte sie mitrathen lassen, wo sie mitthaten sollten. Zu derselben Zeit entstanden die meisten jener zahlreichen Kirchen und Klöster, welche das spätere Basel besaß.

Im dreizehnten Jahrhundert brach über Basel ein Krieg herein, der es schwer bedrohte, indeß ganz unerwartet ein glückliches Ende fand. Ein großer Zwist hatte sich zwischen den beiden Parteien, in welche sich die herrschenden Geschlechter theilten, den sogenannten Sternern und Pittichern (wie sie sich nach den Abzeichen ihrer Zusammenkunftsorte, Stern und Papagei, nannten) erhoben; mehr und mehr gewann derselbe an Ausdehnung und endlich führte er sogar in Folge mehrerer Zwischenfälle zu einer Fehde zwischen dem Bischof von Basel und Graf Rudolph von Habsburg, welche nach wiederholten Gefechten und Auszügen den letzteren als Feind vor die Mauern der Stadt brachte. Da traf plötzlich von Frankfurt am Main her die Kunde ein, Graf Rudolph sei von den Churfürsten des deutschen Reichs zum Könige gewählt. In wenigen Tagen war nun der Friede geschlossen; Rudolph mochte die alte angesehene Stadt, einen Edelstein seines Reichs,

nicht weiter befehlen und Bischof und Bürger öffneten ihm gern die Thore, in die er, sein Heer entlassend, unter dem Jubel des Volkes einzog. Treu und mit Liebe hing fortan Basel dem Könige an, aber sein Nachfolger Albrecht, der nur an die Ausdehnung der bereits überwiegend gewordenen habsburgischen Hausmacht dachte und, wo es sich um diese handelte, keine Rücksichten kannte, verfeindete sich bald mit der Bürgerschaft und dem Bischof. Es kam zu blutigen Auftritten, welche zum Theil durch des Königs Anhänger muthwillig veranlaßt wurden, und die nur deshalb nicht zu weiteren Verwickelungen führten, weil Albrechts Tod seinen Parteigängern die Macht, ihren Gegnern zu schaden, aus der Hand nahm.

Schreckliche Ereignisse brachen im vierzehnten Jahrhundert über Basel herein und hinderten seine schnelle Entwicklung. Zuerst gerieth es in den kirchlichen Bann, weil seine Bürger den päpstlichen Legaten, welcher den Bannfluch über Kaiser Ludwig den Bayer verkündigen sollte, in wildem Zorn in den Rhein gestürzt hatten; erst nach langen Jahren sah es sich von demselben wieder befreit. Darauf raffte der schwarze Tod, auch der Tod von Basel genannt, eine schreckliche Krankheit, welche aus Italien kommend alle Theile der Schweiz verheerte, allein zu Basel gegen 14,000 Menschen hin; die Sage erzählt sogar, daß in der langen Straße vom Rhein bis zum Meisensthor damals nur drei Ehen ungetrennt blieben. Alle Welt fabelte sofort von Brunnenvergiftung, die man den Juden zuschrieb; eine grausame Judenverfolgung fand statt und außerdem bildeten sich Banden von Büßenden, sogenannten Geißlern, welche betend und sich geißelnd, nebenbei aber auch bettelnd und plündernd von Ort zu Ort zogen. Doch Basel sollte noch mehr zu leiden haben. Am 18. October 1356 verheerte ein fürchterliches Erdbeben, welches allein in der Umgegend von Basel 80 Burgen und Schlösser umwarf und zertrümmerte, die nordwestliche Schweiz. In Basel stürzten gegen hundert Häuser zusammen; kein Thurm, keine Kirche ward verschont, 300 Menschen verloren ihr Leben und so sehr sank der Muth der Bürger, daß sie im ersten Augenblick beschloßen, die unselige Stätte auf immer zu verlassen. Doch bald sah man ein, wie thöricht man handeln wollte; mit Eifer gingen Rath und Bürger an den Wiederaufbau und von allen Seiten her trafen reiche Unterstützungen und helfende Hände ein. Blieben auch aus Mangel an ausreichenden Mitteln manche Hoffstätten wüst, so wurden doch in kurzer Zeit die meisten Häuser wieder aufgebaut und schon 1363 vermochte man den wiederhergestellten Dom von neuem zu weihen.

Die folgenden Jahre des vierzehnten Jahrhunderts waren nicht viel weniger gefahrdrohend. Im Jahre 1365 zogen die sogenannten Engländer, müßige und fast führerlose Kriegsknechte, 40,000 an der Zahl, gegen die noch unbewehrte Stadt heran, aber die Anwesenheit eidgenössischer Hülfsstruppen scheuchte sie zurück, und als sie zehn Jahre später unter Ingelram von Couch wieder kehrten, um

von den Bernern und andern Eidgenossen bei Fraubrunnen, Buttisholz und Ins aufs Haupt geschlagen und vernichtet zu werden, sah sich Basel bereits durch starke Mauern, hohe Thürme, feste Thore und tiefe Gräben vor ihnen geschützt. Aber in seiner Mitte selbst brachen Zwistigkeiten aus. Oesterreich hatte Klein-Basel erworben und strebte darnach auch die Bischofsstadt unter seine Herrschaft zu bringen; Reibungen aller Art fanden statt und im Jahre 1376 zur Fastnachtszeit kam es sogar zu Aufläufen, in denen mehrere der österreichisch gesinnten Edelleute, welche sich Unziemlichkeiten gegen die Bürger und ihre Frauen und Töchter gestattet hatten, erschlagen, die übrigen vertrieben wurden. Dreizehn Bürger mußten schließlich ihre That mit dem Leben büßen, aber trotz dieser blutigen Sühne fiel die Stadt in Acht und Bann und konnte sich von denselben nur durch schwere Geldopfer lösen.

Dessenungeachtet hob sich die Macht der Bürgerschaft mit jedem Jahrzehend. Die Bischöfe, welche Anfangs reich gewesen waren und oft bedeutende Besitzungen und Rechte durch Schenkung und Kauf erworben hatten, befanden sich nun fortwährend in Geldmangel und sahen sich dadurch genöthigt, den Bürgern diejenigen Hoheitsrechte, die diese zu erwerben wünschten (wie Zoll, Münze, Gericht), abzutreten. Außerdem erlangte die Stadt vom Reich die Reichsvogtei und kaufte im Jahre 1392 die kleine Stadt jenseits des Rheins, im Jahre 1400 die Herrschaften Homburg, Liestal und Waldenburg. Somit war sie vom Bischofe nicht nur thatsächlich, sondern auch rechtlich bereits fast unabhängig geworden und was den einst sehr einflussreichen Adel betraf, so hatte sich seine Stellung vollständig zu seinen Ungunsten verändert. Die großen angesehenen Familien verschwanden mehr und mehr und der kleine Adel außerhalb der Stadt mußte den Schutz Basels suchen, das in Folge seiner Verbindung einerseits mit den Städten des Elsasses, anderseits mit den Eidgenossen zahlreiche, kriegsgeübte Mannschaften jedem Gegner gegenüber zu stellen vermochte.

Die erste wichtigere Begebenheit des fünfzehnten Jahrhunderts war das große Concil, welches in Basels Mauern im Jahre 1431 zusammen trat und das wiederum wie das zu Constanz die Kirchenverbesserung zum Ziel hatte. Man zählte bei demselben allein 11 Kardinäle, 3 Patriarchen, 12 Erzbischöfe, 110 Bischöfe, 90 Prälaten, eine große Anzahl von Geistlichen aller Kategorien und aller Länder und sehr viele Doctoren des kanonischen Rechts; außerdem fanden sich sechs weltliche Fürsten, die Gesandten fast aller größeren Mächte Europas und so viele Herren und Ritter ein, daß man sie nicht mehr zu zählen vermochte. Nicht weniger als siebenzehn Jahre blieb das Concil zu Basel versammelt und erst 1448 siedelte es nach Lausanne über, um dort sein Werk zu vollenden. Im Jahre 1439 brach zu Basel, große Verheerungen unter den Einwohnern und den Gliedern des Concils anrichtend, von neuem die Pest aus und im Jahre 1444

rückte der Dauphin von Frankreich mit 30,000 Mann, einem wilden, zügellosen Heer, gegen Basel vor, das sich vorsichtig in wehrhaften Stand gesetzt hatte, indeß auf die Dauer einem ernsthaften Angriff schwerlich zu widerstehen vermochte. Bald sah es sich indeß durch eine kühne That der Eidgenossen aus der drohenden Gefahr gerettet. Ein kleines Häuflein eidgenössischer Krieger, welches Farnsburg belagerte, stellte sich dem gewaltigen Heer des Dauphin an der Birz gegenüber und focht bei St. Jakob gegen die Uebermacht mit solchem Heldenmuth, daß es selbst die Bewunderung seiner erbitterten Gegner erregte. Zwar mußte es schließlich, nachdem es innerhalb einiger Stunden drei Angriffe zurückgeworfen, erliegen; aber der Dauphin gab sofort, wie man behauptet, aus Scheu vor ähnlichen Gefechten, seine Pläne auf, zog sich mit seinem Heere zurück und ließ Basel, mit dem er Frieden schloß, ganz unangefochten. Sechszehn Jahre später, 1460, begründete dieses seine Universität. Im folgenden Jahrzehend brach der sogenannte Burgunder-Krieg aus, an dem auch die Stadt Basel als Bundesgenossin der elsassischen Städte und der Eidgenossen theilnahm, und im Jahre 1499 wüthete der Schwaberkrieg, welchen Kaiser Max I. und der schwäbische St. Georgsbund gegen die Eidgenossen führte und dessen Kämpfe zum Theil in der unmittelbaren Nähe der Stadt ausgefochten werden mußten.

Hatte sich auch Basel an dem Schwaberkrieg nicht betheiligt, sondern seine Neutralität ausgesprochen und zu wahren verstanden, so übte derselbe nach seiner Beendigung doch auf das Geschick der Stadt bald den weitgreifendsten Einfluß. Raum war der Friede zwischen Oesterreich und den siegreichen Eidgenossen in Basels Mauern geschlossen, so erwog auch die Bürgerschaft mit Ernst, was sie der Eidgenossenschaft, die ihr stets treu zur Seite gestanden, schulde, und in welcher Weise sie ihre eigene Sicherheit auswärtigen Feinden gegenüber am besten zu wahren vermöge. Der ewige Bund mit den Eidgenossen ward beschloffen und am 13. Juli 1501 feierlich von beiden Theilen beschworen. Von da ab theilte Basel die Geschicke der Eidgenossenschaft, zu deren hervorragenden Gliedern es durch seine Bildung, seinen Reichthum und seine Macht gehörte und auf deren Entwicklung und Stellung nach außen hin es nicht selten bestimmenden Einfluß ausübte.

Ueber die folgende Zeit, welche die Geschichte der Eidgenossenschaft behandelt, können wir schneller hinweggehen und berühren nur in der Kürze die wichtigsten Ereignisse. Das erste derselben ist die Reformation, welche vom Jahre 1523 ab vorzugsweise durch die Bemühungen des bekannten Reformators Decolampadius, der als Professor der Theologie an der Universität lehrte, Eingang fand. Nicht allein auf dem kirchlichen Gebiete rief sie für Basel die bedeutsamsten Umgestaltungen hervor, sondern auch auf dem politischen; denn der Bischof verlor nunmehr jeden Einfluß und verließ sogar mit dem Domkapitel und vielen Geistlichen

die Stadt, welche die Klöster abschaffte und deren Güter einzog. Die Unruhen, welche sich an die Reformation knüpften und namentlich von den Wiedertäufern veranlaßt wurden, wurden leicht und schnell beigelegt; ebenso die Streitigkeiten, welche sich später zwischen der Stadt und ihren unzufriedenen Unterthanen auf der Landschaft erhoben. Der dreißigjährige Krieg berührte Basel nicht, obwohl es seine Neutralität kaum aufrecht zu erhalten vermochte; doch zogen die Heere der kriegführenden Theile oft unmittelbar an seinem ungeschützten Gebiet vorüber. Bei dem westphälischen Frieden wirkte als Gesandter der evangelischen Kantone Bürgermeister Wettstein von Basel mit; vorzüglich seinen Bemühungen verdankt es die Eidgenossenschaft, daß sie bei dieser Gelegenheit von allen Mächten als selbstständiger Staat anerkannt ward und damit eine feste, gesicherte Stellung erhielt. Der fünf Jahre später (1653) ausgebrochene große Bauernaufstand, welcher sich auch über die Kantone Bern, Luzern und Solothurn verbreitet hatte, wurde schließlich mit Waffengewalt niedergeschlagen und streng bestraft und auch die Bestrebungen eines Theils der Bürgerschaft, Reformen in der Verfassung und Verwaltung im Sinne größerer Gleichheitsberechtigung der Bürger hervorzurufen, endeten unglücklich und mit der Hinrichtung der Führer der Opposition. So bildete nach und nach sich in der Stadt selbst sowohl als in den ländlichen, im Lauf der Zeit erworbenen Districten eine zahlreiche Partei, welche das Regiment der regierenden Familien haßte und zu beseitigen strebte. Endlich, wenn auch erst spät und in Folge der alles erschütternden französischen Revolution, brach der bereits seit langer Zeit drohende Sturm los; die ländlichen Gemeinden errichteten Freiheitsbäume, die Stadtbürger selbst erklärten sich gegen den Rath und dieser sah sich bald genöthigt, seine Gewalt an freigewählte Volksvertreter zu übergeben. Basel ward nun ein Theil der einen und untheilbaren helvetischen Republik und nahm später, als diese auch mit seiner Mitwirkung zu Ende ging, die Mediations-Verfassung an, welche indeß nur bis zu Napoleons Sturz sich zu erhalten vermochte. Damals (1814) ward im wesentlichen die alte Verfassung, wie sie vor der französischen Revolution bestanden hatte, wieder hergestellt und nur dem Lande ein etwas günstigeres, aber noch immer ungenügendes Repräsentations-Verhältniß zugestanden. Aber auch diese freilich von vorn herein von Vielen als unhaltbar betrachtete Restaurations-Verfassung überlebte sich bald; Zwistigkeiten brachen zwischen der streng conservativen und ihren überwiegenden Einfluß wahren den Stadt und der freisinnigeren, in Botmäßigkeit gehaltenen Landschaft aus, welche im Januar 1831 zum Aufstande der letzteren und endlich nach mehreren fruchtlosen Versöhnungsversuchen und den blutigen Kämpfen bei Liesstal, Gelterkinden und Pratteln zur eidgenössischen Intervention führten. Da die Stadt im Verein mit den Urkantonen und Neuenburg sich von der Tagsatzung losgesagt hatte, so fiel die Bundesentscheidung, welcher durch ein Heer von 10,000 Mann und die

Befezung Basels Nachdruck verschafft wurde, zu ihrem Nachtheil aus; die Landschaft wurde 1833 abgelöst und zu einem eigenen Kanton umgewandelt, welcher sich sofort eine freisinnige Verfassung gab und Liestal zu seiner Hauptstadt machte. Spätere Versuche Einzelner, eine Wiedervereinigung anzubahnen, sind kaum ans Licht getreten; zu groß war lange Zeit der Haß, der beide Theile schied, und außerdem ließ sich auch die rechte, allen Interessen genügende Form nicht finden. So zerfällt denn noch der Kanton Basel in zwei von einander unabhängige Theile den Halbkanton Basel-Stadt und den Halbkanton Basel-Landschaft.

Neben der Stadt Basel selbst umfaßt der Kanton Basel-Stadt gegenwärtig nur noch vier Dörfer, von welchen sich drei auf der rechten Rheinseite befinden; er besitzt daher auch nur ein Gebiet von 1½ Quadratstunden. In der großen Ebene gelegen, welche sich zwischen Jura, Schwarzwald und Vogesen an beiden Ufern des Rheins in einer Länge von zehn und einer Breite von sechs Stunden ausdehnt, zeichnet sich sein Gebiet durch Fruchtbarkeit, günstige klimatische Verhältnisse, Schönheit und Lieblichkeit aus; aber auch in anderer Hinsicht ist er vortheilhaft gestellt, indem er vermöge seiner Lage am Rhein und zwischen den Höhen den Verkehr weiter Landstriche zwingt, sich über Basel seine Straße zu suchen. Nur niedrige Hügel ziehen sich bis zu ihm heran; dagegen besitzt er vier Flüsse, den herrlichen Rhein, die wilde gefährliche Birsig, die fischreiche Birs und endlich die auf deutschem Boden entspringende Wiese. Seine Einwohnerzahl übersteigt 40,000 Seelen, von denen indeß nur ein sehr kleiner Theil auf dem Lande wohnt. Ihrer Abkunft nach gehören die meisten Bewohner des Kantons, welche größtentheils Protestanten sind, trotz der häufigen Einwanderungen dem alemannischen Stamm an und sprechen daher auch den alemannischen Dialekt, der indeß hier manche eigenthümliche, zum Theil sogar undeutsche Wörter und Wortformen angenommen hat und — selbst die Baseler müssen es, obwohl ungeru gestehen — auch im schönsten Frauenmunde breit und wenig anmuthig klingt. Ohne Zweifel wird er nach und nach, je mehr sich durch die Schule und den fortdauernd ansteigenden Verkehr mit Fremden in allen Klassen die Kenntniß des Hochdeutschen ausbreitet, trotz der Hartnäckigkeit, mit welcher man ihn festzuhalten sucht, an allgemeiner Verbreitung abnehmen.

Der Sage nach war die Bevölkerung der Stadt Basel in früherer Zeit größer als gegenwärtig und in der That lassen die Angaben, welche aus dem vierzehnten Jahrhundert herkommen, auf eine Zahl von 40,000 Einwohnern schließen. Zur Zeit des Concils sollen sogar 50,000 Seelen vorhanden gewesen sein. Mögen auch damals viele Fremde in Basel bei der Schätzung mitgerechnet worden sein: Thatsache ist, daß die Stadt sich seit dem Jahre 1000 schnell vergrößert hatte und daß die Bevölkerung erst in späterer Zeit in Folge von Pesten, Kriegen und Auswanderungen wieder stark abgenommen hat, bis sie nur noch

15 — 16,000 Seelen betrug. Seitdem ist sie von neuem stark angewachsen. Aber noch immer entspricht sie nicht der bedeutenden Ausdehnung, welche Basel besitz, und es gibt ganze Straßen, in deren schönen, ansehnlichen Häusern nur wenige Menschen wohnen, während allerdings in anderen, dem Mittelpunkt nahen und mehr dem gewerblichen Verkehr gewidmeten sich die Bevölkerung dicht zusammendrängt. Wer zum ersten Mal Basel von der Eisenbahn herkommend betritt, erhält von ihm leicht den Eindruck einer Großstadt; das rege Leben in den Straßen und auf den Märkten, die geschäftige Eile der Menschen, die schönen Gebäude und kolossalen Hotels, die reich ausgestatteten Läden, die allen, selbst den ausschweifendsten Anforderungen der Mode und des Luxus zu entsprechen vermögen, erinnern an die größten Städte des Continents, welche Paris nachzueifern versuchen. Wer indeß auch nur einige Tage sich in Basel aufhält, gewinnt bald eine andere Meinung; Basel ist keine große Stadt, es hat bis jetzt nicht das Streben, es zu werden, und es fehlen ihm auch zum Theil die Bedingungen einer großstädtischen Existenz.

So weit man in der Sittengeschichte Basels zurückzugehen vermag, immer findet sich eine gewisse Sittenstrenge vor. Auch im Mittelalter wirkten der bischöfliche Hof, die Anwesenheit vieler Fremden und der Luxus, der von ihnen entwickelt ward, sowie der reiche Verkehr mit andern Städten kaum ungünstig auf die Einfachheit des Lebens zurück. Zustände, wie sie von Constanz aus der Zeit des Concils durch die Zeitgenossen berichtet werden, konnten sich zu Basel bei gleicher Veranlassung wenige Jahre später nicht ausbilden und Aeneas Silvius Piccolomini, später als Papst Pius II. genannt, erzählt von den Baseleru daß sie einfach lebten, Laster fast nicht kannten und höchstens sich gleich andern Deutschen dem Wein ergaben. Freilich fehlte es auch damals zu Basel, wie überall in jener heiteren lebenslustigen Zeit, nicht an Festen und Vergnügungen, aber diese hielten sich fast immer von groben Ausschweifungen fern und selten kam es zu ernstlichen Verstößen gegen die guten Sitten. Erst im fünfzehnten Jahrhundert zeigte sich, hauptsächlich in Folge der Burgunderkriege, größere Ungebundenheit, aber bald trat ihr die Reformation fest und energisch entgegen und veranlaßte Sittenmandate, welche sich gegen den Kleiderluxus, die Wöllerei, die Verschwendung, das Spiel u. s. w. richteten und in der That nicht ohne Einfluß blieben. So bildete sich nach und nach der jetzige Charakter der Baseler aus. In religiöser Hinsicht auf dem Standpunkt der Gläubigkeit und strengen Orthodoxie stehend, gehören sie nicht selten Secten an und halten mit Ernst auf Beobachtung der äußern religiösen Formen. Nicht nur sind die Kirchen fast immer gefüllt, es werden auch von vielen Frauen und Männern noch Missions- und Betstunden besucht. Der gesellige Verkehr bewegt sich in den engsten Grenzen. Die alten, reichen Familien, welche fortwährend unter sich heirathen, schließen sich von den

übrigen ab und während ihre männlichen Glieder nur geschäftlich mit Personen anderer Kreise in Verbindung treten, findet bei den Frauen in keiner Weise eine ähnliche Verbindung statt. Selbst die Fremden haben nur ausnahmsweise in Gesellschaften Zutritt und nicht ohne Recht betrachten sie daher Basel als eine ungesellige Stadt, in der sie nichts anzuziehen vermag. Aber auch innerhalb der einzelnen Kreise kommen gemischte Vereinigungen von Frauen und Männern sehr selten vor und wird ja ein Ball oder ein Concert, an dem nur die Gleichen Theil nehmen dürfen, veranstaltet, so wirken sie bei der Steifheit, welche bei solchen Zusammenkünften herrscht, sehr wenig anregend und vermögen den geselligen Verkehr nicht zu heben.

Daß unter diesen Umständen das großstädtische Leben nicht denkbar und nicht möglich ist — wer wollte es bezweifeln? Dazu kommt, daß die Baseler, und zwar auch die Glieder der patrizischen Familien von Jugend auf an Erwerb und Sparsamkeit gewöhnt werden. Frühzeitig treten sie in ein industrielles oder Handelsgeschäft und suchen sich soviel zusammen zu sparen, um sich selbstständig zu machen. Selbst die Söhne reicherer Familien werden oft von den Eltern wenig unterstützt, und alle kommen daher gewöhnlich erst in reiferem Alter zu Wohlstand. Dann aber sind sie an ihre bisherige sparsame, stille und einfache Lebensweise gewöhnt und setzen sie gern fort; höchstens gestatten sie sich, wenn sie zu Reichthum gelangt sind, eine Equipage und eine schöne und sogar lururiöse Villa in der Umgegend der Stadt. Anderer Aufwand findet sich selbst bei den Millionairen nicht und glänzende Gesellschaften, große Feste, opulente Gastmähler kommen nur sehr ausnahmsweise vor. Dennoch thut man den Baselern Unrecht, wenn man sie geizig nennt; wo es darauf ankommt, für wohlthätige Zwecke oder für Institute, welche ihrer Stadt zur Ehre gereichen, Geld zu schaffen, finden sich stets offene Hände. Und allbekannt ist, welche enormen Summen den wohlthätigen und gemeinnützigen Anstalten durch Legate zufließen; wie außerordentlich reich, fast übermäßig manche derselben im Laufe der Zeit bereits ausgestattet worden sind. Ohne Zweifel haben derartige lektwillige Schenkungen nicht selten in der Eitelkeit ihren letzten Grund; aber es ist dies gewiß nicht bei allen der Fall und der wirkliche Geizige ist ja nicht einmal im Tode eitel, wenn es sich um sein Hab und Gut handelt.

Schon frühzeitig entwickelten sich in Basel Handel und Gewerbtthätigkeit und namentlich breitete sich die Weberei und Wirkerei aus. Im 14. und 15. Jahrhundert blühte die Fabrikation von Leinwand, Wollenstoffen und Halblein; außerdem ward schönes und weitberühmtes Papier hergestellt und gab es ansehnliche Buchdruckereien. Die bedeutendste Ausdehnung erlangte aber später die Fabrikation von Seidenbändern, welche schon im Jahre 1800 gegen 3000 Stühle beschäftigte und noch jetzt in der schönsten Blüthe steht. Auch seidene und halbseidene Stoffe werden gearbeitet und größtentheils ausgeführt. Mangelhafter haben sich die Handwerke

entwickelte, weil sie durch den nun endlich gebrochenen, aber früher sehr strengen Zunftzwang weit weniger geschützt als niedergehalten wurden; sie werden indeß unter den vorhandenen recht günstigen Verhältnissen, sobald die Gewerbefreiheit auch hier, wie z. B. in Zürich, ihre Segnungen nach allen Seiten hin verbreiten kann, schnell aufblühen. Für den Handel ist Basel einer der wichtigsten Punkte, weil es durch die bei ihm mündenden Straßen und Eisenbahnen nicht nur Deutschland mit der Schweiz, sondern auch über den Gotthard mit Italien verbindet; sein Hauptgeschäft ist die Expedition von Waaren, Stoffen aller Art, Wein, Getreide, Papier u. s. w. Der allgemeine Ruf spricht den Basler Kaufleuten und Fabrikanten Solidität und Aufmerksamkeit zu; allerdings wird ihnen aber auch oft vorgeworfen, daß sie ihren Vortheil gleich den Juden, welche sie in ihrer Stadt so wenig als möglich Boden gewinnen lassen, nicht selten zu scharf ins Auge fassen. —

Der schöne, freundliche Rhein, über welchen sich eine breite, 630 Fuß lange, theils steinerne, theils hölzerne Brücke legt, theilt die Stadt in zwei Theile, die sogenannte große Stadt auf dem linken, die kleine auf dem rechten Strombord. Beide sind von Wällen, tiefen Gräben und hohen Mauern, in denen sich zahlreiche vielgestaltige Thürme erheben, umgeben, aber die neueste Zeit beschäftigt sich, nachdem der hartnäckige Widerstand der Alt-Conservativen, welche, wie man sagt, die Invasion der Revolution in die offene Stadt fürchteten, gebrochen ist, mit ihrer Schleifung und schon sind schöne, freundliche Boulevards entstanden, an welche sich neue Stadtquartiere mit modernen Gebäuden anschließen. Klein-Basel, in dessen Bezirk der Bahnhof der badischen Bahn liegt, bietet dem Fremden sehr wenig. Die Straßen sind größtentheils unfreundlich, die Thürme, Kirchen und ehemaligen Klöster in keiner Weise ausgezeichnet, und selbst die historischen Erinnerungen knüpfen sich meist nur an einzelne berühmte Männer an, deren Begräbnißstätten sich bei dem Carthaus und zu St. Theodor vorfinden. Dagegen bietet sich vom oberen Rheinweg in Klein-Basel unweit der Brücke und von dieser selbst ein anmuthiger, interessanter Blick auf die Groß-Stadt von St. Johann aufwärts bis nach St. Alban hin. Aus dem bunten Gewirr der Häuser, welche bald bis an den Rheinbord hinabsteigen, bald sich an der Höhe halten und über welche die Spitzen der Kirchthürme emporragen, erhebt sich stolz und ihres Triumphes sicher die schöne Pfalz mit dem herrlichen, doppeltgethürmten Münster, der Stolz und in der That die Zierde der alten Bischofsstadt.

Von Klein-Basel aus überschreiten wir die Rheinbrücke, auf der sich in der Mitte das sogenannte Käppelin Joch, eine kleine Kapelle, befindet, bei welcher im Mittelalter die Heren und Selbstmörder durch den Henker in den Rhein gestürzt wurden. Jenseits, in der großen Stadt, wenden wir uns rechts und wandern an dem ausgedehnten und schönen Gasthof zu den drei Königen vorüber zu der alten,

historisch merkwürdigen Predigerkirche, welche im Jahre 1230 erbaut, später der französischen Gemeinde überlassen ward. An der Kirchhofsmauer neben der Kirche befand sich bis 1805 der bekannte, oft abgebildete und beschriebene Todtentanz von Basel, nach Einigen eine Nachbildung des älteren Gemäldes im Kloster Klingenthal zu Klein-Basel und eine Erinnerung an die große Pest, welche zur Zeit des Conciliums herrschte. In der Nähe befinden sich das Irrenhaus und das Spital und weiter nordwärts unweit vom Thor von St. Johann und seiner aussichtsreichen Schanze am Rhein die in Kreuzform erbaute neue Strafanstalt. Hinter dem Spital breitet sich der St. Peters-Platz aus, auf welchem die Baseler der alten Zeit ihre öffentlichen und Familienfeste feierten. Hier vereinigten sich bei großen Hochzeiten angesehener Familien die Gäste zu Reihentänzen und Spielen; hier fanden Tänze, Uebungen und Waffenspiele statt, wenn Bundesgenossen aus dem Elßas und von den Alpen her Basel besuchten. Vom Platz zu St. Peter erzählt aus der Zeit des Concils mit andern auch Aeneas Sylvius und es sei uns gestattet, seine Worte, die das Jahrhundert und seine Sitten anmuthig schildern, anzuführen. „In der Stadt sind viele frische, mit Bäumen besetzte Rasenplätze, welche durch ihr liebliches Grün ergötzen. Hier breiten Eichen und Ulmen ihre von zarter Jugend an dazu gezogenen Aeste zu reichlichem Schatten aus, so daß es in der Sommerhitze, obwohl diese nicht lange anhält, angenehm und behaglich ist, hierher den Strahlen der Sonne zu entfliehen. Auf diese Plätze begiebt sich auch die Schaar der Jünglinge zu Erholung und Spiel. Hier üben sie sich im Wettlauf, Kampfspiel und Pfeilschießen; da tummeln sie ihre Kasse. Einige entsenden Pfeile dem Bogen, andere zeigen ihre Kraft im Steinstoßen, viele spielen Ball, doch nicht auf italienische Weise, sondern sie hängen an dem Spielplatze einen eisernen Ring auf, und weiteifern, durch denselben zu werfen. Sie treiben den Ball mit einem Holz, nicht mit den Händen. Die übrige Menge singt unter sich Lieder und windet Kränze den Spielenden. Dergleichen Zusammenkünfte finden viele statt. Auf mehreren Plätzen versammeln sich auch die Frauen zu Reihentanz und Saitenspiel, und noch vieles wäre zu erzählen, wovon weiter an einem andern Orte.“ Als Kaiser Sigismund zu Basel war, speiste ihn der Rath auf St. Peters-Platz im Schatten einer großen Linde und noch vierzig Jahre später kamen die öffentlichen Rechen und Tänze, bei denen die Zuschauer sich am Gesange beteiligten, häufig vor; erst die strenge Zucht der Reformation machte das freiere Leben auf den öffentlichen Plätzen unmöglich.

Am Petersplatze liegt das Zeughaus, das einst an Merkwürdigkeiten reich war, den größten Theil derselben aber bei der Theilung des Staatsguts zwischen Stadt und Landschaft verloren hat. Noch sind das ursprünglich vergoldete Panzerhemd Herzog Karls des Kühnen von Burgund aus der Schlacht von Nancy und sein reichgezierter Waffenrock, ferner Rüstungen von Kriegeren Burgunds und



J. Reichbock del.

J. M. Kolb sculp.

DIE DOMKIRCHE IN BASEL.

La Cathédrale à Bâle.

(Basel.)

The Cathedral at Basel.

Druck & Verlag von G. Hange in Darmstadt.



der Armagnaken, welche bei St. Jakob das kleine Schweizerheer ruhmlos besiegten, und der „Drach ungehir,“ eine hübsche kleine silberne Kanone, vorhanden. Wenige Schritte führen von hier zum Spahlenthor, das unzählige Male abgebildet, überall bekannt ist. Ein ansehnlicher hoher viereckiger Thurm, der ein spitzes, mit buntfarbigem Ziegeln gedecktes Dach trägt, wird es von zwei runden, oben aber achteckigen Thürmen flankirt, welche Lichtöffnungen und Schießcharten besitzen und wie der Thorthurm aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts stammen. Auf der Außenseite finden sich Bildwerke zweier Propheten und einer Madonna. Am Tage, als Basel dem eidgenössischen Bunde beitrug, zog man zum Zeichen des Friedens, der nun herrschte und ewig dauern sollte, die Wache des Spahlenthors zurück und übertrug die Aufsicht und die Erhebung des Zolls sinnig einer spinnenden Frau. In der Spahlen-Vorstadt ist nur der Holbeins-Brunnen interessant, denn sowohl der Dudelsackpfeifer auf der Spitze des Brunnens als auch der Bauerntanz an dem letzteren selbst sollen im Entwurf von Holbein herrühren. Andere schreiben indeß den Pfeifer dem gleichberühmten Albrecht Dürer von Nürnberg zu.

Kehren wir von hier aus zur Stadt zurück und wenden uns dem anmuthigen Fischmarktbrunnen zu, der aus den besten Zeiten des gothischen Styles stammend mit Recht die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Seine Hauptbildwerke sind St. Petrus und St. Johannes und die heilige Jungfrau; an den Ecksäulen aber befinden sich die vier Kardinaltugenden Gott- und Menschenliebe, Gerechtigkeit und Beständigkeit. Unmittelbar am Markte liegt, zwischen Privatgebäuden eingeklemmt, das Rathhaus, das von 1507 bis 1508 erbaut ward, und da es von dem gothischen zum modernen Styl übergeht, fast stillos zu nennen ist. Am Fuße der breiten Treppe, welche aus dem Vorhof ins Innere führt, steht die 1580 aufgestellte Statue des Römers Munatius Plancus, welcher der Gründer von Augusta Rauracorum, der Mutterstadt Basels, gewesen sein soll. Außerdem sind in der sogenannten Geheimerathsstube schöne Schnitzwerke und hier und da prächtige gemalte Scheiben, sowie Frescobilder an den Außenwänden und in den Gängen vorhanden. In der Nähe erheben sich das neue ansehnliche Postgebäude und die St. Martinskirche, der Sage und dem Namen nach die älteste Kirche Basels, in welcher zur Zeit der Reformation durch Decolampadius zuerst das Abendmahl in beiderlei Gestalt ausgeheilt ward.

Wenden wir uns vom Markt aus durch enge Gassen dem Rhein zu und steigen wir etwas empor, so gelangen wird bald zum Münsterplatz, an welchem sich das Münster, die ehemalige Domkirche des Bisthums Basel, erhebt. Vielleicht auf der Stätte des römischen Kastels, der Beste Nobur, deren Ammianus Marcellinus erwähnt, im Jahre 920 durch Heinrich I. erbaut, 1010 aber durch Heinrich II. im byzantinischen Styl erneuert und erweitert, brach der Dom bei dem großen Erdbeben von 1356 zum Theil zusammen und wurde nun in ver-

hältnißmäßig kurzer Zeit im gothischen Styl wieder hergestellt. Der älteste Theil ist das Schiff und der Chor, beide noch byzantinischen Styls und mit seltsamen Bildwerken an Kapitälern, Friesen und Knäufen bedeckt, weit jünger die Vorderseite und noch neueren Ursprungs der Kreuzgang und die Seitenkapellen; außerdem fanden im Laufe der Jahrhunderte manche und leider nicht immer geschickte Restaurationen statt. Das Ganze macht daher keinen einheitlichen Eindruck, fällt auch nicht durch glänzende Schönheit und Massenhaftigkeit ins Auge und verliert durch die röthliche Farbe des Sandsteins, welcher an ihm verwendet ist. Aber dennoch gehört es durch die reichen und anmuthigen Ornamente zu den interessanteren Bauwerken der Schweiz und ist namentlich auch für den Kunstforscher wichtig. An der Vorderseite streben die beiden schlanken und anmuthigen, etwa 200 Fuß hohen gothischen Thürme, von denen der eine St. Georg, der andere St. Martin genannt wird, beide um 1360 erbaut, empor; in ihnen hängen die zum Theil mächtigen Glocken. Von den drei Eingängen ist der größere mittlere mit schönem Laub- und Bildwerk verziert. Ueber denselben befinden sich mehrere Statuen, zuerst rechts und links an den beiden Thürmen St. Georg mit dem Drachen und St. Martin mit dem Bettler den Mantel theilend, beide zu Roß, und nahe der Pforte ein König und drei Frauengestalten, (vielleicht Heinrich I. oder Conrad II. mit Gemahlin und Töchtern,) ferner im Giebel die heilige Jungfrau, Heinrich II. und die heilige Kunigunde und wiederum an den Thürmen vier fränkische Könige und die Weisen aus dem Morgenlande. In jeder Hinsicht merkwürdiger als der Eingang auf der Vorderfronte ist der andere auf der Nordseite, die sogenannte St. Gallenpforte. Vielleicht stammt sie noch von dem Bau Heinrichs I. her und war damals das Hauptportal des Doms; mindestens aber gehört sie der Zeit Heinrichs II. an, wie sie denn auch in reichem byzantinischen Styl, obwohl nicht ohne Starrheit, ausgeführt ist. In Form von Stageren erheben sich die beiden äußersten Säulen; rechts und links die drei untersten Räume stellen die sechs Werke der Barmherzigkeit dar; darüber befinden sich die Statuen des Täufers und des Evangelisten St. Johannes und noch höher zwei Posaunen-Engel. Im Mittelbild richtet Christus die Welt; zur Seite steigen die Todten aus den Gräbern empor und etwas tiefer zeigen sich die sechs thörichten und die sechs weisen Jungfrauen. Ueber dem Portal aber erblicken wir das große byzantinische Rosettenfenster, vom Volk das Glücksrad genannt.

Nicht weniger interessant als das Außere des Münsters ist das Innere. Zwei Reihen Seitenkapellen ziehen sich neben dem herrlichen, weiten Schiff hin und vor der Reformation waren deshalb so viele Altäre vorhanden, daß kurz vor derselben nicht weniger als 65 Kapläne nöthig erschienen. Das Chor ist, wie bei den meisten byzantinischen Kirchen, erhöht; unter ihm liegt die Krypta, in der sich Sculpturen des 11. und 12. Jahrhunderts finden. Von den einzelnen Gegen-



J. Rohbock del.

A. J. Terwen sculp.

DAS RAUFHHAUS IN BASEL.

L'hôtel de ville à Bâle.

The town-hall at Basle.

Druck & Verlag von G. Glanz in Darmstadt.

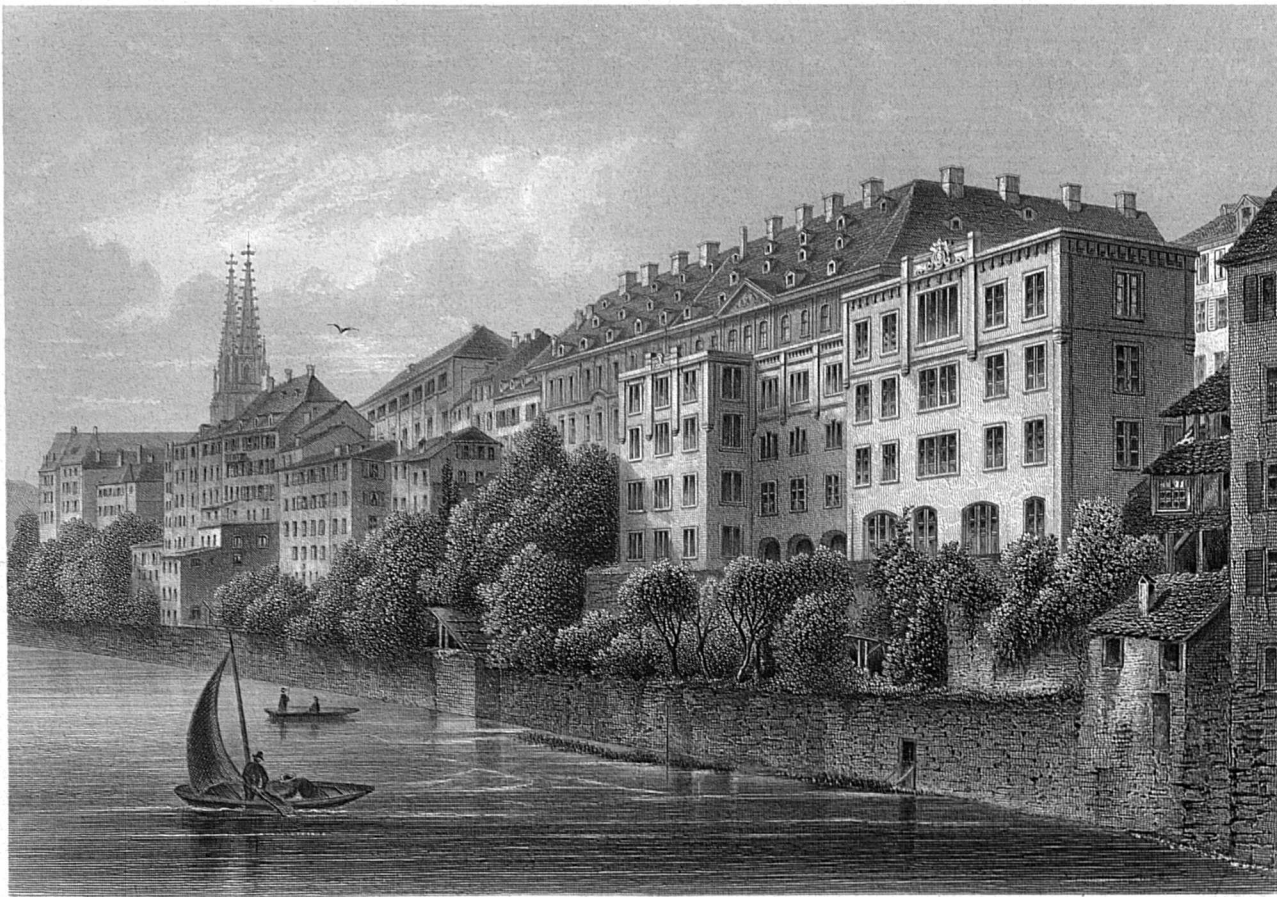
ständen in der Kirche müssen zunächst die gothische Kanzel, welche 1486 in Form eines Kelches aus einem Stein gehauen ward, und der aus demselben Jahre stammende, mit Reliefs von Laub- und Bildwerk im gothischen Styl verzierte Taufstein genannt werden; ferner sind die Chorstühle ihres phantastischen Schnitzwerks wegen, die Stühle der Bürgermeister und des Rathes und die Grabmale der Kaiserin Anna, der Gemahlin Rudolphs von Habsburg, und ihrer beiden Söhne, ferner Georgs von Andlaw, Erasmus von Rotterdam beachtenswerth. Außerdem betrachtet als alt, d. h. dem eilften Jahrhundert angehörend, der bekannte Kunstforscher Professor Lübke die beiden interessanten Steinreliefs, welche zwischen kleinen Bogenstellungen paarweise verbundene Apostelgestalten und vier Martyrscenen enthalten. In ihnen spricht sich bereits das Streben nach bewegterem Leben und einer gewissen Natürlichkeit, das der frühesten byzantinischen Periode nicht eigen ist, bei klar und wirkungsvoll stylisirter Gewandung deutlich aus. Endlich haben wir noch die neue Orgel, welche die alte, aus dem Jahre 1404 stammende ersetzt, und die ebenfalls neuen und tüchtig ausgeführten Glasgemälde Petrus, Paulus, David, Moses und die Evangelisten von Gsell aus St. Gallen in Paris zu verzeichnen.

An das Münster stößt der Kreuzgang und der sogenannte Conciliums-saal. Der erstere verband die Kirche mit dem Bischofshof und wurde in den Jahren 1362, 1400 und 1487 erbaut und umgestaltet, bis er seine jetzige Gestalt empfing. Zahlreiche Grabsteine von Gliedern angesehener Baseler Familien, unter denen sich manche auch in weiteren Kreisen einen Namen erworben haben, und Denkmäler bekannter Männer, wie z. B. des Reformators Decolampadius, sind in ihnen aufgestellt. In dem Conciliums-saal fanden in den Jahren 1431 bis 1448 zwar nicht die Sitzungen des Concils selbst, für welche der beschränkte Raum bei weitem nicht ausgereicht hätte, aber doch einer der Haupt-Commissionen der heiligen Versammlung statt. Einfach und anspruchlos, ist er nur der mittelalterlichen Sammlung wegen, welche in ihm selbst und der St. Nicolaus-Kapelle aufgestellt ist, sehenswerth. Nachdem von den reichen Kunstschätzen, welche einst Basel und sein Dom besaßen hatten, viele (unter ihnen auch die merkwürdige, von Kaiser Heinrich II. dem Münster geschenkte goldene Altartafel) abhanden gekommen oder verkauft worden waren, traten vor etwa zehn Jahren zu Basel Geschichtsforscher und Kunstfreunde zusammen, welche die Reste zu sammeln und zu ergänzen und aus ihnen und guten Nachbildungen mittelalterlicher Kunstwerke ein kleines Museum herzustellen strebten. Der Versuch ist unter der geschickten Leitung des kunstsinigen und erfahrenen Mannes, der noch jetzt an der Spitze der Vereinigung steht, des Professor Wackernagel, sehr wohl gelungen. Die Sammlung enthält Gemälde, Bildwerke, Reliefs, Geräthe, Schmucksachen, Waffen, Siegel, Stempel u. s. w., zum Theil in Originalen, zum Theil in schönen Gypsabgüssen. Auch

einige Curiositäten fehlen nicht; die für Basel merkwürdigste ist der sogenannte Lällenkönig, ein kolossaler aus Holz geschnitzter Kopf, der bis zum Jahre 1837 am Thurm der Rheinbrücke befestigt war. Er blickte nach der Seite von Klein-Basel hin, war mit einem Uhrwerk verbunden und streckte bei jedem Pendelschwung, indem er zugleich die Augen bewegte, die Zunge heraus. Ohne Zweifel war es ein Spottbild aus jener Zeit, als noch Conflict zwischen den beiden Städten, welche sich nach der Sitte aller Nachbarn gründlich haßten, an der Tagesordnung waren; man hat indeß auch mythologische Untersuchungen um deswillen an ihn angeknüpft, weil bei den Kelten und andern heidnischen Völkern grinsende, das Gesicht verzerrende Köpfe als Abzeichen und Schildbilder nicht selten vorzukommen pflegten. Von dem alten Kirchenschatz des Münsters ist nur wenig noch vorhanden; der größere Theil mußte nach der Abtrennung des Kantons Basel-Landschaft an diesen abgetreten werden und ist, da er von der Regierung sofort verkauft wurde, für die Schweiz unwiderbringlich verloren gegangen.

Rings um das Münster herum standen früher die Häuser der Domherren, welche jetzt Privateigenthum geworden sind; in einem derselben, dem Gebäude des bischöflichen Officials, das im Jahr 1831 in gothischem Styl renovirt ward, befinden sich die allen Fremden bereitwillig geöffneten Zimmer der Lesegesellschaft, welche eine schöne Auswahl von Journalen und Zeitungen auslegt und eine gegen 60,000 Bände enthaltende Bibliothek besitzt. Auf dem Münsterhof, der in der letzten Zeit erweitert worden ist, steht die Statue des Reformators Decolampadius (ursprünglich Hauschein genannt), dessen eifrige Thätigkeit den Sieg der Reformation zu Basel bewirkte. Das amuthigste Plätzchen am Münster ist aber die hinter demselben gelegene Pfalz, ein hübscher, mit dichtbelaubten Kastanien besetzter Platz, auf welchem ehemals das römische Castell und später eine jener kaiserlichen Burgen, die man im Mittelalter gewöhnlich mit dem Namen „Pfalz“ zu belegen pflegte, gestanden haben soll. Mehr als siebenzig Fuß über dem Rhein gelegen, gewährt er einen amuthigen Blick auf den schönen breiten Strom, die Rheinbrücke, die bethürnte kleine Stadt und die jenseitigen Gelände bis an die Vorberge des Schwarzwaldes.

Wenige Schritte vom Münster an einer schmalen Straße, welche zur Rheinbrücke führt, erhebt sich das schöne Museum, das selbst mancher bedeutenderen Hauptstadt als Vorbild dienen könnte. Von Veri auf der Stätte des alten Augustiner-Klosters erbaut und mit hübschen Friesen geschmückt, enthält es neben seinen Sammlungen die Aula und mehrere der Hörsäle der Universität. Im Erdgeschosß befindet sich die 80,000 Bände starke Bibliothek und die Manuscript-Sammlung, zu deren bedeutendsten Stücken elf Bände Acten des Baseler Concils, eine aus dem achten Jahrhundert stammende Pergament-Handschrift der Evangelien, viele Brieffsammlungen mit Autographen der Reformatoren und berühmter



L. Rohbock del:

Tho. Heawood sculp:

L'UNIVERSITÉ À BÂLE.

DAS UNIVERSITÄTSGEBAUDE IN BASEL.
(Basel)

UNIVERSITY AT BASIL.

Druck & Verlag von C. C. Lange in Darmstadt.

Baseler Gelehrten und eine Handschrift des Vellejus Paterculus, welche als Unicum gilt, gehören. Den ersten Stock nehmen die mit den Porträts der berühmtesten Baseler Professoren geschmückte Aula und die naturhistorischen Sammlungen, den zweiten Stock aber das antiquarische und ethnographische Museum und die Kunstsammlungen ein. Griechische, römische, Pfahlbau-, keltische und germanische Alterthümer, Münzen und mittelalterliche Gegenstände, welche zum Theil sich früher in dem Schatz des Münsters befanden, reihen sich an merikanische Antiquitäten, aegyptische Mumien, indische Götzenbilder, Waffen und Geräthe amerikanischer Stämme. Den schönsten Schmuck der Kunstsammlung bilden die 36 Gemälde und die Handzeichnungen Hans Holbeins des Jüngeren, (die herrliche Passion, der Leichnam Christi, Holbeins Familie, viele Porträts), denen sich Handzeichnungen von Dürer, Breughel, Lucas Cranach, Caracci, Teniers, Quintin Messis, sowie Gemälde einer Anzahl bedeutenderen neueren Meister, wie Calame, Koller, Aurel Robert, Schnorr, Cornelius u. s. w. anschließen.

So schön und einladend sich das Museum dem Besucher darstellt, so wenig fällt die Universität, welche neben den Hörsälen nur noch die anatomische Sammlung enthält, ins Auge; ungünstig gelegen bieten die alten Gebäude, in denen früher der Bischof von Basel residirte, nichts Sehenswerthes. Um so reicher sind die historischen Erinnerungen, welche sich an die Hochschule knüpfen. Kaum war das Concil von Basel beendet, so tauchte auch die Idee auf, in der alten RheinStadt, deren Söhne bisher die Akademien Italiens besucht hatten, einen Sitz der Wissenschaft zu gründen; eifrig nahmen sich die Männer, welche an der Spitze der Stadt standen, der Sache an, und gern gab Papst Pius II., der als Aeneas Sylvius Piccolomini Basel lieb gewonnen hatte, seine Einwilligung. Schon im Jahr der Gründung waren 220 Studenten vorhanden und im vierzehnten und am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts befanden sich unter den Lehrern viele Männer von bedeutendem Ruf, wie Erasmus von Rotterdam, Geiler von Kaisersberg, Paracelsus, Sebastian Brand, Glareanus, Myconius, Reuchlin, Thomas Wytttenbach und Andere. Später lehrten Wolfgang Capito, Decolampadius, Grynaeus, Beatus Rhenanus, Plater, die beiden Amerbach, Baubin, Jselin u. s. w., Gelehrte, die zum Theil auf die Fortbildung ihrer Wissenschaften nicht unbedeutenden und bleibenden Einfluß übten. Basels Theologen, Juristen und Mediciner standen in der Schweiz in hohem Ruf und auch seine Geschichtschreiber genossen verdientes Ansehen. Dennoch sank die Universität bald nach ihrer Zeit; viele Gelehrte verließen der Reformation wegen die Stadt, die strenge Aufsicht des Kirchenregiments und noch mehr die neu eingeführte Censur hemmten die freie Bewegung des Geistes, man suchte die Fremden ängstlich auszuschließen, entfernte die Professoren aus allen öffentlichen Aemtern und warf sich mehr und mehr auf den Handel, dem sich die Jugend der vermögenden Klassen, welche früher fast

ohne Ausnahme die Hochschule besucht hatte, ausschließlich widmete. Zwar fehlte es auch jetzt noch nicht an bedeutenden Männern, welche in der Universität lehrten oder durch sie gebildet worden waren; nichtsdestoweniger nahm der Verfall mit jedem Jahrzehend überhand und wiederholte Versuche zu einer Reform, die namentlich im achtzehnten Jahrhundert gemacht wurden, schlugen völlig fehl. Erst vor etwa fünfzig Jahren hob sich die Hochschule wieder und im Jahre 1834 fanden neue Umgestaltungen und Erweiterungen statt, welche, wenn es auch noch immer nicht gelungen ist, Basel's Universität auch im Auslande hervorragenden Ruf zu verschaffen, doch recht glückliche Resultate hatten, und eine Anzahl tüchtiger Lehrer (einen Schönbein, Wackernagel, P. Merian, Hagenbach, de Wette, Rüttemeyer, Burckhard u. s. w.) gewinnen ließen. Freilich ist die Zahl der Studenten nicht sehr groß; aber Basel ist auch, nachdem Bern und vorzüglich Zürich, letzteres in Folge der Gründung des eidgenössischen Polytechnikums, sich schnell aufgeschwungen haben, wesentlich auf den sehr kleinen Kreis seiner Angehörigen beschränkt.

Unter den alten Gebäuden der Stadt, welche wir bisher noch nicht erwähnt haben, sind noch manche theils ihrer Bauart, theils der geschichtlichen Erinnerung wegen, nicht uninteressant, wie die schöne, kurz vor der Reformation errichtete Kirche St. Leonhard, deren Kreuzgewölbe auf Säulen ruht, Kirche und Kloster St. Alban, durch Bischof Burckhard von Hasenburg schon im Jahre 1083 gestiftet, das Haus zur Mücke, wo im Jahre 1436 das Conclave, in welchem Papst Felix V. erwählt ward, stattfand, der Seidenhof, einst von Kaiser Rudolph von Habsburg nach seinem Einzuge bewohnt, das Ochs'sche Haus, in welchem die Bevollmächtigten Preussens und Frankreichs 1795 den Frieden abschlossen; ferner viele andere, in denen sich merkwürdige Sculpturen, Wappen, Inschriften oder sehenswerthe Privat-Sammlungen befinden. Das schönste neuere Gebäude aber ist unstreitig die Kirche St. Elisabeth in der St. Elisabeth-Vorstadt, ein prächtiges gothisches Bauwerk, das ein reicher Baseler, Christoph Merian, auf eigene Kosten vor acht Jahren erbauen ließ. Gescheut, thätig und fleißig, war es Herrn Merian gelungen, sich nach und nach ein so beträchtliches Vermögen zu sammeln, daß im Gegensatz zu ihm, dem „reichen“ Merian, ein anderes Glied derselben Familie, welches nur einige Millionen Franken besaß, vom Volke gemeinhin der arme Merian genannt worden sein soll. Wenige Jahre vor seinem Tode, der im Jahre 1859 erfolgte, entschloß er sich die Kirche zu gründen; bald darauf ward zum Werk selbst geschritten und schnell wuchs das schöne Gebäude empor. Außerdem überwies er auch noch den größten Theil seines kolossalen Vermögens testamentarisch den gemeinnützigen und wohlthätigen Instituten seiner Vaterstadt, welche, zum Theil schon durch andere Vermächtnisse reich dotirt, jetzt wirklich Großes zu leisten im Stande sind.



L. Rohbock delt

J. Poppel sculp

Das Spalenthor in Basel.

(Basel)

Druck & Verlag von G.G. Lange in Darmstadt.

Basels nächste Umgegend ist, trotzdem sie meist flach ist, keineswegs arm an schönen Spaziergängen; fast nach allen Seiten hin führen an schönen Villen vorüber anmuthige Wege auf reizende, obwohl niedrige Höhenpunkte und zu lieblichen und freundlichen Landschaften. Die besuchtesten sind St. Jakob mit dem einfachen Denkmal auf jener berühmten Stätte, wo ein kleines Schweizerhäuslein das gewaltige Heer des Dauphin im Jahre 1444 muthvoll bekämpfte und glorreich unterging, die Anhöhe St. Margarethen, mit herrlicher, besonders am Abend anziehender Fernsicht, und das nahegelegene Bruderholz, dessen höchster Punkt ein ausgezeichnetes Panorama bietet, beide auch durch historische Erinnerungen anziehend, ferner die auf der rechten Rheinseite einst stark besuchte Wallfahrtskirche St. Ulrichona bei Bettingen mit dem weiten Blick auf den Jura und auf die Hochalpen, und der Gipfel des Grenzacher Horns. Weitere Parthien führen vorzüglich in das Jura-Gebirge hinein, in das Thal der Birz, auf die Gempensfluh, in das Weinweiler- und Leimenthal, zum Wiesenberg, in alle jene interessanten Landschaften, welche einst das alte stolze Basel für sich erwarb und die es mit fester Hand beherrschte, bis es sie vor drei Jahrzehnten, weil es den Geist der neuen Zeit noch immer grollend, aber fruchtlos zu bekämpfen suchte, sich durch denselben plöglich entreißen sah. —

So reich die Geschichte der Stadt Basel ist, so wenig läßt sich von dem Kanton Basel-Landschaft erzählen, denn seit wenig mehr als dreißig Jahren dauert seine Existenz. Seine einzelnen Theile gehörten in früherer Zeit verschiedenen Gauen, später ebenso verschiedenen Herrschaften an und kamen nach und nach im Lauf der Jahrhunderte theils durch Verpfändung und Nichteinklösung, theils durch Kauf an die Stadt Basel, welche sie getrennt als Vogteien durch ihre Abgeordnete beherrschen und verwalten ließ. Die letzten Erwerbungen fanden sogar erst nach dem Sturz Napoleon I. statt. Der größere Theil der Landschaft theilte zwar Jahrhunderte lang die Geschicke der Stadt, aber ohne auf sie wesentlichen Einfluß üben zu können; denn der Bauernaufstand von 1653 war niedergeschlagen worden und hatte den beherrschten Districten keine erweiterten Rechte eingetragen. Erst seit 1798 änderte sich die Lage; auch die Stadt Basel mußte gleich Bern, Zürich, Luzern u. s. w. das bisherige Unterthanen-Verhältniß seiner Landschaft aufgeben und deren Repräsentanten in die Vertretung zulassen. Aber Stadt und Landschaft paßten nicht zu einander; die erstere vermochte ihren alten aristokratisch-conservativen Standpunkt nicht zu verlassen und setzte sich allen Reformen und Umgestaltungen schroff entgegen, auch selbst wenn die Rechte

der Stadt dadurch nicht litten; die letztere dagegen, die an die Zeit der Unterthänigkeit stets zurückdachte und sich, wenn auch nicht rechtlich, doch factisch in untergeordneter Stellung sah, war fast durchweg radical gesinnt und wollte eben jene Reformen schnell und kräftig durchgeführt wissen. Dazu traten noch der strenge religiöse Stadtpunkt der Stadt, der in der Landschaft nirgends getheilt ward, und die außerordentliche Verschiedenheit der Lebens- und der Erwerbsverhältnisse beider. So kam es denn nach den Pariser Julitagen des Jahres 1830 bald zu Streitigkeiten, welche schnell zu ernstern Conflicten führten; die Landschaft stand auf und griff zu den Waffen, Blut ward vergossen und einzelne Gemeinden erhielten militärische Besetzung. Zwar suchten eidgenössische Commissäre die Differenzen auszugleichen und es kam sogar zu einer Verfassungs-Revision des Gesamt-Kantons, welche die Stellung der Landschaft in vieler Hinsicht hob; aber nach wenigen Wochen brach der Aufstand von neuem und heftiger aus, die Trennung in zwei selbstständige Halbkantone ward proclamirt und, nachdem Basel sich von der Tagssatzung losgesagt hatte, und in Folge dessen am 11. August 1831 die Stadt von eidgenössischen Truppen besetzt worden war, vollständig und für immer durchgeführt.

Seitdem besteht der Halbkanton Basel-Landschaft, dessen Hauptstadt Liestal ward, unter einer eigenen Verfassung und Regierung. Wichtige politische Ereignisse haben ihn bisher nicht betroffen, denn die kleinen Verfassungsstreitigkeiten, die ihn im Laufe von 34 Jahren bewegt haben, fallen nicht ins Gewicht. Seine politische Richtung blieb dieselbe; zur Zeit des Sonderbundes stand er entschieden auf der Seite der freisinnigen Partei und hatte damit Theil an der Reform der Bundesverfassung. Fast acht Quadratmeilen groß, besitzt er 52000 deutsch redende, dem alemannischen Stamme angehörende Einwohner, von denen etwa 10000 Katholiken, die übrigen aber Protestanten sind. Der ganze Kanton liegt im Jura und zieht sich vom Rhein ab bis auf die Wasserscheiden des Gebirges; seine Höhen sind holzreich, in den Thälern aber reihen sich an schöne Wiesen Obstgärten und ausgedehnte fruchtbare Aecker. Viehzucht und Ackerbau sind zwar die Hauptbeschäftigungen der Einwohner; doch findet sich auch Gewerbsthätigkeit vor und hier und da zeigen sich die rauchenden Schornsteine von Fabriken, deren Zahl sich wahrscheinlich im Laufe der nächsten Jahrzehende noch vermehren wird. Trotz der Lage im Gebirge fehlt es nicht an Verbindungs- und selbst Handelsstraßen. Von Basel ab zieht sich die Eisenbahn aufwärts zum Hauenstein durch den Kanton, dessen Hauptthäler überall schöne Chausseen und Landstraßen besitzen. Seine Höhen gehen nicht über die Bergregion hinaus und seine Thäler sind selten weit und geräumig, aber oft sehr amuthig; von seinen Bächen sind nur zwei von einiger Bedeutung, zuerst die aus dem herrlichen Münstertal des Kantons Bern kommende Birs, welche bei Basel mündet, dann

die Ergolz, die an der Schafmatt entspringt und sich bei Lugst in den Rhein ergießt. Ausgedehnte Ortschaften sind nicht vorhanden. Die größte derselben ist das Städtchen Liestal, die Hauptstadt des Landes und des Bezirks Liestal, mit 3400 Einwohnern; von den übrigen mehr als siebenzig einfach gebauten, aber oft schön gelegenen Dorfgemeinden geht keine über 1800 Seelen hinaus. Die meisten derselben zählen deren sogar nur 4 bis 800 und hier und da sind in den Gebirgen selbst noch kleinere vorhanden, welche fast nur den Namen Weiler verdienen. Einst zählte die Landschaft zahlreiche feste Schlösser und Ritterburgen; aber theils durch das große Erdbeben von 1356, welches nicht weniger als 80 Herrensitze zerstörte, theils in Kriegen vernichtet, theils durch den Zahn der Zeit langsam gebrochen, liegen die meisten derselben jetzt in Ruinen und nur hier und da schaut noch eine alte graue Beste wohl erhalten und von Gebüsch umgeben von ihrer Höhe in das Thal herab.

Unmittelbar an der französischen Grenze im westlichen Theil der Landschaft breitet sich das kleine, fruchtbare, von der wilden Birsig bewässerte Leimenthal, ein reiches Gelände mit einträgligen Weingärten, ergiebigem Ackerland und hübschen Dorfschaften aus. Oft wird es von Basel aus besucht denn in seinem obern Theil, der freilich nicht mehr zum Kanton gehört, liegt auf einem Zweige des Blauen das interessante Bergschloß Landskron und nahe dabei romantisch in engem felsigen Thale die alte Benedictiner-Abtei Mariastein. Von seinen Dorfschaften ist nur Binningen seines Schlosses wegen bemerkenswerth. Nachdem dieses 1375 von Ingelram von Coucy und seiner wilden Horde, den übelberüchtigten Guglern, zerstört worden war, litt es dasselbe Schicksal noch mehrere Male und kam endlich im Jahre 1545 an David Joris, einen holländischen Wiedertäufer aus Delft, der zu Basel unter dem Namen Johann von Bruck still und in Ansehen lebte. Sein Name ist durch die seltsame Justiz des sechszehnten Jahrhunderts weit bekannt geworden. Bald nach Joris Tode verbreiteten sich die seltsamsten Dinge über ihn; es wurde behauptet, er habe sich Christus gleich gestellt und geäußert, durch ihn würden alle, die ihn hörten, selig werden, er habe ferner sich unsichtbar machen können und die Sprache der Vögel und vierfüßigen Thiere verstanden, auch seine Auferstehung drei Tage nach seinem Tode angekündigt und dergleichen thörichte Dinge mehr. Lange Zeit blieben die Gerüchte unbeachtet; endlich fanden sie selbst bei der Regierung Glauben. Volle drei Jahre nach Joris ehrenvoller und feierlicher Bestattung ward auf Anordnung der Obrigkeit der Blutrath berufen, um über ihn als einen Gottlosen und

Reger nachträglich zu richten; ein Vertheidiger sprach für den Angeklagten, dennoch erfolgte schließlich dem Antrage des öffentlichen Anklägers gemäß die Verurtheilung. Der einbalsamirte Körper, der sich sehr wohl erhalten hatte und fast unverändert war, ward nun aus dem Sarge genommen, von Henkershand nebst Joris Schriften unter den Galgen am Steinenthor zu Basel geschleppt und dort unter großem Zulauf des Volks feierlich verbrannt. Seine Angehörigen aber mußten Buße thun und ihre angeblichen wiedertäuferischen Irthümer abschwören, obwohl man ihnen nichts Böses nachzuweisen vermochte. Früher hatte man freilich mit lebenden Wiedertäufern, die man von der Rheinbrücke herab stürzte, nicht besser verfahren und erst 200 Jahre später dachte man anders über diese Secte, denn einzelne Familien derselben durften sich 1783 in der Stadt, von der sie bisher bei strenger Strafe ausgeschlossen gewesen waren, niederlassen.

Wichtiger und ausgedehnter als das Leimenthal und mehr besucht ist das Thal der Birs, obwohl der obere Theil, das prächtige romantische Münsterthal, nicht mehr zu Basel-Landschaft, sondern zu Bern gehört. Gegen fünfzehn Stunden weit zieht sich das Bett des forellenreichen Stroms, dessen Quelle beim Felsenthor Pierre Pertuis, dem bekannten Römerwerke, liegt, bis zum Rhein herab. Von Basel aus wandernd erreichen wir auf der schönen Landstraße nach Biel zuerst St. Jacob, wo, wie bereits erwähnt, am 26. August 1444 1250 Eidgenossen aus den Urkantonen den ungleichen Kampf gegen das 60000 Mann starke Heer des Dauphin von Frankreich aufnahmen. Freilich mußten sie schließlich unterliegen und nur zehn der Tapfern entgingen dem Tode, aber 7000 ihrer Gegner blieben mit ihnen auf dem Schlachtfelde und in sofern hatten sie sogar den Sieg errungen, als der Dauphin bald darauf den Rückzug antrat. Ein einfaches gothisches Denkmal aus Eisen, das von der Bürgerschaft Basels 1824 errichtet ward, bezeichnet die denkwürdige Stätte des Freiheitskampfes und auch der rothe, feurige Wein, der auf dem Schlachtfelde wächst, erinnert durch seinen Namen „Schweizerblut“ an die St. Jakob-Schlacht, der am St. Jakobs Tage in vielen Kantonen noch immer alljährlich Feuer auf den Bergen lodern. Weiter wandernd haben wir zur linken Seite die Birs. Jenseits derselben erheben sich über dem Dorfe Mönchenstein, das einst ein kleines Städtchen war, die Ruinen des einst ansehnlichen Schlosses Mönchenstein, einer Burg mit zwei mächtigen Thürmen, welche dem alten baslerischen Ritter- und Patriciergegeschlecht der Mönche gehörte. Bis zum Jahre 1798 wohl erhalten, ward es später bis auf einen Thurm, der nach und nach verfiel, abgetragen. Von der Höhe des Burgberges schweift der Blick bis zu den Vogesen und überblickt das Thal der Birs und seine Höhen, auf denen hier und da Schloßruinen aus dem Gebüsch hervortauschen. Das erste Dorf, welches wir betreten, ist das katholische Pfarrdorf Reinach; ihm gegenüber liegt auf einer kleinen Anhöhe in anmuthiger

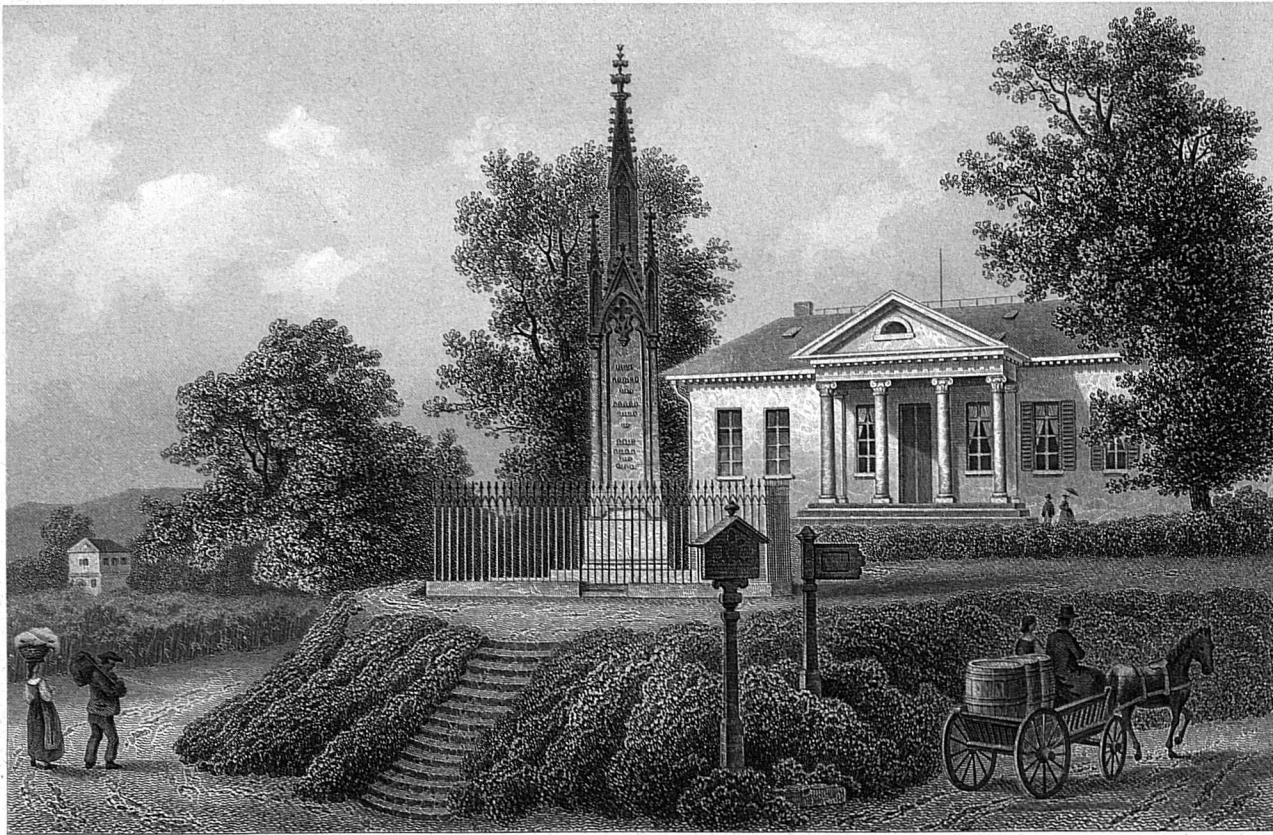
Gegend der große, schöne Flecken Arlesheim, dessen Kirche mehr als hundert Jahre lang die Kathedrale des baseler Domkapitels, das hier von 1678—1792 seinen Sitz hatte, war. Ueber demselben thronte früher am Eingange eines kleinen, waldigen Thälchens Burg Birseck, das Eigenthum und der Zufluchtsort der Bischöfe von Basel. Nachdem sie im Jahre 1792 abgebrannt worden war, stellte sie der badische Minister Freiherr von Andlaw zum Theil in der Form eines Lustschlosses wieder her und schuf neben einer hübschen Kapelle und einem alterthümlich ausgezierten Ritteraal auf dem alten Schloßthurm ein Belvedere, das eine der anmuthigsten Aussichten gewährt. Außerdem legte er aber auch im Verein mit dem Domherrn von Liegert den seiner Zeit berühmten Garten von Arlesheim bei der Burg Birseck an, der nach der Sitte der Zeit neben wirklich reizenden Punkten, auf denen sich Blicke ins Thal eröffnen, bunt zusammengewürfelt enthielt, was sich auf dem verhältnißmäßig kleinen Raum zusammendrängen ließ. Da gab es Seen, Bäche, vom Felsen rieselnde Quellen, Wasserfälle, Höhlen und Grotten z. B. die Grotte des Verhängnisses und die Grotte der Auferstehung, Eremitagen, Alpenhütten, Altäre, Tempel der Liebe, Säulenhallen, mit Ephen umwachsene Thürme und dergleichen mehr, ein regelloses Durcheinander, das nichts desto weniger Bewunderung erregte und viele Fremde anzog. Schwer und zerstörend gingen von 1798 an die Jahre der französischen Invasion über die Anlagen; nur wenig blieb von ihnen erhalten und erst im Jahre 1812 konnten die beiden Urheber derselben sie wieder herstellen. Ein Fremdenbuch jener Zeit enthielt die Namen der hochgestellten Besucher, die sie in den folgenden Jahren aufsuchten, und noch heut, wo dergleichen Künstlichkeiten ihren Reiz verloren haben, wandern häufig Schaaren von Touristen durch die anmuthigen Laubgänge am Hange des Burgberges.

Unmittelbar an das Gebiet von Arlesheim reicht die Grenze des Kantons Solothurn, indem sich unter der steilen Gempensfluh die Ueberreste des alten Schlosses Dornach erheben; auf der linken Seite der Birse aber zieht sich Baseler Landschaft noch eine Stunde weiter südwärts. Die Landstraße verfolgend, erreichen wir das große, in fruchtbarer, Getreide, Obst und Wein erzeugender Gegend gelegene Pfarrdorf Aesch. Jenseits der Birse, dem Dorfe gegenüber, thront am Ausgang einer engen Kluft in prächtiger Umgebung auf einem mächtigen Fels Schloß Angenstein, ein Besitztum der Grafen von Thierstein, welche es baslerischen Familien zu Lehn gaben. Noch im Jahre 1637 war es sehr fest; der bekannte protestantische Feldherr und Abenteurer Herzog Bernhard von Weimar belagerte es nämlich während des dreißigjährigen Krieges und hielt es, nachdem er es erobert, noch zwei Jahre besetzt. Vor dreißig Jahren ausgebaut und wiederhergestellt, wird es noch immer bewohnt. Ein Fußpfad durch schöne Wiesen führt hinter Aesch zu einer andern aber bereits verfallenen Burg, dem uralten

Schloß Pfeffingen, welches ebenfalls den reichen Grafen von Thierstein gehörte; dichtes Gebüsch bedeckt seine noch immer bedeutenden Trümmer. Schon hier hinter Aesch verengt sich das Thal der Birz; bald fließt der Strom zwischen steilen Felsen, aber zugleich ist die Grenze des Kantons erreicht und noch bevor die Straße Dorf Grellingen berührt, hat sie das Gebiet des Kantons Bern beschritten. —

Noch einmal kehren wir nach Basel zurück, um von dem schönen Bahnhofe aus, welcher die französische Bahn und die schweizerische Centralbahn vereinigt, der Eisenbahn zum Hauenstein und nach Olten zu folgen. In wenigen Minuten haben wir das wohlhabende Muttens erreicht, dessen Kirche sich durch eine feste Mauer und zwei starke Thürme auszeichnete. Wahrscheinlich diente sie gleich andern hochgelegenen ummauerten Kirchen im Mittelalter als fester Punkt, auf welchen sich bei feindlichen Ueberfällen die Einwohner zurückzogen. Ostwärts davon liegt am Waldabhang das freundliche Pratteln, bekannt durch das blutige Gefecht vom 3. August 1833, in welchem die Landschaftler 1300 Mann Basler, welche 10 Geschütze mit sich führten, in die Flucht schlugen. Von ihm führt eine Straße zu der bekannten Saline Schweizerhall und nach Basel-Mugst hinüber. Schon lange hatte man vermuthet, daß in der Gegend Steinsalz lagern müsse, aber erst im Jahre 1834 konnte man es auf nicht weniger als 461 Fuß Tiefe erbohren. So entstand die sehenswerthe Saline, deren Gebäude bis an den Rhein hinabsteigen. Von der alten Römerstadt Augusta Rauracorum an der Ergolz sind jetzt nur noch wenige Reste vorhanden, hier und da erhebt sich eine Säule, welche man wieder aufgerichtet hat, und auch Reste von Tempeln und Thürmen zeigen sich an einzelnen Stellen. Aber überall liegen Bruchstücke von Ziegeln und Reste von Mauerwerk umher. Noch im vorigen Jahrhundert waren weit bedeutendere Spuren, welche auf die große Ausdehnung der Stadt und ihren Reichthum wie die Bedeutung des Kastells schließen ließen, sichtbar. Das mächtige Amphitheater soll einst nicht weniger als 12,000 Menschen haben fassen können. Die wichtigsten bisher entdeckten Alterthümer hat Herr Schmidt zu Kaiser-Mugst sorgfältig gesammelt, andere befinden sich im Museum zu Basel. Das friedliche Dorf selbst liegt auf den Schutthügeln alter Bauwerke, zählt aber mit dem benachbarten Kaiser-Mugst zusammen wenig mehr als 800 Seelen, ein geringer Rest jener Tausende, welche stolz auf die Schönheit und die Macht des Sitzes des alten Rauracer-Volkes und der in ihm nieder gelassenen Römer-Kolonie auf derselben Stätte einst sesshaft waren.

Von Pratteln wendet sich die Eisenbahn bald südwärts ziehend im Thal der Ergolz auf Liestal zu. Im Westen blickt von einem 900 Fuß hohen Berg der alte Ritteritz Schauenburg ins Thal. Eine herrliche Aussicht bietet sich von seinem Belvedere auf die formreiche Ebene bis tief in den Elsaß hinein, die



J. Rehbeck del.

J. Umbach sculp.

DAS ST JACOB-DENKMAL BEI BASEL.

(Basel)

LE MONUMENT DE ST JACQUES.

THE MONUMENT OF ST JACOB.

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

Vogesen, den Rheinstrom, das schöne, glückliche Badener Land, den dunklen Schwarzwald und den obern Theil des Kantons Basel-Landschaft, über welchem einzelne Alpengipfel herüberra-gen. Bei Niederschönthal treffen wir auf einen Hochofen, einen Blechhammer und eine Spinnerei, bald darauf auf das große, schöne Spital der Stadt Liestal, der Hauptstadt des Kantons. In fruchtbarer Gegend, welche neben Obst und Getreide noch Wein erzeugt, liegt das Städtchen, das schon im zehnten Jahrhundert bestanden haben soll und lange den reichen Grafen von Froburg gehörte, bis es an das Bisthum Basel und von diesem endlich im Jahre 1400 an die Stadt Basel kam, deren Herrschaft es indeß so unwillig trug, daß es sich nicht weniger als fünf Mal gegen dieselbe auflehnte. Obwohl mehrmals hart gestraft, wankte es in seiner Freiheitsliebe niemals. Im Mittelalter besaß es einen Freihof mit ausgedehnten Rechten, denn wer unversehens einen Todschlag begangen hatte, war in demselben ein Jahr lang und sechs Wochen von jeder Verfolgung frei. Sowohl im großen Erdbeben von 1356, als 25 Jahre später bei einem Ueberfall durch Herzog Leopold von Oesterreich litt der Ort; doch ward er bald wieder aufgebaut. Im Jahre 1833 ward Liestal, die Seele des letzten Aufstandes gegen die Stadt Basel, der Sitz der Regierung für den Kanton Basel-Landschaft und hat seitdem manche hübsche Gebäude erhalten. Auf dem Gemeindehause befindet sich eine Merkwürdigkeit aus der Zeit der glorreichen Burgunderkriege, Herzog Karls des Kühnen von Burgund Trinkschaale, welche ein Einwohner Liestals in der Schlacht von Nancy 1477 erbeutete; die Rathsstube ist mit alten Malereien und Sinnsprüchen geziert. Unweit von der Stadt macht die Ergolz, welche von der Schafmatte herabkommt und das schöne fruchtbare Ergolzthal bewässert, einen malerischen Katarakt. Unmuthige Ausflüge nach dem nahen Schauenburger Bad, hinüber nach Arlesheim und zur Fernsicht auf die Gempfenfluh, sowie thalaufwärts in das Gebirge laden den Wanderer zum Bleiben ein.

Bei Liestal vereinigen sich die Straßen, welche von den beiden Hauensteinen herabkommen, mit der kleinen Straße des einsamen Reigoldswyler Thals. Machen wir zunächst in das letztere einen Abstecher. Ueber das hübsch eingerichtete Bubendörfer Bad wandern wir an dem hoch und romantisch auf steilem Fels in einer Schlucht gelegenen Schlosse Wildenstein vorüber nach dem großen Dorfe Zpfen. Das Thal ist schon hier schmal und mit Wiesen bedeckt und an den alpenreichen Bergen breitet sich der dunkle Wald aus; höher hinauf aber, wo Reigoldswyl sich aufgebaut hat, wird das Gelände noch wilder und stiller und ungesehen plätschern die kleinen, hellen Bäche von den Höhen. Einst zog hier eine oft besuchte Straße durch, an welche noch die für die Reisenden bestimmte alte Hilarius-Kapelle erinnert. Dichtes Gesträuch verbirgt auf einem Bergvorsprung die letzten Reste der jagenreichen Burg Reifenstein. Was weiß man nicht alles von ihr zu erzählen? Reiche Schätze, von den Geistern zweier Edelfräulein bewacht, sind auf

dem Burgberg begraben, an einem hellen Brunnen erscheint eine wunderschöne, schneeweißgekleidete Jungfrau, welche flehentlich die jungen Knaben sie zu erlösen bittet, am Charfreitag steigen die Ritter und ihre Frauen und Töchter aus ihren Gräbern und lagern sich auf dem Rasen nahe bei der Feste oder sie fahren, wenn Gewitter und Regen drohen, gar in feurigen Wagen zum Himmel empor. Eine andere Burg in der Nähe gegen Bretzwyl hin war das starke, hochbethürmte Namstein, der Sitz der Herren von Namstein, aus deren Geschlecht Bischöfe und Bürgermeister von Basel stammten. Erst in den letzten sechszig Jahren ist die Feste, nachdem sie viele Jahrhunderte bestanden, auf ihrer aussichtsreichen Höhe langsam in Trümmer zerfallen; ihre Herren waren, nachdem sie völlig verarmt, schon im sechzehnten Jahrhundert ausgestorben. Aus dem Reigoldschwyler Thale führt der Weg hoch ansteigend hinüber in das Mümliswyler Thal des Kantons Solothurn; einst, ehe noch der obere Hauenstein gangbar gemacht worden war, ward er, wie erwähnt, stark besucht, wird aber jetzt nur noch selten betreten. Die Paßhöhe liegt 2800 über dem Meere. Ein Wassersturz, der bei Schneeschmelze und nach starkem Regen mächtig anschwillt und auf den Pfad herabbraust, hat dem Paß den bezeichnenden Namen Wasserfalle gegeben. —

Wenige Jahre sind erst verflossen, seit eine andere reichbelebte und sogar früher berühmte Straße ebenfalls zu veröden beginnt; mit jedem Sommer lichtet sich mehr und mehr die Menge der Reisenden, welche von Basel aus über den obern Hauenstein nach Solothurn zieht. Denn schneller und bequemer als der schwerfällige Postwagen führt die Eisenbahn das neugierige, allzu flüchtig genießende Touristenheer über die Juraberge hinüber in das anmuthige Thal der Aar und an den Fuß des Hochgebirges. Und doch bot die Reise von Liestal bis jenseits des Höhenkamms der Aar so viele. Kaum hat die Straße das anmuthige Bad von Bubendorf hinter sich, so rücken die waldbedeckten Höhen näher aneinander; durch anmuthige grüne Wiesenstreifen strömt der kleine Bach und hier und da baut sich ein freundliches Dorf auf. Dort thront auf hohem Fels Schloß Wildenstein, da von Gebüsch überdeckt die Ruinen des Schlosses Gutenfels, in deren unterirdischen, von Geistern schöner Burgfräulein bewohnten Räumen reiche Schätze aufgespeichert sein sollen. Bald ist in enger Thalschlucht Hölstein erreicht, in dessen Nähe hübsche Landsitze liegen, bald darauf Niederdorf und Oberdorf mit der hübschen neuerbauten Kirche von Waldenburg und endlich Waldenburg selbst, der Hauptort des Bezirks. So eng ist hier das Thal, daß Straße und Bach nur hinreichenden Raum finden und das schmale Thor des Städtchens den Bergpaß völlig verschließt. Gegen 1600 Fuß über dem Meere in wilder, aber malerischer Gegend reiht sich Haus an Haus. Schon die Römer scheinen — darauf deuten die entdeckten Alterthümer hin — hier gesessen zu haben; später war der District Eigenthum der burgundischen Könige; aber schon 1041 kam er

als ein Geschenk Kaiser Heinrichs III. an das Bisthum Basel, welches mit der Herrschaft Waldburg die angesehenen Grafen von Froburg belehnte. Später ging diese in das Eigenthum der Stadt Basel über, und auf dem Schlosse, das sich auf dem langgestreckten Bergrücken Rehag 500' über dem Städtchen erhebt, saßen nun fast vier Jahrhunderte hindurch die gestrengen Landvögte der Stadt. Je härter sie oft das Land drückten, je strenger sie jede Unzufriedenheit strafen, desto sicherer mußte früher oder später die Vergeltung eintreten; im Jahre 1798 erhob sich das erzürnte Landvolk und brach das Schloß, von dem es als Denkmal seiner Rache nur einen Thurm, der später als Pulverthurm diente, stehen ließ.

Hinter Waldburg steigt die Straße weiter aufwärts. Nachdem wir noch den achtzig Fuß hohen schönen Wasserfall im sogenannten Münsterli besucht, wandern wir nach Langenbruck (2100') dem höchstgelegenen aller Dörfer des Kantons, das von Alpen und Matten umgeben sich auf dem Hauenstein-Rücken ausbreitet. Bis zum Jahre 1740 ging hier nur ein schlechter Saumweg; erst damals ward die Straße, aber so steil und unbequem angelegt, daß sie im Jahre 1830 mit großen Kosten durchweg verbessert werden mußte und von nun an die allgemeine Post- und Landstraße ward. Die nahe Wannensfluh bietet eine herrliche Aussicht über das Jura-gebirge, das Thalland bis gegen die Alpen hin und den weiten Kranz des Hochgebirges. Nordwärts öffnet sich das kleine aber anmuthige Schönthal, in dem Adalbero II. Graf von Froburg 1130 ein Frauenkloster stiftete. Ein Jäger hatte, erzählt die fromme Legende, in der Wildniß am Bach des Schönthals eine hohe, wunderbar liebliche Frau gesehen, welche einen Knaben im Arm trug und, als er herantrat, in einem prächtigen Wagen, welchen ein Löwe und ein Lamm zogen, gen Himmel fuhr. Das war, so sagte man, die Mutter Gottes selbst mit dem Sohne gewesen. Während der Reformation ward das Kloster zwar zerstört und aufgehoben, aber noch viele Jahre später zogen oft Wallfahrer zur öden Kirche, über deren Eingang die Bilder des Löwen und des Schafes auf die alte Ueberlieferung hinweisen.

Unmittelbar hinter Langenbruck überschreitet die Straße die Grenze des Kantons; noch einmal kehren wir daher nach Liestal zurück, um an der Eisenbahn und der Ergolz zum untern Hauenstein emporzusteigen. Der erste Ort, an welchem der Schienenstrang hinstreift, Lausen, ist eine alte Wohnstätte der Römer; Reste von Gebäuden, zu denen eine Leitung das Wasser einer schönen Quelle führte, sind vor mehr als hundert Jahren entdeckt wurden. In einem kleinen Thälchen der Nachbarschaft soll Bruder Nicolaus von der Flüe, der Wunderthäter des Unterwaldner Landes, dessen Name als Vermittler auf der stürmischen Tagelagerung zu Stans historisch geworden ist, längere Zeit als Einsiedler gewohnt haben. Jenseits Lausen zieht sich die Straße an Zigen vorüber durch ein an-

muthiges Gelände mit hübschen Landhäusern, an welche sich parkähnliche Gartenanlagen schließen, bis sie in einem geräumigen Thale den Flecken Sissach, den Hauptort des Bezirkes, der seinen Namen trägt, erreicht. Einst war der Ort der Mittelpunkt des Sissgau, der sich mit seinen fruchtbaren Feldern, schönen Obst- und Weingärten und prächtig grünen Wiesen nach allen Seiten hin erstreckte. Der Ort selbst ist wohlgebaut und von den üppigsten Fluren umgeben, bietet aber geringe Merkwürdigkeiten. Nordwestlich von ihm thürmt sich die Sissacher Fluh (2180' über dem Meere) mit dem schönsten Aussichtspunkt des Baseler-Landes empor. Auch an ihrem Fuße sind Reste römischer Bauwerke und einer Wasserleitung, welche eine frische Quelle von wohlschmeckendem Wasser bis nach Augusta Nauracorum hinableitete, gefunden worden. Drei Thäler treffen bei dem Flecken zusammen, der Thaleinschnitt von Diegten und die Thäler von Homburg und Gelterkinden, von denen die beiden ersten südwärts zum untern Hauenstein, das letztere mehr östlich zur Schafmatt zieht. Wenden wir uns zunächst dem Thal von Diegten zu. Ueber Zunzgen und Teniken, durch eine anmuthige Gegend, erreichen wir das von freundlichen Matten umgebene Dorf Diegten, über dem sich auf einem Hügel die Kirche erhebt. Nahe bei ihr liegen die geringen Trümmer der Burg Gschenz, deren letzte Herren, der Ritter Herrmann von Gschenz und seine beiden Söhne, mit vielen andern Edlen in der Schlacht von Sempach unter den mörderischen Streichen der Eidgenossen verbluteten. Jenseits des Ortes drängt sich die Straße zwischen zwei Felsenwänden hindurch; von dem einen derselben braust oft, wenn die Schleusen des Himmels sich tagelang nicht schließen, ein Wasserfall achtzig Fuß hoch ins Thal. Wilder wird nun die Gegend, steiler erheben sich die dunklen Felsen; in einem engen tiefen Thal erreichen wir Dorf Eptingen, seiner Lage wegen oft Raub-Eptingen genannt. Schon vor vielen Jahren entstand hier ein Bad, welches namentlich gegen Rheumatismen angewendet wird. Seine schwefelhaltige Quelle entspringt auf einer hohen Fluh, von der sie über Felsen hinweg zum Dorf geleitet werden muß. So abgelegen die Gegend erscheint: nicht weniger als drei Rittersitze, Haselburg auf dem Renkenberg, das ausgedehnte Witenheim auf steiler Höhe und Eptingen im Orte selbst, blickten einst drohend auf die Gegend und die einzige Familie Eptingen war so zahlreich, daß sie aus mehr als zwanzig Zweigen bestanden haben soll und allein in der Schlacht von Sempach sechs Eptinger den Tod fanden. Obwohl viele von ihnen Bürger von Basel waren, kämpften sie doch oft gegen die Stadt und die Eidgenossen; immer wieder von neuem hofften sie in ihrer Verblendung, daß es dem Adel endlich gelingen werde, die „übermüthigen Bürger“, wie sie sie nannten, zu demüthigen. Eine nach der andern wurden aber die zahlreichen Burgen, welche das Geschlecht der Eptinger besaß, eingenommen und gebrochen, bis sie sich endlich verzweifelnd entschlossen, ihre letzten

Besitzungen an die Stadt, die sie so leidenschaftlich gehaßt hatten, zu verkaufen, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und nach Deutschland hinüber zu ziehen, wo mindestens noch Ehrenstellen am Hofe der hunderte von Fürsten und in den zahlreichen größeren und kleineren Heeren derselben für die verlorene Unabhängigkeit zu entschädigen vermochten. Auf Witenheim und Haselburg hauste eine andere Familie. Die Sage erzählt, daß sie einst im Besitz zweier Brüder waren, von denen der Witenheimer mit der schönen Frau des Haselburgers in ehebrevierischem Verhältniß lebte. Endlich beschloß er sogar, den Bruder zu morden. Die beiden Schlösser lagen einander so nah, daß von dem einen zum andern ein Schuß leicht hinüber trug. Da verabredete der Witenheimer mit seiner Wuhlin, daß sie, wenn ihr Mann am Fenster sitze, an demselben ein weißes Tuch als Zeichen aufhängen solle. Kaum war dies eines Tages geschehen, so ergriff der Glende die Armbrust, die Sehne schwirrte und ins Haupt tödtlich getroffen sank der Herr von Haselburg zu Boden. Wenige Wochen darauf fand die Vermählung der beiden Mörder statt. Ob und wie das göttliche Strafgericht sie erreichte, meldet die Sage nicht; aber schon früh sind die beiden Ritterstübe in Trümmer gefallen. — Von Eptingen führen Pfade hinüber zum Hauenstein, durch das Schönthal nach Waldburg und auf den Alpberg Bölschenfluh (3385' über dem Meere), dessen schwer ersteiglicher Gipfel eine prächtige Fernsicht hinüber nach Deutschland und auf die Alpenkette gewährt.

Wie das Diegter Thal, so ist auch das Thal von Gelterkinden reich an interessanten Punkten. Im Angesicht der Sissacher Fluh steigt von Sissach aus die Straße auf dem linken Ufer der Ergolz herauf nach Gelterkinden, einem großen gewerblustigen Dorfe, in dessen anmuthiger Gegend sich hübsche Landstübe befinden. Wie oft im Kanton blickt die Kirche von einem Hügel herab auf das theils flache, theils hügelige Gelände, das Obst, Getreide und Wein erzeugt. Während des Aufstandes gegen die Stadt Basel im Jahre 1832 hielt der Ort zur Regierung und ward deshalb von den Truppen der Liberalen besetzt und zum Theil eingeäschert. In der Nähe liegen auf einem Bergvorsprunge die wenigen Ueberreste der Beste Bischofsstein, welche wahrscheinlich schon früh von einem Bischof von Basel erbaut ward, eine sagenreiche Ruine, zu der lange Zeit die Umwohner selbst am hellen Tage nicht ohne Besorgniß hinaufstiegen. Denn in ihr sollen böse schwarze Hunde, die Seelen der grausamen und habgierigen Zwingherren, große Kisten voll Gold und Silber bewachen, und an dem nahen St. Margarethen-Brünnlein saß oft ein schlankes Burgfräulein, mit schneeweißen Kleidern angethan, das, wenn die Sonne hoch am Himmel stand, die goldenen Locken kämmt. Eine andere noch bedeutendere Burg als Bischofsstein lag nördlich von Ormalingen, einem andern Dorfe, das ebenfalls die Ergolz bespült; es ist dies Burg Farnsburg auf der östlichen Seite des Farnsberges, einst das Eigen-

thum der Grafen von Thierstein und später der Freiherren von Falkenstein. Die Feste war eins der ausgedehntesten Schlösser des Gaues; auf den Fels gegründet, durch steile Abstürze und tiefe Gräben gesichert, erhoben sich die ausgedehnten Gebäude, die von zahlreichen runden Thürmen und niedlichen Erfern begrenzt wurden. Die Mauern hatten zum Theil bis zu fünfzehn Fuß Dicke und waren aus kostbaren gehauenen Steinen, welche nur ein reicher Herr zu verwenden vermochte, aufgebaut. Auch der in den Felsen weit hineingetriebene 200 Fuß tiefe Ziehbrunnen und die inneren Räume, namentlich aber die alte, mit Wappen reich verzierte Schloßstube zeugten von dem Wohlstand der Erbauer und Besitzer. Wahrscheinlich ward die älteste Burg durch das große Erdbeben von 1356 zerstört und bald nachher durch den neueren schöneren und festeren Bau ersetzt. Nachdem Thomas von Falkenstein im Verein mit Hans von Nechberg im Jahre 1444 die Stadt Brugg im Aargau überfallen und geplündert und zuletzt den Schultheiß und mehrere angesehenen Bürger gefangen fortgeführt hatten, rückten die Berner und Solothurner zuerst vor die Burg Göszen, die sie einnahmen, und darauf mit 400 Luzernern vor Farnsburg, das ihnen heftigen Widerstand leistete. Als sie die fruchtlose Belagerung endlich aufgeben mußten, zogen 1600 Mann, darunter 150 von der Baseler Landschaft selbst, todesmuthig zum ruhmvollen Heldenkampf von St. Jakob gegen den Dauphin von Frankreich. Siebenzehn Jahre später sah sich Thomas von Falkenstein genöthigt, Schloß und Herrschaft Farnsburg an die Stadt Basel zu verkaufen, deren Vögte jetzt auf der Feste saßen, bis im Jahre 1798 der Aufstand der Landschaft losbrach und die Burg eingenommen und fast bis auf den Grund zerstört und ausgebraunt ward.

Wir haben Gelterkinden hinter uns und verfolgen den südostwärts ziehenden Weg zur Schafmatt. Bei Tecknau stand in wilder, unheimlicher Lage auf dem Scheidecker Berge die Burg Scheideck, einer der verrufensten Rittersitze, Wenslingen gegenüber aber die fast ganz unbekannte Dedenburg. Beide sind seit Jahrhunderten in Schutt und Trümmer zerfallen. Ein interessantes Thälchen, das Cytal, zieht sich hier schmal, aber mit schön grünem Wiesenteppich ins Gebirge bis zum Wasserfalle Gieszen, dessen anmuthiges Rauschen die tiefe Stille unterbricht. In den Höhlen, welche sich nahe bei Tecknau finden, sollen einst Wohnungen gewesen sein. Die Sage schreibt sie dem kleinen grauen Völkchen der Erd- und Bergmännlein zu, deren Auswanderung in unbekannte Gegenden der Landmann so lebhaft bedauert. Oft sollen sie den Thalbewohnern die Viehställe besorgt, die Stuben gereinigt, das Brod gebacken und früh gleich nach Sonnenaufgang alle häuslichen Geschäfte besorgt haben. Arbeiteten die Landleute auf den Feldern, so brachten ihnen die Zwerglein zur Erfrischung Eier und Kuchen; mußte das Heu, weil plötzlich ein Gewitter drohte, schnell nach Hause in

die Scheune gebracht werden, so arbeitete eins der kleinen Männlein so viel wie zehn Knechte. Einst, so fährt die Sage fort, wurden sie durch Neugierige für immer verschreckt. Nie sah man ihre Füße, die sie sorgfältig in ihren langen Mänteln verbargen; da streuten die Weiber Asche in die Zimmer und siehe da! überall zeigten sich Tritte von Gänsefüßchen. Sogleich eilten die Zwerglein in ihre Höhlen zurück und bald waren sie für immer verschwunden. Eine andere größere Höhle, das sogenannte Bruderloch genannt, befindet sich weiter aufwärts bei dem hübsch in romantischer Umgebung am Schafmattberge gelegenen Uttingen. Hier steigt die Straße schneller an und bald haben wir die Höhe erreicht, auf der sich eine prachtvolle Aussicht auf das breite Thal der Aar, die Kantone Basel, Argau und Solothurn mit ihren Bergen und anmuthigen Hügeln, Thälern und Ortschaften, und die ungeheure Alpenkette eröffnet.

Während in früherer Zeit das Gelterfunder Thal oft Reisende sah, wälzt sich der Fremdenstrom jetzt fast ausschließlich durch das etwas einförmige, aber von der Eisenbahn durchzogene Homburger Thal, das wir zuletzt betreten. Über Betten, Dürnen und Diepflingen, wo einst eine Zollstätte der Landgrafen des Sissgau war, gelangen wir im Thalgelände, das von waldbedeckten Bergen eingeschlossen ist, nach Mümligen und Buckten. Oft ist die Bahn in den bald grauen, bald braunen Kalkfels gesprengt; eine schöne steinerne Brücke von fünf Bogen führt bei Mümligen über den Thalbach. Höher hinauf liegt das Pfarrdorf Läuelfingen, wo der Ackerbau nur noch mühsam betrieben werden kann. Wieder blickt von einem 150 Fuß hohen Hügel die Kirche auf die Wohngebäude herab. Auf einer vorspringenden bewaldeten Höhe am nordwestlichen felsigen Abhang des Wiesenberges liegen die Trümmer der alten Homburg. Das Schloß war nicht groß, und hatte nur sieben Fuß dicke Mauern, zeichnete sich auch keineswegs durch Schönheit und Bequemlichkeit aus, aber es galt seiner günstigen Lage wegen als sehr fest und gehörte der altberühmten und mächtigen Familie der Grafen von Homburg, deren Stammburg im Frickthal stand. Schon früh übten sie in der Gegend rings umher den größten Einfluß aus; Reichsvögte des Stifts und der Stadt Basel, waren sie zugleich Schirmvögte viele Klöster, und einzelne Glieder ihres Stamms gelangten auch zu hohen kirchlichen Aemtern. Ein Graf von Homburg stiftete die Kirche von Läuelfingen nahe der Burg auf der Stelle, wo man einmal der Legende zufolge die heilige Jungfrau zwischen zwei Bäumen in strahlendem Gewande sitzen sah. In den weitesten Kreisen machte sich Graf Werner von Homburg aus dem Hause Froburg-Homburg bekannt, der am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte und von dem sich Minnelieder im berühmten Manesse'schen Codex zu Paris befinden. Wie es scheint, stand er zu den Urkantonen schon als Jüngling in freundschaftlichen Beziehungen; später ward er von König Heinrich von Lützelburg sogar zum Berwalter der Reichsvogtei über

diese Länder ernannt. Das Feld seiner bedeutendsten Thaten war aber Italien, wo er als oberster Feldhauptmann des Kaisers energisch die Guelfen bekämpfte und oft ihre Schaaren niederschlug und in die Flucht jagte. Einer der tapfersten Krieger — die zeitgenössischen Aufzeichnungen nennen ihn nur den „tapfern Grafen von Homburg“ — oft leidenschaftlich und rauh, aber dabei auch wieder ruhig und bedächtig, ist er eine der bedeutendsten Gestalten des Mittelalters, welches damals schon nach einer schönen Blüthezeit dem Verfall entgegen ging. Im Jahre 1320 fiel er für Oesterreich streitend vor Genua. Nachdem auch sein junger Sohn gestorben, kam die Veste bei Länfelsingen in den Besitz der Bischöfe von Basel, welche sie mit der Herrschaft Homburg an die Herzoge von Oesterreich verpfändeten, später aber mit Waldenburg und Liestal an die Stadt Basel verkauften. Von 1400 an saßen auf der Burg die Bögte der Stadt; auch hier war aber ihr Regiment so streng, daß sie sich den allgemeinen Haß der Bevölkerung zuzogen. Als im Jahre 1798 beim Vorrücken der Armee der französischen Republik, welche überall, wo sie hinkam, Freiheit und Gleichheit proclamirte, für die Unterthanen der schweizerischen Städte die Befreiungstunde schlug, erhoben sich auch die Landleute des Homburger Thals; mit Jubel und Freudengeschrei erklimmten sie den Burgberg, drangen in die Veste ein und steckten sie in Brand.

Jenseits Länfelsingen steigt die Landstraße steiler an zur Hauensteinhöhe. Der Paß ist schon alt; wahrscheinlich ward er bereits zur Römerzeit für die Straße von Zofingen nach Auggt benutzt. Im Mittelalter war die letztere wieder derartig verfallen, daß man, trotzdem Felsdurchbrüche gemacht worden waren, die Waaren mit Winden über die Höhe bringen mußte. Zuletzt im Jahre 1748 bedeutend verbessert; hatte sie doch immer noch sehr starke Steigungen und mußte deshalb nochmals im Jahre 1827 corrigirt werden. Seitdem ist sie leicht fahrbar und liegt selbst auf der südlichen Seite, wo sie schnell absteigt, sehr günstig. Auf ihrer Höhe, so wie auf dem Gipfel des Wiesenberges bieten sich herrliche Ausichten nach Süden hin. Siebenhundert und siebenzig Fuß unter dem höchsten Punkt zieht sich der Eisenbahn-Tunnel, der erst nach jahrelanger mühsamer und gefahrvoller Arbeit mit großen Kosten durch die Centralbahn-Gesellschaft hergestellt werden konnte, durch den Berg. Bekannt ist das gräßliche Unglück, welches im Jahre 1857 am 28 Mai erfolgte. Von beiden Seiten arbeiteten die Werkleute sich entgegen und hier und da ward von oben herab ein Schacht in den Tunnel getrieben; da stürzte eines Tages ein solcher Schacht, der noch nicht ausgemauert und dessen Holzwerk durch einen unglücklichen Zufall in Brand gerathen war, zusammen und sperrte den Eingang. Die Eingeschlossenen, 52 an der Zahl, mußten sämmtlich ersticken, denn erst nach mehreren Tagen konnte man zu ihnen gelangen; aber auch bei den Rettungsversuchen verloren noch eilf Personen das Leben. Die Fahrt durch den Tunnel, welche etwa sieben Minuten dauert, ist



L. Rohbock del.

J. Umbach sculp.

B A S E L .

(Basel)

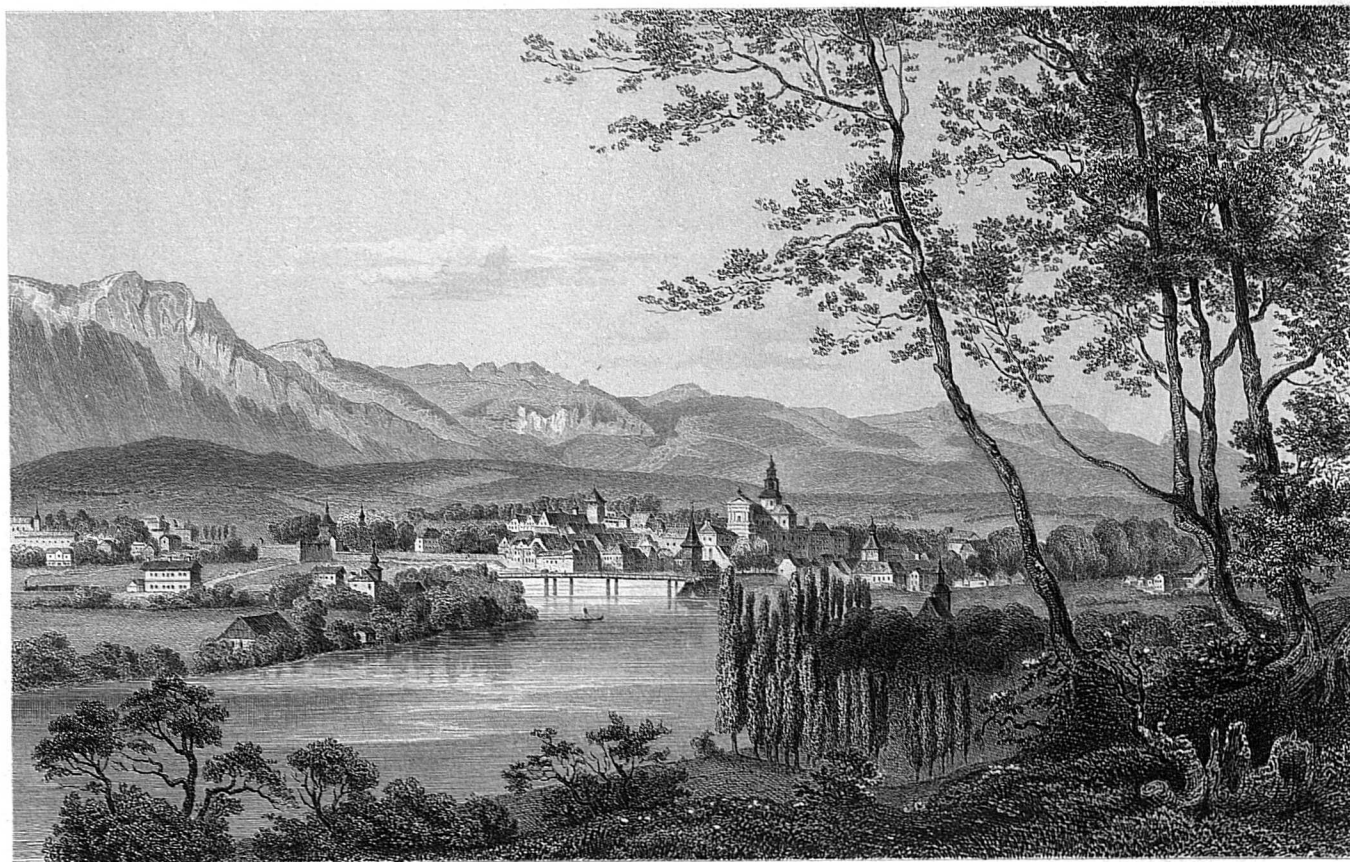
Druck & Verlag von G. F. Lange in Darmstadt.

nicht ohne Schauer; ächzend und stöhnend braust die Locomotive durch den finstern, an einzelnen Stellen schwach erhellten Erdgang, die stark gebremsten Wagen rasselnd auf den Schienen, hier und da läßt die Maschine einen grellen Pfiff ertönen und von Zeit zu Zeit rauscht unheimlich das Wasser, das aus den Schichten des Gesteins zusammenströmt. Selten läßt ein Passagier ein lautes Wort ertönen. Doch plötzlich zeigt sich in der Ferne der helle Schein des Lichtes, frische Luft weht uns entgegen, der Zug faust auf der abschüssigen Bahn durch den Ausgang und befindet sich plötzlich auf einem anmuthigen Wiesenhang, der sich zur Nar hinabzieht. Basel-Landschaft liegt hinter uns; wir sind im Kanton Solothurn, auf der Südseite der Jurafette, welche der Mensch, der Sieger über alle Hindernisse, durch Ausdauer und Geschicklichkeit zu durchbrechen gewußt hat.

Doch nicht für immer scheiden wir schon jetzt vom Kanton Basel; noch wiederholt werden wir auf seine Grenzen zurückkehren, um von ihnen aus unsere Wanderung fortzusetzen.

Der Kanton Solothurn.

In mächtigem, weitem Bogen wälzt der Hauptstrom der Schweiz, die schöne, helle Aar, von ihrer verborgenen Quelle in den Gletschern am Fuß des Finsteraarhorn und seiner Genossen ab dem Rhein seine Wassermassen zu. Nachdem er zuerst die westliche und nordwestliche Richtung eingehalten, wendet er sich nördlich, um bald darauf nach Nordwest zu strömen. Hier betritt er, den Heimesathkanton Bern verlassend, ein anderes Gebiet, den Kanton Solothurn, der sich von seinem Vord an bis tief in das Juragebirge hineinzieht. Kein Ländchen der Schweiz zeigt eine so seltsame Gestalt als dieses; drei bald breitere, bald schmalere, hier und da weit ausbuchtende Streifen strecken sich vom Mittelpunkt nach Nord, Nordost und Südwest und innerhalb dieser Streifen finden sich noch wieder Trennungen, welche der Gebirgszug mit seinen hohen Kämmen bewirkt. Andere Theile des Kantons liegen sogar ganz abgelöst wie Inseln im Kanton Bern, der mit seinen starken, weit ausgestreckten Armen das schwächere Solothurn fast zu umfassen sucht. In seltsamer Laune scheint das Schicksal einen kleinen Staat gebildet zu haben, dem alle Bedingungen zu selbstständigem Bestehen, zu gedeihlicher Entwicklung fehlen sollten. Und doch ist der Geist, der im Schweizervolk und seinen Gliedern lebt, auch hier durchgedrungen; er hat die Form, welche ihn zu hemmen schien, überwunden und Jahrhunderte lang vermochte der Kanton Solothurn ehrenvoll zu bestehen, bis endlich in unserer Zeit für die Eidgenossenschaft jener merkwürdige Tag anbrach, der die Grenzen zwischen den Kantonen fast vernichtete und aus den einzelnen, durch Sprachen, Sitte, Religion und Verfassung geschiedenen Gebieten ein schönes, glückliches Ganze schuf.



J. Rohbock del.

F. Hablitschek sculp.

SOLOTHURN.

TOTALANSICHT.

(Solothurn)

Das feste Band, das lange Zeit allein die einzelnen Districte des Kantons Solothurn zusammenhielt, war die Stadt. Auch ihr Ursprung fällt in jene Periode, aus welcher alle schriftlichen Nachrichten fehlen, die vorrömische, denn schon vor dem Auszuge der Helvetier nach Gallien wird an der günstigen Stelle eine Ansiedelung gewesen sein, wenn sie auch nicht, wie Solothurner Chronisten haben fabeln wollen, wenige Jahre nach der Erbauung von Trier zu Abrahams Zeit gegründet ward. Als die Römer in die Schweiz kamen, siedelten sie sich auch an der Aar an; es entstand die wichtige Stadt Salodurum, welche nach allen Richtungen hin mit den bedeutendsten Römerstädten der Schweiz durch Straßen verbunden ward. Außerdem gab es überall, wo der Straßenzug, die günstige Lage am Wasser oder sonst ein Umstand zur Ansiedelung einlud, kleine Niederlassungen, deren sehr beträchtliche Zahl von der Blüthe des Landes zeugt. Wahrscheinlich verbreitete sich gegen Ende des dritten Jahrhunderts das Christenthum, nachdem der Legende zufolge im Jahre 288 St. Ursus und Victor, zwei Hauptleute der zu Aigaunum in Wallis ihres christlichen Glaubens wegen niedergemetzelten thebäischen Legion, mit einer Anzahl ihrer Genossen am Bord der Aar durch den römischen Landpfleger Hirtacus enthauptet worden. Als am Anfang des fünften Jahrhunderts die germanischen Stämme über den Rhein vordrangen, setzten sich die Burgunder, welche in der Kultur bereits mehr als die Alemannen vorgeschritten waren, an der obern Aar fest und nahmen auch das Gebiet von Solothurn ein; schon im folgenden Jahrhundert aber wurden sie von den Franken, welche ihre Herrschaft über den größten Theil der Schweiz ausdehnten, unterworfen. Auch aus dieser und der nächsten Zeit ist über Solothurn sehr wenig bekannt; einer der karolingischen Fürsten soll indeß das Benedictinerkloster, dessen Kirche zuerst 870 erwähnt wird, gestiftet haben. Unter der neuburgundischen Herrschaft scheint Solothurn an Bedeutung sehr gewonnen zu haben; König Rudolph I. von Neu-Burgund hielt sich mit seiner Gemahlin, der heiligen Königin Bertha, deren Name noch heut im Munde des Volkes lebt, oft zu Solothurn auf und aus dem Benedictiner Kloster entstand ein reiches und angesehenes Chorherrnstift, dessen Güter Bertha vermehrte. Die Stadt ward damals, ähnlich wie Zürich, dem reichsunmittelbaren Stift, das den Schultheiß wählte und Zoll- und Münzrecht ausübte, untergeordnet. Erst unter den Herzogen von Zähringen, im elften und zwölften Jahrhundert, blühte die noch schwach bevölkerte Stadt schneller empor, denn die Herzoge, welche auch Bern und Freiburg gründeten, liebten die städtischen Gemeinwesen, auf die sie sich gerne stützten, und suchten sie in jeder Weise zu fördern. Nicht selten kamen die Kaiser in die Aarestadt, und als mit Berchtold V. das alte, angesehenes Geschlecht der Zähringer im Jahre 1218 ausgestorben war, verliehen sie Solothurn, das nunmehr als Stadt des Reiches unter dessen unmittelbaren Schutze und Schirme gekommen war, große Freiheiten und Rechte.

Von diesem Augenblick an gewann Solothurn an Bedeutung und Einfluß auch nach außen hin. Rings um die Stadt herum, weit und breit, gehörte alles Gebiet adeligen Herren, welche auf mehr als dreißig Burgen und Schlössern saßen; manche derselben, wie die Grafen von Buchegg, von Kyburg, von Strasberg, von Thierstein hatten ausgedehnte Districte inne. Je weniger sie in jenen unruhigen, oft sturmvollen Zeiten des Reiches Einschreiten zu fürchten hatten, desto selbstständiger herrschten sie, und schwer mußte das leibeigene Volk unter ihren Bedrückungen und den fortdauernden Fehden leiden. Mit Neid und Mißgunst sah der Adel das Aufblühen Solothurns; er ahnte bereits, daß die Städte, in welchen sich viele tüchtige Männer niederließen, seine Macht schwächen und endlich brechen würden. Schon früh hatte sich Solothurn Bern, das sich mit ihm in gleicher Lage befand, genähert; im Jahre 1295 verbanden sich beide Städte zu Schutz und Trutz und drei Jahre später stieß das Blut der Bürger Solothurns in dem siegreichen Kampfe am Donnerbühl, als der Adel der Waadt und von Freiburg im Verein mit den Grafen von Savoyen und Neuenburg sich zu Berns Untergang verschworen hatte. Bald darauf sah sich auch Solothurn bedroht. Im Jahr 1318 belagerten die Krieger Herzog Leopolds von Oesterreich die Stadt, welche sich für Kaiser Ludwig von Bayern und gegen Friedrich von Oesterreich erklärt hatte. Dreihundert Berner zogen ihr zu Hülfe; den Oberbefehl der Bürger führte Graf Hugo von Buchegg. Die Ueberlieferung erzählt, daß der Krieg endlich durch eine großmüthige That der Solothurner beendet ward. Die Oesterreicher hatten, um die Belagerung zu erleichtern, einen Uebergang über die Aar gebaut; da schwoh plötzlich der Strom mächtig an und brach die Brücke gerade in dem Augenblick, als sie mit Kriegern bedeckt war. Sogleich eilten die Solothurner in allen ihren Schiffen den Feinden zu Hülfe, retteten deren viele und ließen diese frei und ohne Lösegeld zu Leopold zurückkehren. Da hob der Herzog die Belagerung auf, gab auch seine Gefangenen frei und zog, nachdem er der Stadt sein Banner geschenkt, zu seinem Bruder, dem Gegenkaiser Friedrich, der seines Beistandes bedurfte.

Damit hatte die Stadt indeß nur für kurze Zeit Frieden erlangt. Neue Fehden brachen aus und wiederholt kämpfte Solothurn im Verein mit Bern gegen die Grafen von Kyburg und deren Vasallen. Ließ auch das Glück die beiden Städte hie und da im Stich, so blieben sie doch in den meisten Fällen siegreich und brachen viele der feindlichen, sie stets bedrohenden Burgen. Im Jahr 1339 kämpfte Solothurn für Bern in der Schlacht bei Laupen an der Seite der Urkantone, mit denen es zum erstenmale Waffenbrüderschaft machte. Acht Jahre später trat Graf Hugo von Buchegg der Stadt das Recht ab, den Schultheißen zu wählen; ihre Selbstständigkeit ward damit für die Folge gesichert, denn schon vorher hatte sie das Recht des eigenen Gerichts erworben. Auch ferner hielt Solothurn fest zu

Bern und tritt 1367 mit ihm gegen den Bischof von Basel siegreich im Münsterthal am Felsenthor Pierre Pertuis. Als im Jahr 1375 die wilden, heutigetägigen Schaaren der sogenannten Gugler, unter Führung des Herrn von Coucy, über den Jura drangen, das Land verheerten, die Schlösser brachen und die Dörfer verbrannten, zogen auch die Solothurner gegen sie aus und schlugen sie in mehreren kleinen Treffen. Schwerer als jemals sah sich die Stadt im Jahre 1382 bedroht. Graf Rudolf von Kyburg verband sich nämlich mit dem Grafen von Neuenburg und anderen Adelligen, um Solothurn plötzlich zu überfallen; der Domherr Hans vom Steine, dessen Haus an die Stadtmauer stieß, sollte ihre Söldner heimlich hereinlassen. Der Anschlag ward indeß verrathen. Ein Mann von Mumisberg, Hans Roth mit Namen, hatte von demselben zufällig Kunde erhalten; sofort eilte er nach Solothurn, ließ sich zum Bürgermeister, Junker Altreu, führen und warnte ihn. Als die Feinde anrückten, vernahmen sie schon aus der Ferne das Geheul der Sturmglocken, welche die Bürger zu den Waffen und auf die Mauer riefen. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als sofort den Rückzug anzutreten, denn in offenem Kampfe vermochten sie die Stadt nicht zu gewinnen. Hans vom Steine entkam zwar, dagegen mußte das Stift schwer für sein Vergehen büßen; Hans Roth aber ward reichlich belohnt, und Jahrhunderte hindurch empfing auf Anordnung des Rathes der Älteste seines Geschlechts alljährlich ein Geldgeschenk und einen Rock in der Stadtfarbe roth und weiß.

Noch zwei Jahre (bis 1384) dauerte gegen Kyburg der Krieg, der mit tiefer Erbitterung geführt ward; schon im Jahr 1386 aber rückten die Solothurner wieder ins Feld und wenn sie auch nicht mit den Eidgenossen zu Sempach gegen Herzog Leopold von Oesterreich fochten, so standen sie doch stets auf ihrer Seite. Im Jahre 1415 zog Solothurn mit Bern auf den Ruf Kaiser Sigismunds in's Aargau und half dasselbe erobern, überließ aber die genommenen Gebiete gegen Erstattung der Kriegskosten der befreundeten Stadt, welche in allen Fällen sich den Löwenantheil zu sichern verstand. So muthig sich die Solothurner auf dem Schlachtfelde zeigten: sie liebten niemals die Eroberungen, sondern zogen es vor, diejenigen Herrschaften, deren Besitz ihnen von Wichtigkeit war, bei günstiger Gelegenheit anzukaufen. So erwarben sie z. B. den fruchtbaren und schönen Buchsgau. Im Jahre 1444 zogen sie gegen Thomas von Falkenstein, der sie geschädigt hatte, vor die Beste Göszen, welche sie einnahmen, und von dort vor die feste, uneinnehmbare Farnsburg; ein Theil der Belagerer, darunter angeblich 260 Solothurner, blutete bald nachher mit den übrigen Eidgenossen in der Helden- schlacht von St. Jakob bei Basel. Ebenso waren Solothurner Schaaren dreißig Jahre später an den Burgunder Schlachten von Granson, Murten und Nancy, welche Karls des Kühnen stolze Macht brachen, betheilig. Bis dahin hatte Solothurn nicht zum eidgenössischen Bunde gehört; jetzt bewarb es sich im Verein mit

Freiburg um die Aufnahme in die Eidgenossenschaft, und obwohl die Länder, welche das Uebergewicht der Städte bereits zu fühlen und zu fürchten anfangen, anfangs wenig geneigt waren, so ließen sie sich doch endlich im Jahre 1481 auf der Tag-sagung zu Stans durch Bruder Nicolaus von der Flie Fürsprache zur Ein-willigung bestimmen. Die Chronisten erzählen, daß das glückliche Ereigniß, welches Solothurns Selbstständigkeit sicherte, im ganzen Lande mit Jubel begrüßt und mit dem Läuten aller Glocken gefeiert wurde.

Noch vor dem Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts mußte Solothurn von neuem in den Krieg ziehen; seine Bürger nahmen 1499 an den glorreichen Käm-pfen des Schwabenkrieges, am Bruderholz und zu Dornach, Theil. Wiederum mißlang das Bestreben Habsburg-Desterreichs, die Eidgenossenschaft abhängig zu machen. Auch in die italienischen Kriege zogen die Solothurner Söldner und 1515 erhielt die Stadt Antheil an den italienischen Vogteien, aus denen später der Kanton Tessin entstanden ist. Damals brachen im Kanton, wie anderswo Bauern-Unruhen aus, welche schließlich die Folge hatten, daß die Regierung die Leib-eigenschaft theilweise aufheben mußte. Wie in den übrigen Städten fand auch zu Solothurn die Reformation, gleich bei ihrem Auftreten, zahlreiche Anhänger; die Mehrheit des Rathes unterstützte sie und auch die Landschaft neigte sich ihr zu. Anfänglich ließ sich der Friede zwischen beiden Parteien, den sogenannten Alt- und Neu-Gläubigen, aufrecht erhalten; als aber die reformirten Zürcher in der Schlacht bei Kappel von den Ur-Kantonen auf das Haupt geschlagen worden waren, brach auch in Solothurn die Zwietracht aus. Nur mit Mühe konnte der Bürgerkrieg abgewendet werden; man erzählt, daß der spätere Schultheiß von Wengi den ersten Kanonenschuß nur dadurch zu verhindern vermochte, daß er sich muthvoll vor die Mündung des Geschützes stellte. Schließlich mußten die refor-mirten Solothurner, so zahlreich sie auch waren, ihren Gegnern weichen; der Rath ward ausschließlich aus Katholiken zusammengesetzt und die Landschaft zum Theil mit Gewalt zur Wiederherstellung der bereits abgeschafften Messe ge-zwungen.

Ueber die folgenden Jahrhunderte gehen wir schneller hinweg. Wichtig war im Jahr 1653 der schweizerische Bauern-Aufstand, an dem auch viele Solothurner Gemeinden theilnahmen, welche in Folge dessen, nachdem die Bauern-Heere ge-schlagen und vernichtet worden waren, schwer büßen mußten. Die Lage des Land-volkes, die schon vorher eine traurige gewesen war, gestaltete sich dadurch nur noch trüber. Auch zu Bern und Zürich standen diejenigen, welche nicht zu den regierenden Familien gehörten, Bürger und Bauern, unter strenger Herrschaft; aber die Aristokratie beider Städte war doch nicht so weit herabgekommen, als die-jenige Solothurns, wo die Jesuiten mehr als irgendwo Einfluß übten und zu-gleich die fremden Diplomaten, welche gewöhnlich zu Solothurn sich aufhielten,

die Corruption bis auf den höchsten Punkt brachten. Zwar hob im Jahre 1785 die Regierung von Solothurn die Leibeigenschaft unentgeltlich auf; aber damit besserte sie die Lage der Untertanen wenig, da sie ihnen und selbst den Stadtbürgern alle wichtigen politischen Rechte vorenthielt. Als 1798 die Franzosen unter Schauenburg in die Schweiz drangen und der kleine Rath sich bereit erklärte, eine freisinnige Verfassung einzuführen, war es bereits zu spät geworden; zuerst von allen Kantonen mußte Solothurn die Verfassung der einen, untheilbaren helvetischen Republik anerkennen. Freilich zeigte es später keine Sympathie für dieselbe. Während der Zeit der Mediations-Verfassung blühte Solothurn, der unglücklichen Zeitverhältnisse ungeachtet, mehr als jemals; gute Gesetze und Einrichtungen kamen zu Stande, und namentlich das sehr vernachlässigte Schulwesen hob sich mit jedem Jahre. Da kam das Jahr 1814; Napoleons Macht ward gebrochen und seine Gegner rückten mit ihren Heeren in die Schweiz. Sogleich erhob sich in den Städten die alte Aristokratie und schon am 9. Januar 1814 stürzte sie zu Solothurn die freisinnige Verfassung, für welche das Volk, da Bern den neuen Machthabern zu Hülfe eilte, fruchtlos eintrat. In wenigen Jahren waren die früheren Verhältnisse fast völlig wieder hergestellt; die Regierung sog die Untertanen aus, stand mit den Jesuiten in der engsten Verbindung und stellte den Söldnerdienst im Auslande her. Aber nur wenige Jahre vermochte sich die Reaction zu halten. Bald war sie genöthigt, sich der Zeitrichtung zu fügen, und als im Jahre 1830 an die Julitage zu Paris sich auch in der Schweiz eine rege Bewegung der Geister anknüpfte, kam es bald auch im Kanton Solothurn zu immer zahlreicher und dringender werdenden Volksversammlungen, an deren Spitze der spätere Bundesrath Joseph Munzinger trat. Bald war der Sieg errungen; nur wenige Stimmen erklärten sich gegen die neue liberale Verfassung, welche bereits im März 1831 in's Leben trat und bis heute in ihren Grundzügen nur wenig verändert worden ist. Durch Munzinger übte später Solothurn bedeutenden Einfluß auf die Neugestaltung der Schweiz; nichts desto weniger hat es mit den übrigen größeren Kantonen auf der Bahn politischer und industrieller Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten, und namentlich die Hauptstadt, die nie den Geist der Initiative und reger Thätigkeit besessen, steht gegen andere Städte der Schweiz, und selbst Olten, die zweitgrößte Stadt des Kantons, zurück.

Die Größe des sehr unregelmäßigen und theilweise zerrissenen Kantons mag etwa 14½ Quadratmeilen betragen, und mehr als zwei Drittheile derselben liegen im Gebiete des Jura, ein Drittheil etwa gehört dem milden, fruchtbaren, anmüthigen Thalgebände der Aar an. Hier und da kaum eine, an einer Stelle aber elf Stunden breit, beträgt seine größte Länge von Süd und Nord gerechnet 13 Schweizerstunden. Nur selten besitzt er in Bergzügen und Gewässern eine natürliche Grenze. Ueber den Gebirgsketten des Jura, welche das Ländchen durchziehen, ist die süd-

liche Jurafette die wichtigste; bald nachdem sie Grenchen, den südlichsten District, betreten, steigt sie in der Hasenmatte fast 4500 Fuß über das Meer empor, senkt sich darauf zum Weissenstein herab und setzt sich von diesem aus über die Nöthi und die Schwengimatt, bei der sie durch die Aa durchbrochen wird, und über die hohe Fluh bis nach Olten hin fort. Andere Züge enthalten die beiden Jura-Steine, den Paschwang, den Blauen und zahlreiche, weniger bekannte Berge. Kann auch der Jura mit den Hochalpen nicht wetteifern, so bietet er doch weite und malerische Ausichten und romantische Berg- und Thalpartien in großer Zahl. Steil abgerissene Felsenwände, kühne, gewaltige Felsenkuppen, wilde Schluchten und Klüfte, unregelmäßig durcheinander geworfene Schichten, finstere Berghöhlen wechseln mit freundlichen Thälern, durch deren grüne Matten klare Bäche rieseln, frischen Alpen, amuthigen Wäldern, romantischen Burgruinen, hübschen Schlössern und Dorfschaften und schönen, wohl unterhaltenen Landstraßen. Neben dem lieblichen, fruchtbaren Narthale am Fuße des Gebirges besitzt der Kanton das heitere, interessante Balsthaler Thal, das enge, tiefe, an malerischen Gebirgs-Ansichten reiche Thal von Beinwyl, das schmale Lügeltal und ferner die Thäler von Nunningen, Hofstetten und Limpach, von denen das erste öde und eiförmig ist, das zweite aber durch seinen Reichthum an hübschen Ausichten sehr anzieht.

Von den Flüssen des Kantons ist der bedeutendste die Aar, welche das Gebiet Solothurns zweimal berührt. In sanftem, majestätischem Laufe nähert sich die Aar den Mauern Solothurns, theilt die Stadt in zwei ungleiche, durch Brücken verbundene Hälften und wendet sich darauf in nordöstlicher Richtung wieder dem Kanton Bern zu. Nachdem sie denselben bei Wolfswyl verlassen, macht ihr tiefes Sandsteinbette die Grenze des Kantons gegen Aarau. Jenseits Aarburg sind wieder beide Ufer solothurnisch; der Strom wendet sich nordwärts, bespült den Felsen, auf welchem ein Theil der Stadt Olten erbaut ist, und tritt nach vielen Krümmungen vor Schönenwerth abermals in das Aargau über. Früher scheint der Strom bedeutender gewesen zu sein, denn noch erkennt man an vielen Orten die Spuren seines hohen Wasserstandes. Weit wilder als die Aar, ist die stürmische, an Geschlehen reiche Große Emme, und auch die Lüffel reißt oft Stücke ihrer Ufer mit sich fort, während die Dümmern, der Zusammenfluß zahlreicher Wildbäche, in feste und hohe Dämme eingebannt, durch Nebenkanäle die üppigen Felder von Densingen bewässert und fruchtbar macht.

Unter den 70,000 Einwohnern des Kantons Solothurn befinden sich noch nicht 10,000 Protestanten; die übrigen bekennen sich zur römisch-katholischen Kirche. Man unterscheidet bei den Solothurnern drei Volksschläge: die starken, kräftigen, aber etwas pflegmatischen Bucheggberger und Kriegstetter, die großen, heiteren, ausdauernden Leberberger und Gäuer, und die schlanken, gewandten, lebhaften

Schwarzbuben, von denen die ersteren in ihrer Mundart sich sehr den Bernern, letztere aber den Baselern und Gläsern nähern. Ihre Lebensweise ist im Allgemeinen sehr einfach; in früherer Zeit bestand sie fast nur in Brod, Obst, Milch, weißen Rüben und Bohnen, hat sich aber seit hundert Jahren durch Kartoffeln und Kaffee, zu denen noch der leidige Brantwein getreten ist, vermehrt. Nur bei Hochzeits- und Tauffchmäusen kommen bei den Landleuten bessere Gerichte und Kuchen durchweg auf den Tisch. Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts war die solothurnische Tracht bei den Männern ein Kittel und kurze Hosen aus weißem Zwillich und eine rothe Weste, bei den Mädchen ein rother Rock und ein weißes Fürtuch; wohl ohne besondere Absicht traten weiß und roth, die Farben des Kantons, überall bei der Kleidung hervor. Die Haare der Jungfrauen fielen in lange Zöpfe geflochten über den Nacken herab, und ihr Haupt bedeckte ein kleiner, anmuthiger, sogenannter Schwefelhut, ein Strohhut von schwefelgelber Farbe. Die jetzige recht anmuthige Tracht der Mädchen gleicht sehr der bernischen, unterscheidet sich aber durch die Farben. Der Rock ist hier und da noch immer roth, doch werden auch andere Farben gewählt; dagegen muß die lange Jacke dunkelfarbig, wo möglich von Seide sein, und wird vorn über dem tiefen Ausschnitt geschnürt. An hohen Festtagen zieren sich die Jungfrauen mit einem silbernen Kränzchen und flechten in ihr Haar ein rothes seidenes Band. Selbst bei der Arbeit pflegen sie oft einen Strohhut und Handschuhe zu tragen.

Außer den beiden Städten Solothurn und Olten und den Marktflecken Denzungen und Balsthal sind gegen siebenzig Pfarrdörfer vorhanden, von denen einige mehr als tausend Seelen zählen. Nicht nur die beiden Städte haben sich in den letzten fünfzig Jahren sehr verschönert: auch in den meist sonnig gelegenen Dörfern sind schon sehr viele der alten, schlechten, mit Stroh bedeckten Häuser mit den tief herabhängenden Dächern verschwunden, und durch bessere, oft recht freundliche ersetzt worden. Ein solches altes Haus ist ein merkwürdiges, aber wenig anmuthiges Ding, das der Solothurner Schriftsteller Strohmeier in seiner Kantonsbeschreibung recht anschaulich schildert. Das tief herabgehende, weit vortretende Dach macht das Zimmer dunkel, obwohl die Fenster so breit sind, als die vordere Seite des Hauses. Ueber dem runden Tische schwebt eine aus Papier geschnittene Taube, den heiligen Geist vorstellend. In einem Behälter hinter Glas sind Bildchen und Tafelchen aufgestellt, Geschenke der Kapuziner oder der Base Klosterfrau; an der Wand hängen ein unförmlich geschnittenes Crucifix und mit grellen Farben angemalte Tafeln; die Stubenthüre ist mit einer, mit Zinnober überstrichenen und mit Raufgold geschmückten Muttergottes von Einsiedeln, oder dem Weg zum Himmel, oder dem Hausseggen geziert. Zur Seite der Stube ist das von ihr durch einen Ofen getrennte Stüblein; über den großen Ofen hinaus, zu dessen Seite die Schwarzwälder Uhr hängt, gelangt man durch das sogenannte Gaden-

Loch in die Kammer, Gaden genannt, die gar finster, schwarz und rußig ist. Die Küche, durch welche man in die Stube kommt, ist hoch; oberhalb des Feuerherdes ist eine aus Weiden geflochtene und mit Lehm angestrichene Decke. Sobald ge-
 feuert wird, verbreitet sich der Rauch im ganzen Hause, indem er einen Aus-
 weg sucht. Ein Gang trennt Wohnung und Scheuer; an seiner Seite liegt der
 Viehstall, dann folgt die Tenne, der Pferdestall, ein Wagenschoppen und der
 Schweinestall. An der Thüre des Hauses findet man hier und da noch den Wahl-
 spruch der heiligen Agathe, welcher als Zauberformel gegen Viehseuchen betrachtet
 worden ist und hier und da noch betrachtet wird. — Die neuen Häuser in den
 Dörfern dagegen haben meist zwei Stockwerke und hübsche Ställe und Scheuern;
 ein freundlicher Blumengarten vor dem Wohngebäude deutet darauf hin, daß
 Wohlstand und Cultur im Fortschritt begriffen sind.

Im nördlichsten Theil des Kantons, unweit der Birz, erhebt sich die Hoch-
 ebene der Schartenfluh mit der höchsten aussichtreichen Kuppe, der Gempensfluh,
 welche am häufigsten von Basel aus besucht wird. Der Anblick ist reizend und
 lohnt die Mühe der Ersteigung. Zwischen den dunklen Gebirgen des Aargau
 und Schwabens zieht sich der Rheinstrom nord- und westwärts; dort in der
 dunstigen Ferne taucht der hohe Thurm des Straßburger Münsters seine Spitze
 in den Aether, hier erhebt sich der Dom Basels über die Häuser der Stadt, da
 und dort wieder lagern sich Städte, Dörfer, Landhäuser und Schlösser in den
 Thälern und auf den Höhen. Wir erblicken Mühlhausen, Gunningen, die Chri-
 schona-Kirche, die Schlösser Röteln, Landskrone, Rothberg, Mönchberg, Pfeffingen
 und Andere, die Schlachtfelder von St. Jakob und ganz in die Nähe von Dor-
 nach, das Thal der Birz und die unzähligen Gebirgskuppen des Jura; terrassen-
 förmig steigen sie empor und werden von der Hasenmatte, der Rötli am Weissen-
 stein und dem Wiesenberg überragt, und zwischen ihnen hindurch glänzen, von der
 Sonne hell beleuchtet, schneeige Alpengipfel. Von der Gempensfluh steigen wir
 nach Dornach hinab; in einer der reizendsten Gegenden liegt das freundliche, von
 einem Obstbaumwald durchzogene Dorf und eine Viertelstunde von demselben, auf
 einem Felsen, Schloß Dornach, dessen mächtige ausgedehnte Trümmer noch immer
 die frühere Größe erkennen lassen. Schon im elften Jahrhundert war die Burg
 vorhanden, sie dauerte mehrmals wiederhergestellt bis zum Jahr 1798, in welchem
 sie von den Franzosen erobert und gebrochen wurde. Als die feindlichen Schaaren
 im Schwabenkriege 1499 das Schloß belagerten, wurden sie am 22. Juni von
 den Eidgenossen aus Solothurn, Bern, Zürich, Luzern und Zug angegriffen und

in die Flucht geschlagen; dreitausend blieben todt auf dem Schlachtfelde. Auf der Wahlstatt ward später eine Schlachtkapelle errichtet, in welcher alljährlich die Todten- und Siegesfeier stattfand, bis sie 1822 nach Solothurn verlegt ward. Die Dörfer in der Nähe und weiter südwärts, unter denen Gempfen am höchsten liegt, bieten keine besondere Merkwürdigkeiten; Straßen verbinden sie mit Liestal in Basel-Landschaft. Die südlichste derselben geht durch das etwas öde und einförmige Nunniger Thal über die Wasserfalle in's Reigolswyler Thal. Hier liegt in der Pfarre Oberkirch auf einem mit Wald bewachsenen Hügel, an der bis auf den Grund gespaltenen Porterfluh, die mächtige Ruine der alten Burg Gilgenberg; trotzig wie einst ihre Herren, schaut sie in's Thal hernieder. Nach dem großen Erdbeben von 1356 ward sie wieder hergestellt; so dick wurden damals die Mauern, daß in einer der tiefen Fensternischen zehn Personen bequem speisen konnten. Bis 1798 Sitz des Landvogts von Dornach, ward sie in diesem Jahre von den Bauern im Zorne über die erlittenen Bedrückungen gebrochen.

In südöstlicher Richtung zieht sich aus der westlichsten Spitze des Kantons die Paschwangstraße nach Balsthal, wo sie mit der Hauenstein-Straße zusammen trifft, um sich von dort südwärts nach der Hauptstadt des Kantons zu wenden. Raum hat sie nach ihrem Anfange Zwingen im anmuthigen Berner Münsterthal verlassen, so überschreitet sie die Grenze und tritt in das Thiersteiner Thal ein, durch das die wilde, oft verheerende Lüffel braust. Bald ist das erste Dorf, Breitenbach, in fruchtbarem Thalgelände erreicht; darauf folgt, am Fuße eines Berges, umgeben von schönen Obstbäumen, Büsserach, einst weit herum bekannt durch das wunderfame Brunnlein, das im Keller des Pfarrhauses entsprang und alle Krankheiten der Gläubigen heilen sollte. Das Thal verengt sich hier zu einer schmalen Kluft und auf einem steilen, überhangenden Felsen, an welchem die Lüffel vor Jahrtausenden gewaltig genagt hat, erheben sich die stolzen und malerischen Trümmer des Steines Thierstein, des späteren Sitzes der angesehenen und reichen Grafen von Thierstein, welche mit der Stadt Solothurn im Burgrecht standen. Am Tage bei Murten führte Graf Dswald von Thierstein die Reiterei der Eidgenossen in den Kampf gegen die Schaaren Karls des Kühnen und damit zum Siege. Nachdem der letzte Graf 1519 verstorben war, kam die Herrschaft an Solothurn; der regierende Landvogt der Stadt saß nun auf der stolzen Burg, bis sie endlich 1798, als die Franzosen in die Schweiz rückten, auf Befehl des Raths gebrochen wurde. Weiter aufwärts gelangen wir in dem von wilden Bergen eingeengten Thale nach Erschwyl, das der Bach in zwei Hälften theilt. Nordwärts liegt in einem Thälchen das Dorf Meltingen mit einer alten Wallfahrt zur Mutter Gottes im Hag und einem Mineralbade, das bereits vor 400 Jahren benützt ward, eisenhaltig ist und sehr gerühmt wird. Eine 120 Fuß lange Brücke führt oberhalb Erschwyl die Straße durch eine enge, nur zehn

Fuß breite Kluft, in welcher kaum der Bach Raum zu gewinnen wußte. Von hier ab heißt das Thal das Weinwyler Thal. In unzähligen Krümmungen windet es sich durch die Felsen und Gebirgsvorsprünge; bald schließt es sich enge zusammen, bald erweitert es sich wieder, und grüne Bergtriften, die von Buchen- und Tannenwaldungen umgeben sind, lachen dem Reisenden entgegen. Mitten in diesem einsamen mit Alpenhöfen bedeckten Thale ruhen auf grünem Hügel die bescheidenen Gebäude und die alterthümliche Kirche des ehemaligen Klosters Weinwyl, das der Sage nach schon im eilften Jahrhundert von drei nicht näher bezeichneten Grafen in dem öden sogenannten „Hugonsforst“ begründet ward. Bald reich geworden kam es wieder herab, nachdem es in den Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts wiederholt durch feindliche Corps und später durch die aufgestandenen Bauern geplündert worden war. Im Jahre 1648 zogen die Mönche nach Mariastein. Höher hinauf am Paßwang in gesunder Berggegend liegt das auch zu Molkenturen häufig benutzte Gasthaus Neuhäusli, von dem aus interessante Fußwege in die benachbarten Thäler hinüberleiten. Eine halbe Stunde später erreichen wir die Höhe des Paßwang, der mit seinen steilen waldigen Abhängen den auch durch Character, Sprache und Tracht seiner Einwohner abweichenden nördlichen Kantonstheil von dem südlichen scheidet. Der Erbauer der Paßstraße welche im Jahre 1730 angelegt ward, scheint fast die seltsame Absicht gehabt zu haben, sie so steil und haltsbrechend herzustellen als möglich; er führte sie über die schwierigsten Stellen und höchsten Joche fort. Fast auf dem Grat des Gebirges erhebt sich die glatte Fluh, ein Fels in Gestalt einer Pyramide. Die Sage erzählt, die schönen Alpen rings umher hätten einmal einem reichen Samen gehört, der unfreundlich und hart gegen seine Knechte und die Armen war und den Reichthum, den ihm Gott geschenkt, in der unsinnigsten Weise, um seinem Hochmuth zu genügen, verschwendete. Nachdem er unter Anderem seinen Kühen goldene Glöcklein umgehängt, beschloß er die mächtige glatte Fluh mit Gold zu überziehen. Da traf ihn plötzlich das Strafgericht des Himmels; in wenigen Tagen raffte eine Viehseuche seine Heerden fort und machte ihn zum Bettler. In der Nähe des Uebergangs finden sich hübsche Blicke auf die Alpen, deren Gipfel über die niedrigeren Juraberge herüber ragen; die weiteste Aussicht aber bietet die westlich gelegene hohe Winde, ein mächtiger Gebirgsstock, der vom Kloster Weinwyl aus in zwei Stunden erstiegen werden kann. Jenseits des Passes steigt die Straße nach dem großen Pfarrdorfe Mümmelishwyl im Gündenthal herab. Die Thalspalte ist hier breit und von mächtigen Felsen eingeschlossen, wendet sich aber bald um einen Vorsprung und streift an St. Wolfgang hin, über dem auf kahlem, fast unzugänglichem Felsen die malerische Ruine Neu-Falkenstein thront. Im J. 1300 gehörte die Burg dem Freiherrn Rudolph von Wart, der seine geringe Theilnahme am Morde Kaiser Albrechts auf der Nichtstätte

schwer büßen mußte; später gelangte sie in den Besitz der Herren von Wechburg, welche von ihr aus die reisenden Kaufleute überfielen und ausplünderten. Nachdem die deshalb aufgebrauchten Baseler Bürger sie 1379 durch Sturm erobert und gebrochen hatten, ließ Solothurn die Zwingburg durch die frohnenden Bauern mit ungeheurer Mühe wieder aufbauen; von da ab war sie der Sitz der Landvögte, bis sie 1798 gleich andern ähnlichen Besten durch das aufgestandene Landvolk zerstört ward.

Wenige Minuten bringen uns von St. Wolfgang nach Balsthal, wo die schöne Straße von Basel über den oberen Hauenstein eintrifft. Nachdem sie von Waldenburg kommend bei Langenbruck die Grenze des Kantons Solothurn überschritten, steigt sie hübsche Ausichten bietend an der linken Thalseite hinab. Bald ist Dorf Holderbank erreicht. In einem finstern Tannengehölz östlich vom Dorf liegt die Ruine Alt-Wechburg, vom Volk gewöhnlich Altschloß genannt, der gegenüber sich jenseits einer Schlucht früher noch eine zweite Beste erhob. Stammschloß der Wechburger Grafen, kam sie in späterer Zeit an Solothurn, stand bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts und ging damals aus unbekannter Veranlassung in Flammen auf. Als im Jahre 1836 Arbeiter in der Ruine Steine, welche zum Bau eines Hauses verwandt werden sollten, losbrachen, entdeckten sie in einer dicken Mauer eine Höhlung, in der sich ein halb vermodertes, menschliches Gerippe befand; vielleicht hatten die alten Herren einen gefangenen Feind lebendig eingemauert. Mehr und mehr senkt sich die Straße herab und erreicht bald den Grund des schönen Thals von Balsthal, dessen anmuthige lachende Ebene von dunklen Gebirgswäldern, frischen Wiesenbergen und grauen, wild gezackten Felsen eingeschlossen wird.

Der obere, einsamere Theil des Thals, das sich zwischen der ersten und zweiten Jurakette in der Richtung von Südwest nach Nordost hinzieht, gehört noch zum Kanton Bern und liegt unweit Court im Münsterthal; von hier aus geht es durch eine wilde und interessante Felsenschlucht nach Gänzbrunnen, in dessen Nähe Bohnerzgruben und ein Hochofen vorhanden sind. Auch der nächste Ort Welschenrohr, dessen Mühle an einer schroffen Felswand gebaut ist, ernährt sich vom Bergbau, denn überall ist der Thonboden eisenhaltig und bringt deshalb nur dürftiges fahles Gras hervor. Bei Herbstswyl liegt in einem hochgelegenen Gebirgsthal rings von dunklem Tannenwald umgeben anmuthig die romantische Einsiedelei Horngraben, einst ein oft besuchter Wallfahrtsort. Das Hauptthal wird hier fruchtbarer und heimeliger; offen und heiter blickt es dem Wanderer, der aus dem obern Theil herabkömmt, entgegen; schon fängt der Bach ruhiger zu fließen an; nur noch wenige Schritte und wir stehen wieder an der Dünnern mitten in dem freundlichen Gelände, das den Hauptort des Balsthaler Thals umgiebt.

Schon seit langer Zeit wird im Kanton Solothurn Bergbau auf Eisen getrieben, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß bereits vor den Römern die alten Helvetier, welche bei ihrem Auftreten in der Geschichte eiserne Waffen besaßen, das Bohnerz des Jura benutzten. Aus dem Mittelalter sind noch Urkunden der Freiherren von Falkenstein vorhanden, in denen von Erzgruben die Rede ist; erst im 16. Jahrhundert aber wird erwähnt, daß Solothurn Bergwerke zu Herbetswyl und Erschwyl, welches letztere damals Erzwyl genannt zu werden pflegte, wieder aufthun und eine Eisenschmiede errichten ließ. Alte Stollen und Schachte finden sich häufig, eben so zeigen sich an mehreren Orten Anhäufungen von Schlacken. Die Erzlager bestehen aus Thon, Kiesel Erde und Eisenoryd und zwar kommt letzteres manchmal als reines Dryd mit rother Farbe als rother Bolus, häufig aber auch als Eisenorydhydrat mit gelber Farbe vor. Oft sind die Eisenerzbohnen regelmäßig nur so groß als Erbſen, dann erreichen sie wieder die Größe einer Baumnuß; aber auch weit größere, welche bereits die runde Gestalt und die Schalenbildung verloren haben, kommen gar nicht selten vor. Solche nierenförmige Erzklumpen erreichen mitunter das ungeheure Gewicht von fünf Centnern. In früherer Zeit verfuhr man mit dem Abbau verschwenderisch und nicht systematisch, denn einzelne Lager schienen in der That ganz unerschöpflich; gegenwärtig findet indeß ein regelmäßiger Abbau statt, der alljährlich nach ungefährer Annahme 40,000 Centner Erz liefert. Einzelne der Gruben, wie z. B. die außerordentlich ergiebige Erzmatte bei Balsthal, sind für den Bergmann sehenswerth, für den Touristen bieten sie weniger als die Hüttenwerke, die er hier und da an den Straßen im Jura trifft.

Balsthal ist ein ziemlich beträchtlicher Ort, dessen Verkehr freilich dadurch, daß die Eisenbahn von Basel nach Solothurn und Bern sich über den untern Hauenstein und Olten zieht, gelitten hat. Seine Einwohner sind betriebsam und nähren sich meist von Viehzucht und Feldbau. Am Fuß einer rauhen, zackigen Felswand, welche im Norden das Thal einfaßt, liegt die Kirche; hinter derselben bildet der Steinenbach, indem er durch eine hohe, wilde Felsenschlucht schäumend herabfließt, einen sehenswerthen Katarakt. Nahe beim Orte sind reiche Eisenerzbergwerke in der Erzmatte und der Roggenberg mit schöner Aussicht, zu der man in einer Stunde emporsteigen kann. Balsthal wird in der Geschichte nicht selten genannt; seine sehr günstige Lage bestimmte es namentlich dann stets als Versammlungsort, wenn die Bewohner aller Kantonstheile sich zu gemeinsamen Besprechungen vereinigen wollten. Schon 1514 kamen hier die Landleute zusammen, als sie sich gegen die Stadtherren, die fortwährend durch Gold vom Auslande sich bestechen ließen und deshalb den Beinamen „Kronenfresser“ erhalten hatten, auflehnten und 1830 am 22. December berieth zu Balsthal eine große Volksversammlung, in der der spätere nun verstorbene Bundesrath Munzinger

zuerst eine bedeutende Rolle spielte, über eine liberalere Landesverfassung, welche schließlich, da das Volk sie energisch und mit großer Mehrheit forderte, von der aristokratischen Regierung auch gewährt werden mußte.

Von Balsthal führt die schöne Landstraße südwärts in wenigen Minuten nach dem Orte Jüngere Klus. Gegenwärtig ein kleines Dorf war es früher mit seinen zwei Reihen Häuser ein hübscher Flecken, Kluser-Städtlein genannt, der wohl von den Herren von Falkenstein erbaut ward. Ueber demselben thront auf steilem senkrecht abgerissenen Fels Schloß Alt-Falkenstein, auch Blauenstein oder Kluser-Schloß genannt, einst ein gewaltiges Schloß, das im zwölften Jahrhundert erbaut, später an die Herrn von Blauenstein verpfändet ward. Zweimal, zuerst durch das fürchterliche Erdbeben von 1356, dann durch die räuberischen Horden der in die Schweiz eingedrungenen Gugler zerstört, kam es endlich an die Stadt Solothurn, welche dem Landtschreiber von Falkenstein auf der Weste seinen Wohnsitz anwies, aber 1801 ihre Zerstörung durch das aufgebrachte Landvolk nicht zu hindern vermochte. Die Ruinen gehören zu den schönsten der Gegend rings umher und bieten eine sehenswerthe Aussicht auf das wunderliebliche Thalgelände. Unmittelbar bei dem Ort Klus beginnt der merkwürdige Felsenpaß der Klus, in welchem die Dünnern strömt. Bis auf den Grund ist die mächtige erste Jurafette gespalten und links und rechts an der Kluftspalte erheben sich gewaltige Fluhwände und Felskuppen, welche, zum Theil in gezackte Spitzen auslaufend, über die Straße und den Bach herausragen. Schon die Römer sollen den Paß befestigt haben, im Mittelalter ward er durch eine Mauer mit Thor und Fallgatter geschlossen und am Nordende durch Alt-Falkenstein, im Süden durch die Schlößer Erlisburg und Neu-Bechburg vertheidigt, so daß er fast uneinnehmbar erschien. Ein Vorfall, der in der Klus im Jahre 1632 stattfand, giebt ein redendes Zeugniß von dem Haß, welchen die Religionsverschiedenheit der beiden Kantone Bern und Solothurn damals hervorgerufen hatte, und zugleich von dem wilden Uebermuth der Landvögte. Zwei der solothurnischen Vögte des Dünnernthales überfielen nämlich mit dem aufgebotenen Landsturm in der Klus ein friedliches Häuflein Berner, das der Stadt Mühlhausen im Elsaß zuziehen sollte, und mezelten die „Reger“ unbarmherzig nieder. Zwar wurden, als das aufgebrachte Bern ernstlich mit Krieg drohte, die Vögte an Geld gestraft und verbannt und drei Landleute enthauptet, aber lange konnte das freundliche Verhältniß zwischen den beiden eidgenössischen Städten nicht wieder hergestellt werden. Bald ist von Klus aus der Engpaß durchschritten, die Felswände brechen plötzlich ab und eine prachtvolle Aussicht öffnet sich auf das breite schöne Gelände des Marstroms und das gewaltige in blendenweißer Schneehülle schimmernde Hochalpen-Gebirge. Vor uns liegt der hübsche wohlgebaute Markt Flecken Densingen, dessen Gebäude von einem Obstbaum-Wäldchen umgeben sind, mit dem alten einst

mächtigen Herrenschoß Neu- oder Rothbechburg. Im vierzehnten Jahrhundert von den Freiherrn von Bechburg erbaut und herrlich auf einem Felsen an der Jurafette gelegen, war es lange Zeit der Lieblingsaufenthalt der Solothurner Landvögte und nicht mit Unrecht nennt es der alte Chronist Hafner „fürwahr fast ein irdisch Paradies.“ Im Jahre 1834 von der liberalen Regierung, welche die Vorliebe ihrer aristokratischen Vorgängerin für mittelalterliche Erinnerungen nicht theilte, an Privatpersonen verkauft, wird es seiner Aussicht wegen noch jetzt häufig besucht. In der Nähe von Densingen liegt das kleine, wenig besuchte Bad „zum Wilhelm Tell“ an einem Felsen, der die anspruchlosen Gebäude durch einen weit überhangenden, scheinbar jeden Augenblick zum Sturz bereiten Block zu zerstören droht.

Von Densingen zieht die Landstraße am Fuß des Juragebirges nordostwärts über Olten nach Narau, südwestwärts nach Solothurn. Wir verfolgen zunächst die Narauer Straße und wandern am linken Ufer der durch Dämme in ihrem Sturmlauf gefesselten Dünnern nach Ober-Buchsitzen, von wo ein Pfad durch eine romantische Gebirgsspalte auf den Hauenstein leitet. Der Ort ist historisch bedeutsam. Als im Jahre 1653 die Bauern mehrerer Kantone aufstanden und Befreiung von den ihnen auferlegten, unerträglich gewordenen Lasten verlangten, trat das Solothurner Landvolk zu Ober-Buchsitzen, zusammen; an seiner Spitze stand der reiche Untervogt und Mühlenbesitzer Adam Zeltner, ein patriotischer Mann, der auch bei der Regierung in großen Ansehen stand. Obwohl das Volk sich in den Schranken der Mäßigung erhielt, mußte es, als schließlich die Berner Bauernhaufen geschlagen und gänzlich vernichtet worden waren, doch schwer büßen und trotzdem die Regierung bei Bern und Zürich um Schonung bat, trotzdem Zeltner's hochschwangere Frau auf den Knien um Gnade flehte, fiel sein Haupt durch das Beil. Aber noch heut ist sein Name unvergessen. Raub und steil steigt die Jurafette bei Egerkingen empor, sanfter bei Hägendorf, in dessen Nähe romantische Felsenklüfte in den Berg eindringen. In der Pfarrkirche zu Wangen, dem letzten Dorfe vor Olten, ist das sogenannte Gallengrab, das seinen Namen von St. Gallus, dem Gründer des Klosters St. Gallen haben soll, obwohl der Heilige hier nicht bestattet ist. Ein seltsamer Brauch knüpft sich an dasselbe. Seit Jahrhunderten pflegen die Mütter der Umgegend die jungen Kinder an den Freitagen im Mai zur Kirche zu bringen und in das Grab zu stellen; sie glauben, daß diese in Folge dessen besser gedeihen, schneller wachsen und nicht in tödtliche Krankheiten verfallen.

Vor der Jurafette liegt zwischen Dünnern und Nar ein merkwürdiger, freilich nur niedriger Höhenzug, vom Volke der Born genannt. Bei Restenholz unweit Densingen erhebt sich sanft eine theils mit Wald bewachsene, theils mit Kornfeldern bedecktes Hügelreihe, die nach und nach zu einer länglichen Anhöhe

anwächst; bei Härchingen, dem ältesten Ort im Buchsgau, verebnet sie sich wieder, aber bei Kappel steigt sie höher und immer höher und geht endlich in einen Berg über, dessen Gipfel 800 Fuß über der Nar liegt. Er ist der eigentliche Born, im Mittelalter Boron genannt. Südlich senkt er sich steil und felsig gegen die Nar hinunter, nördlich dacht er sich sanft gegen die Dünnern ab; bis hoch hinauf dehnen sich am Abhang Fruchtfelder aus und schöne Waldungen bekleiden seinen oberen Theil. Auf dem höchsten Punkt steht unter vier Linden das sogenannte Kappeler Kreuz. Die Sage erzählt, es sei im Jahre 1716 errichtet worden, nach dem vor mehr als 150 Jahren einmal durch Gewitter sieben Jahre lang die Gegend umher furchtbar verwüstet worden; damals habe man gelobt, das Kreuz auf dem Gipfel zu errichten; zweijährige Kinder hätten den großen Stein, auf welchen es gestellt ward, hinaufgezogen, vier junge Linden habe man an seine vier Ecken gepflanzt und alljährlich sei eine feierliche Prozession zum Bornkreuz, dessen Inschrift Gott zum Schutz der Felder, Matten und Wälder anruft, veranstaltet worden. Noch vor fünfzig Jahren führte alljährlich nach Beginn des Frühjahrs jede fromme Mutter des Buchsgau ihre unerwachsenen Kinder auf die Höhe und ließ sie dort knieend und schweigend eine halbe Stunde lang beten. Die Aussicht vom Born auf die dunklen Juraberge, das Nargelände und die Hochalpen ist lieblich und einladend, aber nur die Landleute und einsame Wanderer pflegen die heilige Stätte, wo die Vorfahren vielleicht vor tausenden von Jahren zu Ehren ihrer Götter Feste feierten, zu besuchen. Zwischen Narberg und Ofen wird der Höhenzug durch die Nar zerrissen; der Strom hat sich ein enges, rauhes Bett geschaffen, indem er durch Klippen und Risse schäumend und brausend seine Wellen drängt; jenseits aber setzt der Born sich in kegelförmigen Zwillingshügeln, welche die Wartburgen krönen, unter dem lieblichen Namen Engelberg fort.

Ofen liegt an der Nar und zwar hauptsächlich auf Felsen, die sich am linken Ufer des Stroms erheben; fast rings um den Ort herum ziehen sich Berge, welche nur nach Westen gegen das Buchsgau hin weiter auseinander rücken. Obwohl noch mit einengenden Mauern versehen, hat die Stadt sich doch in den letzten Jahrzehnten nach außen hin sehr ausgedehnt und gewährt, weil sie Leben und Betriebsamkeit hat, einen freundlichen, anheimelnden Anblick. Ueber den Strom führt eine breite bedeckte hölzerne Brücke; die ältere, 1657 erbaute, welche allgemein als ein Kunstwerk galt, ward im Jahre 1798 von Bernischen Truppen und Landleuten abgebrannt. Das schönste Gebäude der Stadt ist ohne Zweifel die 1807 errichtete Kirche, ein tempelartiger Bau, der auf einem freien Plage liegt und nur durch die unförmliche Inschrift leidet. Auch einige neue Privatgebäude und der ausgedehnte, mit zahlreichen Werkstätten versehene Bahnhof verdienen Beachtung. Am Stalden unweit der Brücke befindet sich seit alter Zeit ein Gemälde,

welches an eine alte Volksfage aus dem Mittelalter anknüpft. Der Graf von Froburg, erzählt das Volk, war außerordentlich reich; wenn er sein Zehnt-Getreide, das die armen Bauern alljährlich steuern mußten, einfahren ließ, so brauchte er dazu eine so lange Wagenreihe, daß der erste Wagen oft schon im Thor der Burg, der letztere aber noch zu Olten auf der Brücke war. Der Reichthum und die große fast unbeschränkte Macht, welche er über seine vielen Unterthanen ausübte, machten ihn stolz und übermüthig; er fürchtete weder Gott noch Menschen. Da brach das große Erdbeben von 1356 herein, welches fast alle Juraburgen nieder warf. Auch die stolze Froburg ward nicht verschont. Eben ritt der Graf über die Oltener Brücke, als ein Eilbote die plötzliche Zerstörung der für die Ewigkeit erbauten Beste meldete. Da lästerte der Graf und schwur: kein Pflug solle in seinem Gebiete über die Acker gehen, bis das zerfallene Schloß schöner und größer wieder aufgebaut sei. Aber kaum hatte er ausgesprochen, so brach auch die Strafe Gottes herein; aus heiterem Himmel fuhr ein Blitz herab und erschlug den Uebelthäter inmitten seiner erschrockenen Lehnsleute und Diener.

Olten ist eine alte Stadt, welche zur Römerzeit den Namen Ulturnum geführt haben soll. Ihre Lage ist für Handel und Verkehr sehr günstig, denn nach allen Seiten hin, über den Jura, nach Süden, stromauf- und stromabwärts gehen Straßenzüge, welche zu bedeutenden Städten führen. In neuerer Zeit ist außerdem die Stadt der Knotenpunkt der Eisenbahn geworden, welche sich von hier nach Basel, Waldshut, Zürich, Luzern, Solothurn und Bern wendet und täglich hunderte und tausende von Reisenden zu dem kleinen solothurnischen Städtchen leitet. Im Mittelalter ward Olten im Kyburger Kriege durch die Berner fruchtlos belagert, später litt es durch wiederholte Feuersbrünste, kam aber dessen ungeachtet mehr und mehr empor. Nachdem es zunächst der Stadt Solothurn verpfändet worden, ging es 1552 vollständig in den Besitz derselben über, hatte aber bald durch die Stadtherren viel zu leiden und theilte sich deshalb 1653 an den leider vergeblichen Freiheits-Bestrebungen der Landleute. Namentlich aber im neunzehnten Jahrhundert stellte es sich der Hauptstadt gegenüber auf einen freisinnigen Standpunkt, erklärte sich 1814 gegen die von der Aristokratie bewirkte gewaltsame Verfassungs-Änderung und gab im Jahre 1830 den ersten und zugleich entscheidendsten Anstoß zur Verfassungs-Reform. Damit gelangte es zu bedeutendem Einfluß und damit ward auch seine Stellung im Kanton wichtiger fast als die der noch immer an das Alte haftenden Hauptstadt, welche es auch im Gewerbe- und Verkehrswesen zu überflügeln verstand.

Unmittelbar bei Olten steigt die Eisenbahn in Zickzackwindungen, welche der Bahnzug der bedeutenden Hebung des Terrains wegen nur langsam und mühsam zu verfolgen vermag, zum Hauenstein-Tunnel empor. Seitwärts von der Bahn liegt das Dorf Trimbach, auf dessen Kirchhof die Unglücklichen ruhen, welche

am 28 Mai 1857 durch den Einsturz eines Schachtes im Tunnel verschüttet wurden. Auf senkrechtem Fels über dem Dorf, aber am besten von Läuelfingen her zugänglich, thronen die geringen Trümmer der einst ansehnlichen und weitläufigen Feste Froburg, des Stammsitzes der Froburgischen Grafen, welche das Land rings umher beherrschten. Ihnen gehörten die Städte Olten, Zofingen, Fridau, Waldenburg u. s. w.; Kloster Schönthal und andere Stifter wurden durch sie begründet und gefördert und oft gelangten die Froburger Grafen zu den höchsten kirchlichen Aemtern. Im Jahre 1365, als auch die Burg abging, starb der alte, angefehene Stamm aus. Unweit von der Ruine besteht jetzt der Kurort Froburg, eine schöne, freundliche und vielbesuchte Anlage mit der herrlichsten Aussicht auf das Thal, die Jura Höhen und die Hochalpen.

Neben der Froburg besitzt Olten noch viele andere Punkte, welche durch ihre günstige Lage oder historische Erinnerungen den Besucher anziehen vermögen, wie das Galgenhölzli, einen Fundort römischer Münzen, mit einem freundlichen Blick auf Olten und dessen Umgegend, die Burg, die Stätte des von Guglern zerstörten froburgischen Schlosses Hugberg, das Sälischlößlein und Bad Lofdorf. Auch das Sälischlößlein, früher Oberwartburg genannt, gehörte mit der nahe längst verfallenen Altwartburg den reichen Grafen von Froburg, die es auf der Spitze eines kegelförmigen Hügels bei Wyl erbauten. Zur Zeit der Eroberung der Aargauer kam es an Solothurn, welche auf der wohlerhaltenen, weithin schauenden Feste einen Feuermächter bestellten. Einer derselben, ein gewisser Sali, der durch seinen übermenschlichen Durst — in jeder Nacht leerte er einen großen mit Wasser gefüllten Zuber — weit und breit bekant war, gab ihm seinen jetzigen Namen. Die Aussicht von der Feste gehört zu den entzückendsten des Kantons, und nicht leicht findet sich in einer andern Gegend der nördlichen Schweiz ein Höhenpunkt, der ein Rundgemälde von gleicher Anmuth und Lieblichkeit bietet.

Zu den Füßen des Beschauers breitet sich das herrliche Wiggerthal mit seinen blühenden Ortschaften und seinen ansehnlichen Fabrikgebäuden aus; südwärts am Rande waldiger Anhöhen zeigt sich Zofingen, westlich auf schroffem Fels über dem Städtchen die ausgedehnte Feste Narburg, im Norden Olten, das lachende Thal der Aar mit seinen Dörfern, Forsten und Obstwäldchen, die Höhen des Hauenstein und der Froburg, Schloß Wartensfels, Göszen und in der Ferne, gegen Nordosten, hinter Schönenwerth schimmert die Hauptstadt des Aargau. Mit seinen dunklen Abhängen und Gipfeln erstreckt sich der Jura wie ein mächtiger Wall am linken Bord des Aarstroms; aber so riesig er auch erscheint, weit überragt ihn die Alpenkette, die mit ihren beiften Kuppen und Spitzen in ungeheurer Ausdehnung über die Vorberge der Kantone Luzern und Bern emporsteigt.

Wie gewöhnlich sollen die beiden Nachbarburgen auf den spitzigen Hügeln bei Wyl einst zwei Brüdern gehört haben. Ihr Vater, so erzählt die Sage, war ein guter, frommer Ritter, der das beste Glück verdient hätte, aber dennoch sehr unglücklich war. Früh war ihm sein treues Weib gestorben und seine beiden Söhne waren einander feind und haßten sich schon als junge Knaben. Oft suchte sie der Vater zu versöhnen, aber nie mit Erfolg. Frühzeitig bleichte der Kummer seine Haare und schnell eilte er dem Grabe zu. Noch auf dem Todtenbette ermahnte er seine Söhne, die unselige Feindschaft aufzugeben und, einen Augenblick durch seine Bitten gerührt, versprachen sie mit Hand und Mund sich fortan wie Brüder zu lieben. Aber bald kehrte der böse Geist des Hasses wieder bei ihnen ein und durchbrach endlich jede Schranke. Nach vielen Zänkereien erklärte endlich der ältere Bruder, der die Stammburg ererbt hatte, er werde den jüngeren Bruder nicht mehr auf der Stammburg dulden, und zornig entfernte sich dieser, indem er schwur, nicht weit zu gehen, sondern dem Ältesten zu Leide in der Nähe zu bleiben. Darauf baute er Altwartsburg gegenüber auf dem andern Hügel die Beste Oberwartburg, oder machte sie doch, wenn sie schon vorhanden war, bewohnbar.

So sahen sich denn die Brüder fast täglich, aber sie sprachen nicht miteinander und suchten sich nur täglich zu ärgern und zu schädigen. Nach und nach mehrte sich der Haß noch und schwere Drohungen, welche von beiden Seiten gefallen waren, ließen bereits eine fürchterliche That ahnen. Nie gingen sie unbewaffnet aus; nie traten sie auch nur an das Fenster oder auf die Zinnen der Beste, ohne die größte Vorsicht zu beobachten. Einmal steht der jüngere Bruder auf der Zinne und sieht, wie der ältere die Armbrust spannt; da ergreift auch er seine Armbrust und legt den Bolzen auf. Zu gleicher Zeit schwirren beide Geschosse von Burg zu Burg und in demselben Augenblicke sinken die Brüder in's Herz getroffen zu Boden. Niemand mochte nach ihnen die Burgen, auf denen der Fluch des Brudermords haftete, bewohnen; schnell sanken sie in Trümmer und erst hundert Jahre später bauten die gnädigen Herren und Oberen von Solothurn Oberwartburg wieder auf. Dort soll es oft gespukt haben und auch in den Trümmern von Altwartburg will man unselige Gespenster gesehen haben. Auch hat es das Schicksal gewollt, daß das Altschloß zu Solothurn, das Neuschloß zu Murgau gehört, gerade als müßten beide Besten zur Strafe getrennt sein für immer.

Von Olten aus streichen Landstraße und Eisenbahn auf dem rechten Ufer der Aar nordostwärts, während andere, weniger von den Touristen benützte Wege sich auf dem linken Strombord halten. Die erste Eisenbahnstation ist das kleine Winznau, einst ein Herrensitz; ihm gegenüber, jenseits des Stromes, liegt Obergösgen und östlich von diesem Dorf am Ufer der jetzt ausgetrockneten wilden Aar

die Ruine der Feste Göszen, auf welcher einst der berühmte Ritter Thomas von Falkenstein saß. Da er die umliegenden Städte befehdete und schädigte so brachen 1444 Solothurn und Bern sein Felsenschloß und zwangen ihn, den letzten Edelmann des Buchsgau, bald nachher seine Güter zu verkaufen und die Schweiz zu verlassen. Die Sage berichtet, daß in dem alten Thurme viele Gefangene elend umgekommen seien. Ein kurzer Spaziergang führt von Göszen nach Lostorf, bei dem in offener Bergschlucht, welche den schmalen Felsgrat des Jurazuges durchbricht, auf einer freundlichen, grünen Höhe Bad Lostorf liegt. Schon 1412 entdeckt und seitdem viel benutzt, kam es im 19. Jahrhundert, nachdem neue Gebäude errichtet worden waren, noch mehr in Aufnahme und gilt als heilsam gegen Gicht, Rheuma und Hypochondrie. Schon das Badhaus, das von angenehmen, durch Obst- und Wallnußbäume beschatteten Spaziergängen umgeben ist, bietet eine anmuthige Aussicht; durch den Bergdurchbruch schweift der Blick über die Dörfer Göszen und Lostorf und den Aarstrom bis zum Tödi, Rigi, Schneehorn, den Windgellen auf der Grenze von Glarus und Uri, dem Urrothstock, Pilatus und Titlis. Noch herrlicher ist der Standpunkt auf der Alp Burg, wohin in kaum einer Stunde der Weg durch einen schönen Tannenwald leitet; auch die Froburg, der hohe Wiesenberg und die Schafmatt lassen sich von Lostorf aus bequem erreichen. Rechts vom Bade thron auf einem mit Wald bewachsenen Felsengrat Schloß Wartenfels, das einst Adrian von Bubenberg, dem berühmten Sieger in der Schlacht von Murten, gehörte und noch heute bewohnbar ist. Weithin schimmern seine blendend weißen Mauern, und die Aussicht aus seinen Fenstern gilt als die entzückendste der Gegend rings umher.

Von Winznau gelangen wir auf der Eisenbahn nach der weitläufigen Pfarre Grethenbach, in welcher umgeben von Obstbäumen Däniken liegt. Einst war die Gegend wild und rauh und nackte Gerölle und Geschiebe bedeckten überall den Boden; aber der eiserne Fleiß der Menschen hat ihn im Laufe der Jahrhunderte mit fruchtbarer Dammerde überdeckt. Weiter vorwärts liegt Schönenwerth mit seinem uralten Stift. Ursprünglich hieß der Ort Werth (Insel) und war wohl in der That größtentheils mit Wasser umgeben; bereits im achten Jahrhundert ward da ein Klosterlein errichtet und dem Straßburger Stift einverleibt.

Auf einen hohen Felsenhügel, der sich gegen die Aar hinaus drängt, steht hoch emporragend die Stiftskirche mit ihrem ansehnlichen Thurme. Schon im 11. Jahrh. erbaut, zeigt sie, trotzdem sie 1388 durch Bern und Solothurn theilweise zerstört ward, noch immer das Gepräge der Zeit ihres Ursprungs. Im Jahre 1428 ward von Hans von Falkenstein in gothischem Styl ein heiliges Grab errichtet, das noch heute vorhanden ist; außerdem besitzt die Kirche einen merkwürdigen Grabstein des letzten Ritters von Göszen, schöne Gemälde und ein wunderthätiges Muttergottesbild, zu dem einst viel gewallfahrtet ward. Der Platz

vor der Stiftskirche ist mit alten Linden, unter denen sich Spaziergänge hinziehen, umfaßt; um die Kirche reihen sich die stattlichen Häuser der Chorherren und Kapläne, von denen die Probstei kühn an den Rand des hohen Felsens hingebaut ist. Das Ganze bildet mit den tieferliegenden Gebäuden des Dorfes ein malerisches Ganzes. Drunten am Felsen rauscht in wildem, unbeständigem Laufe die Aar; jenseits erhebt sich die starke, hohe Thurmruine der Burg Göszen, westlich aber breiten sich die fruchtbaren Gefilde des sogenannten Niederamtes aus, das von den Höhen des Hauenstein, des Born und des Engelberges umschlossen ist.

Wer historische Erinnerungen liebt, mag von Schönenwerth zu den interessanten Ruinen von Göszen hinüber wandern. Unmittelbar am alten, jetzt ausgetrockneten Aarufer, umgeben von grünen Wiesen und Obstbaumwäldchen liegen die Häuser von Nieder-Göszen, bei denen 1498 die Stadt Solothurn auf hoher Felsklippe die Burg als Grenzveste und Sitz des Landvogts erbaute. Gerade vierhundert Jahre nach ihrer Gründung ward sie von den Franzosen gebrochen. Nur der viereckige, massive, weitschauende Thurm entging durch seine Festigkeit der Zerstörung und dient jetzt mit den Mauerresten, welche ihn umstehen, der reizenden Gegend als Zierde; auf den Trümmern des Schlosses selbst aber ward ein Schulgebäude errichtet.

Bei Schönenwerth, von wo ab die Bahn durch den Tunnel von Wöschnau nach Aarau gelangt, stehen wir an der Grenze Solothurns gegen Aargau hin und wenden uns von dort nach Densingen zurück, um den südlichsten Kantonstheil zu erreichen. Unmittelbar bei Densingen tritt die Landstrasse südwestwärts streichend in den nordöstlichsten Zipfel des Kantons Bern. Wir berühren die bernischen Ortschaften Dürnmühle, Wiedlisbach und Attiswyl, um uns bald wieder auf solothurnischem Boden zu befinden. Das erste Dorf an der Grenze ist Flumenthal, ehemals der Hauptort einer eigenen Vogtei. Spötter erzählen von Flumenthal originelle Geschichten; einmal soll hier ein blinder Fährmann die Reisenden über die Aar gesetzt, ein Postbote, der nicht lesen konnte, die Briefe ausgetragen und ein tauber Richter Recht gesprochen haben.

Durch einen schönen Forst an dem Weiler Weihern vorüber gelangen wir zum Bad Attisholz. In einem von Wald umgebenen Thälchen gelegen, scheint es schon sehr frühe benutzt worden zu sein, denn der Boden enthält Reste von alten römischen Wasserleitungen und bereits 1395 forschte man eifrig nach warmen Quellen, von denen die Sage erzählte; die erste eingehendere Erwähnung des Bades stammt indeß erst von dem einst berühmten Thurneisser her, der bekanntlich die Bestandtheile aller Wasser kennen wollte. Daß die Römer ehemals in der Gegend saßen, ist unzweifelhaft; im Jahre 1757 wurden die Ruinen eines um-

fangreichen römischen Gebäudes und in demselben ein Mosaik-Fußboden entdeckt. Oft wird das anspruchlose, aber anmuthige Bad von Solothurn aus besucht, dessen erste Häuser wir in weniger als einer halben Stunde erreichen.

Solothurn, die Hauptstadt des Kantons, erhebt sich an beiden Seiten der Aar; der größere Theil derselben, die eigentliche Stadt, breitet sich indeß auf dem linken Strombord aus, während die Vorstadt am rechten des schönen, freundlichen Stromes sich hinlagert. Eine Brücke und ein Steg für Fußgänger verbindet beide ungleiche Hälften. Die Stadt liegt an einer sanft ansteigenden Anhöhe und ist von Ringmauern aus Quadern, welche mit den Schanzen durch französische Baumeister i. J. 1667 begonnen, aber erst nach 60 Jahren vollendet wurden, umgeben; ihre Erbauung und Unterhaltung drückte das Land schwer, denn die Unterthanen mußten bei den Arbeiten, welche die Machthaber gegen sie selbst schützen sollten, schwere Frohdienste leisten. Schon im Jahre 1835 erklärte der große Rath sich für den theilweisen Abbruch der Schanzen und gegenwärtig dienen sie als schöne, schattige Promenaden, auf denen sich oft reizende Aussichten darbieten. Die Straßen sind breit und reinlich gehalten, die Häuser meist gut gebaut und geräumig, aber es fehlt an Leben und Thätigkeit. Schon der alte Chronist Hafner rügt es, wenn auch mild, daß die Solothurner nicht gerne Handel und Gewerbe trieben; die jüngeren Leute traten lieber in Kriegsdienste, die älteren lebten von ihren Pensionen und Renten. Auch in neuerer Zeit hat sich die Gewerbtätigkeit noch nicht recht entwickeln wollen, und noch vor zwei Jahrzehenden fürchteten die Anhänger des Alten die Bildung einer solothurnischen Industrie als den Anfang des Umsturzes, als das Ende der guten alten Sitten. Daraus erklärt sich die Stille und Dede, welche namentlich vor Erbauung der Eisenbahn allgemein auffallen mußte. Zwar war es nicht immer so; im 17. und 18. Jahrhundert ging es zu Solothurn oft lebhaft zu; es herrschte Jahrzehende hindurch in der Aarstadt üppiges Leben und der Luxus machte sich breit — aber die Ursache von alledem war nur der französische Gesandte, der in der Stadt seinen regelmäßigen Sitz hatte und mit vollen Händen Gold austreute. Ohne Zweifel wird auch Solothurn mit jedem Jahre mehr in die Bewegung hineintreten; schon regen sich energisch genug die jüngeren, frischeren Kräfte und sie haben um so leichteres Spiel, als der Kanton Hülfsmittel, welche nur benutzt zu werden brauchen, und Schätze, die sich heben lassen, in reichem Maaße besitzt.

Unter den Gebäuden der Stadt ist die Domkirche, das Münster zu Sankt Ursus, das bedeutendste. Wer das Benedictinerkloster zu Solothurn gegründet hat, ist nicht bekannt; schon im Jahre 870 wird seiner gedacht und die fromme Königin Bertha von Burgund verwandelte es in ein Chorherrenstift, für welches im 11. Jahrhundert eine neue Kirche erbaut ward. Im Jahre 1762 war diese so schlecht geworden, daß der Thurm zusammenstürzte; bald nachher ward der

Grundstein zum neuen Bau, der schon 1773 eingeweiht werden konnte und mehr als 800,000 Schweizerfranken kostete, gelegt. Die Kirche erhebt sich auf einem niedrigen Hügel, der die Nar um 65 Fuß überragt; eine breite Treppe von 33 Stufen, welche zwischen zwei schönen Brunnen emporsteigt, führt zum Haupteingang hinauf. Der Styl des Bauwerks ist der florentinische; als Material wurde schöner, einheimischer Marmor verwendet. Die Fassade ist 115 Fuß hoch und wird durch zwölf korinthische Säulen, eben so viele Statuen, ein vergoldetes Strahlenkreuz und die Inschrift, welche den Thebäern St. Victor und St. Ursus das Gotteshaus widmet, geschmückt. Das Innere der Kirche, in welche man durch fünf Eingänge gelangt, ist 200 Fuß lang und 140 Fuß breit, und von mehreren Fenstern, einer Kuppel und zwei Halbkuppeln erleuchtet. Licht und freundlich, mit leichten Gewölben überdeckt, gewährt es einen großartigen Eindruck. Auf vier 32' hohen Säulen, von denen zwei Monolithen, d. h. aus einem einzigen Stein gehauen sind, ruht die Orgel. Unter den Gemälden an den 11 Altären zeichnen sich das Abendmahl, Mariä Himmelfahrt und St. Thomas von Corvi, erstem Kunstmaler Pius VII. und Christus am Kreuz und die Auferstehung von Joh. Esper aus. Ueber dem Choraltar schwebt ein Sarg, der die Gebeine der Märtyrer der thebäischen Legion aufbewahrt; ein anderer befindet sich hinter dem Altare. Zu den Merkwürdigkeiten des Münsters gehören noch das angeblich von Herzog Leopold von Oesterreich geschenkte Banner, das Chorgitter und die freischwebende Wendeltreppe der Kanzel, mehrere Statuen, ein uraltes Messbuch, ein Chormantel aus der Zeit Karls des Kühnen und ein Messgewand aus dem Purpurmantel Ludwig XVI. von Frankreich gefertigt, sowie eine kunstvolle, mit Edelsteinen geschmückte Monstranz. An die Kirche lehnt sich der 190 Fuß hohe Thurm, zu welchem 249 Stufen führen und in dem neue, harmonisch gestimmte Glocken hängen; ein zweiter Thurm ist, weil das Fundament nicht fest genug schien, nicht vollendet worden.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Schutzheiligen Solothurns und seines Münsters, St. Ursus und St. Victor, der thebäischen Legion angehört haben sollen. In der That ist es auffallend, daß viele alte, schon von den Römern bewohnte Orte von den Thebäern zu erzählen wissen, in der Schweiz außer Solothurn z. B. St. Moritz, Zürich, Baden, Zurzach. Der Legende zufolge flohen St. Victor und St. Ursus, angesehenen Krieger der Legion, als ihre Genossen zu Agaunum (St. Moritz) in Wallis unter den römischen Kaisern Diocletian und Maximilian enthauptet wurden, nach Solodurum und verbreiteten auch hier das Christenthum. Bald indeß wurden sie entdeckt; der römische Landpfleger Hirtacus ließ sie sogleich von seinen Knechten ergreifen und ins Gefängniß führen. Als alle Versuche, sie zur Anbetung der heidnischen Götter zu bewegen, fruchtlos blieben, sollten sie vor dem Tempel des Merkur verbrannt werden, aber ein

heller Glanz umleuchtete sie, ihre Ketten fielen von selbst ab und der Wind löschte die Flammen des gewaltigen Scheiterhaufens. Da wurden sie um das Jahr 300 nach Christo auf des Landpflegers Befehl auf die Narbrücke, welche die Römer angeblich in der Nähe des Ortes, der jetzt Treibeinskreuz heißt, geführt und dort enthauptet. Als aber ihre noch blutenden Leichname ins Wasser geworfen wurden, da fand, wie die Legendenschreiber und die Solothurner Chronisten erzählen, ein neues Wunder statt; die beiden Märtyrer erhoben sich nämlich allogleich und schritten, ihre Häupter tragend, eine halbe Stunde weit auf dem Wasser fort, traten darauf an's Land und legten sich in der Nähe des Ufers auf den Boden. Dort wurden sie von einigen ihrer Glaubensgenossen heimlich bestattet. Erst die fromme Königin Bertha von Burgund fand, der Sage nach, ihre Grabstätte wieder auf. Helle Lichtchen erschienen nämlich alle Abend über derselben und verschwanden erst, als man die Gebeine der Heiligen entdeckt hatte. Sogleich entwickelte sich nach Solothurn eine Wallfahrt, die Jahrhunderte hindurch fort dauerte. Königin Bertha, die gottselige Spinnerin, deren Zeit als die goldene der Gegend von Solothurn, Bern, Freiburg und Waadt gilt, war übrigens selbst eine Heilige, welche Wunder zu verrichten wußte. Sobald sie mit ihrem Gefolge frommer und keuscher Jungfrauen die Nar überschreiten wollte, breitete sie ihren langen Schleier über den Strom und sogleich konnten alle trockenen Fußes, ohne jede Gefahr auf der zarten Brücke von einem Ufer zum andern gelangen.

Weniger interessant als das Münster sind die übrigen Kirchen, deren es innerhalb und außerhalb der Stadt noch etwa zehn gibt. In der ehemaligen Jesuitenkirche befindet sich ein Gemälde von Corvi, Mariä Himmelfahrt darstellend, am 80 Fuß hohen Choraltar und ein anderes Delbild, ein Christus am Kreuz von Holbein dem Älteren. Hier war einst die Leiche des berühmten Polenhelden Kosziusko, ehe sie nach Polen geführt ward, beigelegt. Die finstere und unfreundliche Franziskanerkirche, in der vor der französischen Revolution die Bürger zu den Wahlen sich versammelten, besitzt ein Altargemälde, das wohl mit Unrecht Raphael zugeschrieben wird, und einen mit Gold gestickten Ornat, ein kostbares Geschenk Ludwigs XIV., der seine lieben Solothurner Herren durch solche Gaben und durch Pensionen für seine Interessen zu gewinnen verstand.

Fast mehr noch als das Münster zieht das Zeughaus den Besucher an und in der That besitzt kein anderes der Schweiz so zahlreiche und werthvolle Waffen und Rüstungen aus dem Mittelalter. Früher war es noch reichhaltiger ausgestattet, aber die Regierung hat einen Theil derjenigen Harnische, welche weder durch Form, noch durch historische Erinnerungen Beachtung verdienen, um Raum zu gewinnen, verkaufen lassen. Die meisten der älteren Waffen und Rüstungen sind Beute aus den Kriegen gegen Karl den Kühnen von Burgund und gegen Habsburg-Oesterreich; von den alten Bannern wurden zwei zu Murten, zwei zu

Dornach und zwei am Bruderholz gewonnen; zwei andere Feldzeichen sollen sogar in den Kreuzzügen gebraucht worden sein. Unglücklicher Weise ist diese Angabe eben so unglaublich, als die Sage von dem Banner Leopolds im Münster. Die Hauptzierde des Zeughauses bildet indeß die Gruppe Bruder Klaus auf der Tagsatzung zu Stans; der fromme Klausner steht eben vor den aufgeregten Eidgenossen, um sie zur Einigkeit zu mahnen und ihnen die Aufnahme Solothurns und Freiburgs in den Bund der Eidgenossen zu empfehlen. Alle Rüstungen und Harnische, welche die Gesandten tragen, stammen wirklich aus dem 15. Jahrhundert. Die Gruppe selbst aber ist nach einer Zeichnung des leider zu früh verstorbenen Solothurner Malers Disteli, eines Mannes von Geschick und Geist, arrangirt.

Von dem Zeughause aus wandern wir durch die Stadt, um noch einige andere Merkwürdigkeiten zu besuchen. Zu den interessantesten Ueberresten des Alterthums gehört der sogenannte Zeitglockenthurm. Als man noch annahm, daß der Name der Stadt von einem einsamen Thurm am Strande der Aar herühre, setzte man seine Erbauung bis in die fernste Zeit zurück; er sollte fast vier-tausend Jahre alt sein. Wie es scheint, stammt er indeß aus den Zeiten der Burgunder Fürsten. Viereckig, 20 Fuß breit, aus großen, rauhen Quadersteinen erbaut und gegen 80 Fuß hoch, erhebt er sich am Marktplatz und trägt ein altes, einst hochgeschätztes Uhrwerk mit Figuren, welche sich beim Stundenschlag bewegen. Das Rathhaus ist ein alter unregelmäßiger Bau mit einer steinernen Wendeltreppe und großem Saale; unter seiner Halle sind römische Inschriften, welche in der Stadt und im Kanton gefunden worden sind, aufgestellt. Auch die Stadtbibliothek mit dem Portrait des schon genannten Schultheißen Wengi, welcher bekanntlich den Ausbruch des Bürgerkriegs zwischen den Katholiken und Protestanten muthvoll und mit Gefahr seines eigenen Lebens verhinderte, und mit einem Relief der Berggruppe des Gotthard, ferner die reiche, geologische und Petrefactensammlung des Naturforschers Hugi im Museum des Waisenhauses und einzelne Reste der Römerzeit, welche über die Stadt zerstreut sind, verdienen von den Reisenden betrachtet zu werden.

Bevor wir von der Hauptstadt scheiden, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Stadt, wie sie in früherer Zeit war und auf einige ihrer bürgerlichen Einrichtungen, die freilich mit denen anderer größeren Städte der Schweiz in den meisten Punkten übereinstimmen. Anfänglich stand an der Spitze des Gemeinwesens ein Rath, aus dem Schultheißen und eils Mitgliedern gebildet, welcher als Schöppengericht zugleich in allen Kriminal-Prozessen das Urtheil fällte. Zuerst ward er wohl vom Grafen bestellt, später von den Bürgern selbst; als aber die Bürger mit Genehmigung des Kaisers den Schultheißen wählen durften und fast völlig selbstständig wurden, theilten sie sich in eils Zünfte, aus denen der Große Rath aus 100 Mitgliedern hervorging. Die eigentliche Verwaltung

lag in den Händen des Kleinen Rathes, der aus den beiden Schultheissen und dreißig Rätthen zusammengesetzt war. Alljährlich fand die Aufnahme der jungen Bürger zugleich mit der Wahl der Stadtbeamten am Johannisstage (24. Juni) in einer feierlichen Versammlung statt, welche eigenthümlicher Weise den Namen „Rosengarten“ führte. Da war die ganze Stadt vom frühen Morgen ab in freudiger Bewegung. Schon zwischen 5 und 6 Uhr mußten sich die jungen Bürger im Garten nächst dem Rathhause versammeln, um gegen Erlegung des Bürgergeldes in das Bürgerbuch eingetragen zu werden. War dies geschehen, so schlug die mächtige Glocke des St. Ursus-Münsters langsam 36 Schläge an und sogleich zogen die ersten Staatsbeamten unter dem Schall der Trommeln und Trompeten aus dem Rathhause in die Franziskanerkirche; mit wehenden Fahnen, die Waffen an der Seite, folgten ihnen die Rünste. In der Kirche hielt jeder Bürger einen Rosenstrauch in der Hand. Zuerst las der Priester die Messe vom heiligen Geist, dann gebot der Großwaibel mit lauter Stimme allen denen, welche unzüchtig, leibeigen oder verpfändet waren, oder unter Urfehde standen, die Kirche zu verlassen. Damit war die Versammlung ordnungsmäßig gebildet und konnte an ihre ersten Geschäfte gehen. Das Scepter, das Symbol des Regiments, in der Hand erhob sich würdevoll der Amts-Schultheiß; nachdem er eine Rede gehalten, übergab er Scepter und Siegel und legte sein Amt zu Händen der Gemeinde nieder. Die anderen Beamten folgten ihm; auch der Gemeinmann, der bestellte Sprecher des Volkes, resignirte. Darauf wurden zuerst die Alt- und Jungräthe und der Gemeinmann wieder gewählt, zuletzt der neue Schultheiß, dessen Stelle der Altschultheiß, der vor einem Jahre aus dem Amt getretene Schultheiß, nach altem Brauch und Sitte erhielt. Jede Abstimmung erfolgte durch Handaufheben; aber die Stimmen der Bürgerschaft wurden in der letzten Zeit nicht einmal mehr gezählt. Die ganze feierliche Handlung war nichts weiter als ein genau in allen seinen Einzelheiten vorgeschriebenes Schauspiel, welches das von „gnädigen Herren“ abhängige Volk als souverain erscheinen ließ, obwohl es in der That sehr wenig zu bedeuten hatte. Mochten einmal auch nur wenige Hände sich erheben, der im Voraus bestimmte Candidat galt dennoch als gewählt. War die Wahl zu Ende und hatten die Beamten ihren Eid geleistet, so ward die Gemeinde entlassen und der Rosengarten beendet; wieder begab sich der Zug zum Rathhaus, die Bürger aber zogen auf ihre Zunsthäuser, wo sie den Tag bei einem fröhlichen Mahl und Becherklang beendeten. Das war das Hauptereigniß und Hauptfest des Jahres. Aber auch andere Festlichkeiten kamen nicht selten vor; man führte geistliche Schauspiele auf aus Brettern erbauten Theatern auf, zu denen von weither die Gäste geladen wurden. Eines der merkwürdigsten dieser Schauspiele war das St. Ursus-Spiel, von Johann Wagner verfaßt; zuerst 1581 aufgeführt, war es durch einen Epilog beendet, der in wohlklingenden

Worten die Heldenthaten der alten Schweizer pries. So stark war damals der Zubrang zur Stadt, daß die Bögte angewiesen werden mußten, eifrig zu jagen und Wildpret zu senden; den bestehenden strengen Zunftgesetzen ungeachtet, durften sogar fremde Bäcker Brod einführen, damit kein Mangel entstehe. Als das Spiel „von den Gnaden Gottes gar glücklich begangen,“ gab die Regierung den fremden Spielteuten das bräunliche Ehrengeschenk, ein Paar Beinkleider. Siebenzehn Jahre später wagte man sich sogar an die Zerstörung von Troja; die stummen Personen, welche von den Rathsberrern und Handwerkern dargestellt wurden, nicht einmal gerechnet, wirkten an diesem langathmigen Stücke nicht weniger als 106 Personen mit. Auch feierliche Aufzüge in Waffen und Harnisch, welche der Schweizer der deutschen Kantone noch immer liebt, kamen nicht selten vor; die ganze wehrhafte Mannschaft pflegte sich an ihnen zu betheiligen und mit Armbrust und Gewehr nach der Scheibe zu schießen oder Kraftübungen zu versuchen. Das war ein Jubel, wie er vielleicht nicht einmal in jener Zeit wieder gesehen ward, als der französische Gesandte zu Solothurn seine glänzenden, für die Aristokratie bestimmten Feste gab.

Solothurn ist reich an anmuthigen und schattigen Spaziergängen, die sich bis auf die Höhe der Jurafette ausdehnen lassen. Vorzüglich werden der Herrmanns- oder Hermesbühl, angeblich die Stätte eines dem Hermes von den Römern geweihten Tempels, der Kreuzacker, Treibeinkreuz, die St. Verenen-Einsiedelei und der Weissenstein besucht. Zum Kreuzacker führt aus der großen Stadt der Weg über die Narbrücke; schattige Baumanlagen ziehen sich hier am Strome hin, und mehr noch als sie, lohnt ein reizender Blick auf die Stadt, das Münster, den bischöflichen Palast und die Juraberge die Mühe der Wanderung. Bei Treibeinkreuz an der Nar wurden der Legende zufolge die Märtyrer der thebäischen Legion, St. Victor und Ursus, die Schutzheiligen der Stadt, hingerichtet und auch die Brücke Leopold's von Oesterreich, welche der wüthende Strom brach und mit den darauf befindlichen Kriegern fortriß, stand in der Nähe. Reizender noch ist der Spaziergang zur Einsiedelei. In weniger als einer halben Stunde erreichen wir die von Waldbäumen und Gebüsch beschattete Felsenkluft, in welcher ein kleiner Bach rauscht. Ein Kreuz bezeichnet den Eingang; links steigt der Weg zum Wenigstein, dem Denkmal des Schultheissen Wengi, einem mächtigen Steinblock empor, gerade aus aber, den Bach wiederholt überschreitend, führt er das Thal aufwärts durch die Felsparthien, in denen sich Grotten, Klüfte und Spalten zeigen. Ein mit Cypressen beschatteter Granitblock ist dem Andenken des Geschichtschreibers Gluz-Blotheim durch eine Inschrift geweiht. Die Kluft wird enger und dunkler, hohe Tannen streben auf beiden Seiten zum Himmel empor, ein kleiner Wasserfall rauscht und schäumt; da erweitert sich plötzlich das Schluchtthal — vor uns liegen auf kleinem grünem Wiesenplan die beiden Kapellchen der heiligen

Verena und des heiligen Martin, und im Hintergrund erhebt sich über den Matten von Wietlisbach der felsige Jura mit der schönen Weissenstein-Alp und ihrem Kurhaus. Die rechts in den Felsen gehauene Grotte soll die älteste Wohnung des Eremiten gewesen sein; gegenwärtig ist für denselben ein einfaches hölzernes Häuschen vorhanden. Eine kleine, steinerne Brücke führt zur Felsenkapelle der heiligen Verena, hinter der sich eine Grotte befindet, welche Arsenius, ein aus Aegypten herstammender Eremit, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in einem Zeitraume von 30 Jahren in den Fels gemeißelt haben soll. In der Höhle befindet sich das hl. Grab, mit den drei Wächtern und den drei Marien aus Marmor gearbeitet, aufgestellt. Rechts vom Altar steht in einer Nische die hochverehrte Patronin des kleinen Thals, St. Verena selbst. Der Legende zufolge gehörte die Heilige zur thebäischen Legion und flüchtete sich, als die christlichen Krieger derselben im Wallis auf Befehl des Kaisers erbarmungslos niedergemetzelt wurden, zuerst hierher in die Felsen-Einsamkeit, später aber nach Zurzach und Baden, wo sie bis zu ihrem Tode den Kranken und Nothleidenden beistand. Ein Loch im Felsen bei der Kapelle soll der Heiligen seinen Ursprung verdanken; als nämlich Satan sie versuchte und verfolgte, klammerte Sanct Verena sich mit der Hand so fest an den Felsen, daß die Masse dem Drucke nachgab. Eine andere Grotte rechts vom Thälchen ist St. Magdalena geweiht; an ihr vorüber führt der Pfad zu der Kirche zu Kreuzen, einem heiteren, freundlichen Gebäude in einsamer, waldiger Umgebung.

Unweit von der Einsiedelei liegen die merkwürdigen und wirklich sehenswerthen Steinbrüche, welche den Solothurner Marmor liefern. Aehnlich dem sogenannten lithographischen Stein ist derselbe nur in Korn und Gefüge gröber und härter. Von seinen 20 Schichten werden zehn benutzt; die meisten derselben sind drei oder vier Fuß mächtig, und liefern theils weißen, theils bläulich weißen und gelben Marmor, der eine sehr schöne Politur annimmt. Nicht selten sind schon gewaltige Blöcke, Blöcke nämlich von 60 bis 100 Fuß Länge, gebrochen worden, welche häufig zu kolossalen Brunnenschaalen verarbeitet werden. Auch die Wissenschaft hat den Solothurner Steinbrüchen ihr lebhaftestes Interesse zugewendet. Denn nicht nur ihre Lagerungs-Verhältnisse sind eigenthümlich; es fanden sich auch in mehreren Schichten wohlerhaltene Versteinerungen von Schildkröten, Zähne von Sauriern, Schiniten, Strombiten, Sterineen und Terebratuliten, welche zum Theil nur sehr selten vorkommen. Die interessantesten Stücke, welche seit mehr als 40 Jahre gefunden worden sind, befinden sich in der Hugi-Sammlung im Waisenhause; andere sind in auswärtige Museen gewandert.

Die Marmorbrüche können wohl an die Bildhauerei und die Kunst zu Solothurn erinnern. Leider läßt sich davon nicht viel sagen; ein großer Theil der Kunstwerke, welche sich in der Stadt finden, rührt nicht von Einheimischen her

und namentlich muß dies von den besten Werken ausgesprochen werden. Indes ist es unzweifelhaft, daß viel Schönes, das noch das achtzehnte Jahrhundert sah, langsam aus Unachtsamkeit zu Grunde gegangen oder auch gerade zu unverständiger Weise zerstört worden ist, wie das schöne Wandgetäfel im Rathsaal. Am meisten blühten zu Solothurn Bildschnitzerei, Malerei und Glasmalerei, die letztere namentlich in der älteren Zeit mehr als die andern. Im sechszehnten Jahrhundert, der Glanzperiode dieser Kunst, war die Glasmalerei in Solothurn so beliebt, daß fremde Glasmaler ihrer Leistungen wegen das werthvolle Bürgerrecht der Stadt als Geschenk erhielten. In grellen Widerspruch damit setzte sich freilich die spätere Zeit, welche die alten kunstvollen Glasfenster des im Jahr 1762 abgebrochenen Münsters, anderer Kirchen der Stadt und des Kantons und selbst die Schlachtkapelle zu Dornegg gegen geringes Geld verschleuderte. Auch die Maler waren einst hoch angesehen und viele derselben werden noch genannt; bedeutendere Werke sind indes nur von sehr wenigen im Kanton vorhanden. Des genialsten und tüchtigsten der Solothurner Maler, des erst 1844 verstorbenen Disteli, haben wir bereits Erwähnung gethan. Unter den Bildhauern ist jedenfalls der bekannteste von allen Eggenchwylter, einst ein Wagnergefelle, der in Paris und Rom lebte und unter andern die Büsten Niclaus von der Flüe und mehrerer Solothurner Staatsmänner für das Rathhaus schuf. Andere seiner Werke befinden sich zu Fontainebleau und Straßburg, dort ein Amor, hier ein Apollo mit der Eidechse. Eggenchwylter starb 1821; einer seiner besten Schüler war Victor Müller, der ebenfalls zu Paris lebte. Auch ein Werk Solothurner Künstler, der Brüder Fröhlicher, ist die kunstreiche Schnitzarbeit am Chorgestühle des Klosters St. Urban; die beiden beliebten Künstler stellten an diesem Werk Scenen aus dem alten und neuen Testament dar und verwendeten nicht weniger als lange 26 Jahre auf ihre Arbeit. Wie hier zwei Brüder, so pflegten die Solothurner Künstler überhaupt gern gemeinsam zu wirken; im Jahre 1559 stifteten sie für Maler, Glaser, Goldschmiede und Bildhauer die Lucasbrüderschaft, welche im Jahre 1859 ihr dreihundertjähriges Bestehen feiern konnte und eine große Zahl thätiger Mitglieder in den drei Bänden des sogenannten Lucasbuches aufzuweisen vermag.

Bevor wir Solothurn verlassen, wandern wir noch zu der schönsten Bergausicht des Kantons, zum Weissenstein. Ein bequemer fahrbarer Weg führt in drei Stunden über Langendorf und Oberdorf hinauf; in denselben biegt ein Fußweg, von der Einsiedelei durch den etwas beschwerlichen, aber seiner Felsen und seiner Durchblicke wegen interessanten Bergpfad Stiegenlos herkommend, in ziemlicher Höhe ein. Oberdorf liegt am Ufer eines oft wilden und verheerenden Bergbaches. Seine Kirche war einst des Muttergottesbildes wegen ein besuchter Wallfahrtsort. Hier steigt die Straße langsam im Zickzack empor und erreicht in



L. Schönbach del.

A. Pesca sculp.

DIE VERENA-KLAUSE UND BAD WEISSENSTEIN BEI SOLOTHURN.

(Solothurn)

L'Ermitage de St. Verena.

The Hermitage of St. Verena.

beinahe zwei Stunden die Höhe (3950 Fuß über dem Meere). Dort aber steht oberhalb einer frischen, grünen Matte das Gast- oder Kurhaus, den Sommer über der Sammelplatz der Tausende, welche auf ihrer Schweizerreise Solothurn wenigstens einen Tag zu widmen vermögen. Die Aussicht ist ausgedehnter noch als die Gislifluh bei Narau; kann sie auch, da die herrlichen Seen fehlen und das Hochgebirge zu fern ist, mit dem mit Recht weltberühmten Nigi nicht wetteifern, so darf sie sich doch kühn demselben anreihen. Denn jenseits des Thals der Nar hat sich vor den Blicken des Beschauers die ganze Alpenkette von Appenzell bis hinunter nach Savoyen hingelagert. Zuerst erhebt im Osten aus dem Alpsteingebirge der Säntis seine schneebedeckte Stirn; unmittelbar an ihn reihen sich die zackigen Kurfürsten, der Mürtschenstock, der prächtige Glärnisch und sein Nachbar, der gewaltige Tödi, Windgelle, Urirothstock, Titlis und Galenstock; im Süden, dem Weissenstein gerade gegenüber, bauen sich die firnbedeckten Gipfel des Berner Oberlandes, von der Gletscher-Pyramide der Jungfrau und der scharfen Spitze des Finsteraarhorns überragt, auf; westlich aber schließen sich an sie Blümlisalp, Allets, Balmhorn, Wildstrubel und Odenhorn an und aus weitester Ferne erhebt über alle seine gewaltigen Nachbarn der Montblanc sein blendendweißes Riesenhaupt. Vor den mächtigen, in Schnee und Eis gehüllten Bergcolossen aber, von denen nur ein kleiner Theil aufgezählt werden konnte, gruppiren sich die vielgestaltigen Vorberge, unter welchen der Tourist die bekanntesten, den Nigi, Pilatus, Napf, Moléson gerne aufsucht, und im ferneren Südwesten breiten sich die höheren Juraberge des Waadtlandes bis nach Neuenburg hinauf aus. Namentlich bei Sonnenuntergang ist der Anblick der Hochalpen herrlich; wenn das Gestirn des Tages niedersinkt, bedecken sich die höchsten Schneespitzen mit dem lieblichsten Glühroth, das leider nur zu schnell wieder verschwindet, um einer traurig bleichen Färbung Platz zu machen. Doch nicht allein das Hochgebirge zieht den Blick an; er ruht auch gern auf dem breiten, anmuthigen Thalgelände, das bis an die Alpen hinanreicht. Wie Silberstreifen durchziehen Nar und Emme das fast eben erscheinende Land; im grünen Gefilde lagert Solothurn mit seinen Thürmen und Mauern; fernhin schimmern im Sonnenglanz die Seen von Biel, Neuenburg und Murten; freundliche Städte und Flecken wie Bern, Burgdorf, Herzogenbuchsee, Langenthal u. A. und unzählige Dorfschaften hüllen sich in Felder, Wiesen, Obstgärten und dunkle Wälder, und über dem allen wölbt sich, wenn nach einigen Regentagen ein frischer Wind die Wolken vercheucht hat, klar und blau der weite Himmelsbogen.

Obwohl die Weissenstein-Aussicht schon seit Jahrhunderten bekannt ist, fehlte es doch lange dem Berge an den nöthigen Einrichtungen für Fremde. Erst im Jahre 1820 ward das vorhandene Sennhaus durch ein ordentliches Gast- und Kurhaus mit etwa dreißig Zimmern, Speisefalon und Gesellschaftsjaal, einer An-

zahl Badezellen u. s. w. ersetzt; man konnte nun nicht nur bequem übernachten, sondern auch Luft- und Molkencuren machen, welche der günstigen Lage des Berges wegen oft von großen Wirkungen sind, wenn sie vielleicht auch nicht mit den Curen des Rigi und anderer Höhen der Alpen zu wetteifern vermögen. Seitdem hat sich der Weissenstein, der Concurrenz anderer Jura-Kurorte ungeachtet, mehr und mehr gehoben und jeden Sommer versammelt er eine zahlreiche, den mittleren Ständen angehörende Gesellschaft, deren Glieder auf der reizenden Alp Wochen und oft Monate im Genuß der lieblichen Natur ohne rauschende Vergnügungen zubringen.

Was für den Weissenstein schwer in's Gewicht fällt, sind die anmuthigen Spaziergänge, welche sich an schönen Sommertagen leicht nach allen Seiten machen lassen. Der freundlichste Punkt, welcher namentlich des Morgens häufig besucht wird, ist die Röthi. Sanft über eine Alpenweide ansteigend erreicht der Wanderer in einer halben Stunde die Höhe des durch den verwitterten Eisen-Roggenstein rothgelblich schimmernden Berges, der hier steil und zerrissen ins Thal abstürzt. Gegen Ost und Nord ist die Aussicht auf der Röthi noch freier und weiter, als auf dem Weissenstein; bei günstigem Wetter soll man selbst den Münster zu Straßburg erblickt haben. Herrlich ist namentlich der Sonnenaufgang, wenn zuerst im fernen Osten der graue Himmel einen rosigen Ton annimmt, dann nach einigen Minuten die Berge des Appenzeller und Glarner Landes in Purpur glühen, wieder wenige Minuten später die Alpengipfel jenseits der noch dunklen, sanft ruhenden Ebene sich in Roth tauchen und endlich der glühende Ball Licht- und lebenverbreitend über die höchsten Spitzen emporsteigt. Oft Hunderte sind dann zu früher Morgenstunde auf der Röthi versammelt und begrüßen tiefbewegt, aber feierlich schweigend das Tagesgestirn, das leider sich nicht oft in seinem höchsten Glanze zeigt. Nahe bei der Röthi liegen die reizenden, blumengeschmückten Alpen der Balmsberge; gesicherter gegen die rauhen Winde als der Weissenstein, werden sie fast täglich besucht.

Ein anderer Pfad, der sich indeß in entgegengesetzter Richtung, nämlich nach Westen, erstreckt, führt in 1½ Stunde auf die höchste Bergspitze des Kantons, die Hasenmatt. Früher dicht bewaldet, ist sie, nachdem ihre Gehölze verwüstet worden sind, fast kahl und öde, bietet aber eine entzückende Aussicht, die mehr noch als die bereits genannten den Norden und Westen umfaßt. Bis dort, wo er sich in niederen Hügeln verliert und die dunklen Gebirge Schwabens und des Elsaßes den Gesichtskreis schließen, schweift der Blick. Südwärts erheben die Riesen der Alpen ihre Häupter bis in die Wolken und umschließen zugleich in wunderbarer Pracht das herrliche Rundgemälde, das zu ihren Füßen in mannigfaltiger Abwechslung sich mit feinen Seen und Strömen, Städten und Dörfern, Wiesen, Felsen und Waldungen ausbreitet.

Oft zeigen sich auf der Hasenmatt die seltsamsten Luftspiegelungen; in den Wolken bilden sich lustige Nebelbilder, Abbilder der näheren und ferneren Ortschaften mit ihrer Umgegend und selbst von Gegenden und Dörfern, welche von der Bergkuppe aus, weil sie durch andere vorspringende Höhen verdeckt sind, nicht einmal erblickt werden können. Unter dem Gipfel der Hasenmatt finden sich auf schmalem Berggrate Reste einer alten längst verschollenen Burg und in der Nähe auf dem hinteren Weissenstein liegt die seltsame und unheimliche Höhle, das Niederloch, welche viele Hundert Fuß weit in den Kalkfels hineinführt, aber schwer zugänglich ist. Sie ward einst von dem Naturforscher Hugi untersucht. Anfangs nur fünf Fuß hoch und eben so breit senkte sie sich zwanzig Fuß in die Tiefe; eine hineingelassene Tanne mit zahlreichen starken Nesten diente als Leiter. Oben strich die Luft zu Tage empor, unten strömte sie bergabwärts. Darauf zog sie sich zweihundert Fuß weit in nordöstlicher Richtung über feuchtes Steingetrümmer fort, bis sie sich zu einem zwanzig Fuß breiten Regalgewölbe gestaltete, das mit vielen Stalactiten angefüllt war. Hinter demselben wurde die schluchtartige Höhle nur noch düsterer und schauerlicher. Nachdem man 1100 Fuß zurückgelegt, folgte ein Wasserbehälter und eine enge Felsenspalte, welche gegen zweihundert Fuß anstieg; heruntergestürzte Felsblöcke bildeten den Weg, der sich endlich in zwei Sackgänge verlor. Der großen Schwierigkeiten ungeachtet, welche der Besuch der Höhle bietet, ist ihr Boden doch an mehreren Stellen von Schakravern durchwühlt; an einer Stelle fand man einmal Reste von Grabwerkzeugen und vermuthete Gebetbücher, welche zur Beschwörung von Schakgeistern gedient hatten.

Endlich wieder zurückgekehrt nach Solothurn, schlagen wir die Straße über Grenchen nach Biel am Bielersee ein. Durch eine schön angebaute Gegend streicht sie nordwärts von der Aar nach Westen und berührt erst Dorf Selzach, zu welchem Altreu, der Heimathsort der Solothurner Patrizier-Familie von Altreu gehört. Gegenwärtig nur ein unbedeutender, ärmlicher Ort, war er einst eine Stadt, welche schon zur Römerzeit erbaut, im Mittelalter nicht ohne Bedeutung war, aber durch die wilden Gualer unter Ingelram von Couch 1375 eingenommen und zerstört ward. Noch sind Reste der alten Römerstraße und der Aarbrücke vorhanden. Das nächste Dorf Bettlach liegt an einem merkwürdigen Schuttkegel. In uralter Zeit — geschichtliche Nachrichten sind nicht vorhanden — brach ein Theil des hinter dem Orte aufsteigenden steilen Berges zusammen, die Schutt- und Steinmassen wälzten sich verheerend in's Thal und bildeten mächtige Schuttkegel, aus denen vor langer Zeit einmal in 30 bis 40 Fuß Tiefe noch Baumstämme und Wurzeln hervorgegraben wurden. Im Bergtobel über dem Dorfe zeugen mürbe, mit Tannengehölz überwachsene Schloßtrümmer von einem alten Schlosse, dessen Name nicht bekannt ist. Auch von ihm erzählt man die bei vielen verfallenen Schlössern vorkommende Sage, daß der letzte Burgherr, ein Wüthrich,

der das Volk quälte und ausplünderte, durch einen glücklichen Schuß getödtet ward, als er eben wie gewöhnlich am Fenster hinter einem weißen, weithin sichtbaren Vorhange saß. Das Volk behauptet, daß er noch heut seine Unthaten schwer büßen müsse. In Teufelsgestalt bewacht er seine Schätze und zieht, wenn das Wetter schlecht werden will, als wilde Jagd schreiend und heulend um die Schlossfluh. Freundlicher ist die Sage von den Erdweiblein bei Bettlach, welche auf einem von Stauden, Bäumen und Steinen bedeckten einsamen und schwer zugänglichen Pfläzchen vor vielen hundert Jahren gehaust haben sollen. Liebreich gegen alle diejenigen, welche sie nicht kränkten, und hilfreich, wo Einer sich bei der Arbeit schwer anstrengen mußte oder wo Gefahr drohte, verkehrten sie gern mit den Menschen, welche sie nicht selten mit Leckereien beschenkten. Ihre Kleidung waren lange schwarze Röcke und Männlein sah man nicht bei ihnen. In Bettlach war ein Haus, das man das Savoyers Haus nannte; da kamen die jungen Mädchen und die älteren Frauen oft mit Wickel und Rad zum Spinnen zusammen. Auch die Erdweiblein erschienen dort oft Abends, erst nach dem Läuten der Betglocke, und halfen dann bei der Arbeit. Manchmal hatten sie auch ihr eigenes Berg bei sich und eigene Wickel; dann brachten sie Del in hohlen Nüssen und füllten damit die Lampe und steckte die Kunkel in die Fensterbank. Und wunderbar war es, daß das Berg sich nicht verminderte, so viel Garn sie auch spannen und abhaspelten; der kleinste Vorrath reichte länger als ein Jahr aus. Das Gespinnst aber pflegten sie den armen Leuten im Dorf zu schenken. Wenn es nahe an zehn Uhr war, standen sie auf und gingen mit einem frommen Abendwunsch fort. Nie sah man ihre Füße. Einmal aber streute man heimlich Asche vor die Thür und da entdeckte man lauter Tritte von Gänsefüßchen. Seit der Zeit kamen die Erdweiblein nie wieder in das Haus und nach Bettlach.

Wichtiger als beide Ortschaften ist Grenchen, das größte Pfarrdorf des Kantons, es liegt bereits an der Grenze gegen Bern in einer sanften Vertiefung am Eintrittspunkt der ersten Jurakette in das Gebiet Solothurns. Der Weinbau beginnt schon hier, indeß werden seine Erzeugnisse noch nicht sehr geschätzt. Auf einer Anhöhe erhebt sich die schöne, neue Kirche, welche Gott und allen Heiligen gewidmet ist. Seltsamer Weise verwendete man bei ihrer Erbauung die Steine eines alten Gefängnisthurnes, in welchem der Sage nach durch die Solothurner Herren einst die unruhigen Köpfe unter den Bauern eingesperrt zu werden pflegten. In der Nähe wurden wiederholt römische Altsthümer gefunden, und auf dem Scheitel des Hsenberg befindet sich eine Höhle, das Goldgräberloch genannt, aus welcher gewöhnlich ein starker, kühler Luftstrom emporsteigt. Eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes, in einem anmuthigen Thälchen, liegt das kleine, aber besuchte Grenchener- oder Allerheiligen-Bad, eine

erdige und eine Stahlquelle, welche gegen das Ende des 18. Jahrhunderts entdeckt, aber erst im Jahre 1820 in eine Bade-Anstalt geleitet worden. Gartenanlagen, Spaziergänge, Springbrunnen und Alleen zieren das anmuthige Thälchen, das gegen Süden offen, von sanft ansteigenden, mit Nebbergen gekrönten Hügeln eingeschlossen ist. Prachtvoll ist die Aussicht auf das Thal von Murten, nach Büren und Solothurn, auf das Gebiet des Emmenthals und seine Höhen und die silbernschimmernden Hochalpen.

Unmittelbar hinter Grenchen, das auch als Eisenbahnstation dient, beginnt der Kanton Bern, welcher sich hier auf der rechten Seite der Aar sogar noch weiter als auf der linken in den Kanton Solothurn hineindrängt. Alle Ortschaften, welche südwärts vom Aarstrom erbaut sind, gehören zu dem alten Amtsbezirk Bucheggberg-Kriegsstetten, bieten indeß wenig Merkwürdigkeiten. Von Interesse sind nur Metigen mit den Ruinen des alten Herrenschlosses Buchegg, der Stammburg der reichen und mächtigen Grafen von Buchegg, und einigen kleineren Besten, und Zuchwyl, bekannt durch seine Erinnerungen an den edlen Polenhelden Thadäus Kosziusko. Am Rand eines schönen Buchenwäldchens baut sich das Dorf romantisch auf; mitten in diesem aber liegt die freundliche Kirche mit dem Kirchhof, auf dem das Denkmal des am 15. October 1817 verstorbenen Kosziusko steht. Von Trauerweiden beschattet und durch eine Inschrift bezeichnet, wird es von allen Polen, welche nach Solothurn kommen, besucht und im Jahre 1833 am 3. Mai, dem Gedächtnistage der Konstitution von 1792, knieten, ihre Gelübde für das Vaterland erneuernd, 25 derjenigen, welche kurz vorher heldenmüthig zu Grochow und Ostrolenka gefochten hatten, auf dem Grabe des Mannes, der wie sie seiner patriotischen Gesinnung wegen verbannt und geächtet worden war. Und auch jetzt wieder, nachdem die neueste Erhebung Polens durch Rußland niedergeschlagen worden, ist der kleine Kirchhof von Zuchwyl eine Wallfahrtsstätte für Polens flüchtige Söhne geworden. — Destlich vom Orte strömte die Große Emme, welche ihres mehr ankündigenden Beinamens ungeachtet doch nur für Flüsse schiffbar ist. Im Kanton Bern entspringend, tritt sie, nachdem sie das Emmenthal durchflossen, bei Altisberg in den Kanton Luzern, eilt im stürmischen Lauf bei dem großen und blühenden Dorfe Viberist vorüber, nimmt die Gewässer des aussichtreichen und schön bewaldeten mittleren Bucheggberg auf, bespült darauf die Sandsteinhügel der Bromegg und des Ditiberges und stürzt sich endlich beim Emmenholze in die Aar. Die Emme ist ein wilder und oft schädlicher Strom; in ihrem breiten, mit Geschieben überdeckten Bett wirft sie sich bald hier und bald dorthin, fließt heute mit wenig Wasser in enger, fast dürftiger Bahn, füllt dunkel fluthend wenige Tage darauf das ganze Bett aus, das sie durch Zerreißung des Ufers noch zu erweitern sucht, und wälzt mächtige Steinblöcke und Geröll bis in den Aarstrom hinein, den sie sehr oft schon weit hinauf aufgestaut hat.

Zwei kleine Enklaven, Maria-Stein und Klein-Lützel, an den Grenzen Frankreichs, drüben im Gebiet der stürmischen Birz, gehören noch dem Kanton Solothurn, von dem sie durch Berner Districte ganz losgelöst sind, an. Die kleinere von beiden ist Klein-Lützel mit dem Pfarrdorf gleichen Namens. Es wird zum Amte Thierstein gerechnet und liegt an der Lützel, einem Nebenfluß der Birz, welcher oberhalb Laufen mündet, in einem freundlichen Gelände, das zum Theil mit Wald bedeckt ist. Noch vor nicht langer Zeit pflegten sich die Einwohner, noch nicht 1000 an der Zahl, kaum als zur Schweiz gehörig zu betrachten; wenn sie nach Solothurn reisten, pflegten sie dies „in die Schweiz hinaufgehen“ zu heißen. Etwas höher hinauf da, wo die Grenzen von Solothurn, Bern und Frankreich zusammenstoßen, lag einst das kleine, von den Grafen von Thierstein gestiftete Cisterzienser Kloster Klein-Lützel, das sich aber nicht zu halten vermochte. Seine Mönche waren, was viel sagen will, die ärmsten der Schweiz, trotzdem ihr Kloster zu den ältesten des Ordens im Lande gehörte. Auch eine Burg befand sich in dem kleinen Gebiet, der alte, einst ansehnliche Blauenstein; in einem abgelegenen, einsamen Bergwinkel nördlich vom Dorf verdeckt wildes Gestrüpp die letzten Reste des von den Baslern 1412 gebrochenen Schlosses, einen halb verschütteten, mehr und mehr zusammenbrechenden Thurm.

Wichtiger und interessanter ist die Enclave Maria-Stein mit den Ortschaften Megerlen, in dessen Nähe ein altes römisches Grab entdeckt ward, Hochstetten und Flüh. Die beiden letzteren Dörfer gehören zu dem hoch am Blauen gelegenen Hochstetter Thal, das an schönen, auf die Thalsflächen des Rhein und den Elsaß gerichteten Ausichten überreich ist. Flüh, in das enge Felsenthal eingekellt, besitzt ein kleines Bad, das gegen Rheumatismus gerühmt wird. Die Ruine des kleinen bischöflich baslerischen Schlosses Sternenberg und die Bergveste Landskron mit ihrer herrlichen und ausgedehnten Fernsicht bis tief in den Elsaß und das Badener Land sind von ihm leicht zu erreichen. Am meisten zieht indeß Maria-Stein selbst an. Als eine Benedictiner Abtei über dem Abgrunde einer wilden Felsenschlucht gebaut, hat es eine recht imposante Lage; die romantischen Felsenparthieen bilden einen angenehmen Contrast mit den fruchtbaren Getreidefeldern, Weinbergen und Matten, welche er umgeben. Die Legende bezeichnet Maria-Stein als einen Ort, an dem die Mutter Gottes besonders hilfreich ist. Einst, lange Zeit vor dem Concil von Basel, welches die fromme Sage feststellte, fiel ein Kind von der Höhe des Felsens in die Tiefe des Thals und ward durch die Hülfe der heiligen Jungfrau wunderbar am Leben erhalten; dasselbe geschah Jahrhunderte später dem edlen Ritter Thüring Reich von Reichenstein. Zuerst ward in der öden Wildniß eine kleine Kapelle errichtet, welche ein Einsiedler verfab, dann kamen Geistliche von Basel her und endlich verlegte man der fortwährend zunehmenden Wallfahrt wegen, das herabgekommene Benedictiner-Kloster



L. Rohbeck del.

J. Riegel sculp.

S O L O T H U R N .

(Solothurn)
DETAILANSICHT

Druck & Verlag von G. G. Lange in Darmstadt.

von Beinwyl nach Maria-Stein. Eine Klosterkirche ward 1648 erbaut und bald kam das Kloster in Aufnahme und zu Reichthum. Mehrere seiner Aebte zeichneten sich durch Gelehrsamkeit und schriftstellerische Thätigkeit aus. Als die Franzosen 1798 in die Schweiz einrückten, ward das Kloster aufgelöst, aber später wieder hergestellt. Auch die Wallfahrt begann von neuem. Die Kirche bietet wenig; ihre Frescogemälde sind unförmlich und mangelhaft. Desto interessanter ist die von allen Wallern besuchte Höhle. Auf der linken Seite der Kirche steigt man über mehrere Stufen in einen zweihundert Schritte fortlaufenden, halb dunklen, unheimlichen, unterirdischen Gang. Allmählig zeigt sich wieder das Licht des Tages und bald gelangt man über 150 in den harten Kalkstein gehauene Stufen in die merkwürdige in eine Kapelle verwandelte Höhle. Zwanzig Fuß lang und ebenso breit, ist sie fünfzehn Fuß hoch; Klüfte und Spalten gähnen an mehreren Stellen und setzen sich in den Fels fort, mehrere derselben sind vermauert, ihr Boden liegt noch 200 Fuß über dem Thalgrund. Auf dem Altar, der mit einem eisernen Gitter umzogen ist, stehen zwei Bilder der Mutter Gottes; das eine ist in Seide, Silber und Gold gekleidet und wird vom Volke vorzugsweise verehrt; das andere dagegen ist ein von Kennern sehr gelobtes Kunstwerk und aus einem einzigen Stein gehauen. Außerdem sind eine kleine Emporkirche und eine Orgel vorhanden, von der man durch die ausgehöhlte Fluh in das Innere des Klosters aufsteigen kann. Weniger besucht zwar als Einsiedeln zählte Maria-Stein früher doch stets alljährlich 50—60000 Wallfahrer aus dem Elsaß und Schwarzwalde, welche in dem großen, angeblich nach den Tagen des Jahres 365 Fenster zählenden Wirthshause Unterkommen fanden. Die Abtei selbst ist heiter und annuthig und hat eine hübsche Aussicht; eine noch lieblichere befindet sich indeß bei der St. Anna Kapelle in der Nähe von Landskron. Eine Viertelstunde vom Kloster liegen auf einem mit Gestrüpp umgebenen Felsbühl, der aus grünen Alpen am Fuß des Blauen sich erhebt, die starken Trümmer der Weste Rothberg, einst der Sitz eines hochangesehenen Geschlechts, aus denen ein Bischof und mehrere Bürgermeister von Basel hervorgingen. Ihre Aussicht bietet ein seltenes Naturgemälde, in dem sie zugleich fruchtbare, schön angebaute Ebenen und rauhe, wilde, mit Ruinen geschmückte Berge umfaßt.

Hier an der äußersten Grenze der Schweiz, sagen wir Solothurn Lebewohl. Weder durch Größe, noch durch Zahl der Einwohner, noch durch Geschichte, Reichthum, Bildung und Gewerbfleiß ausgezeichnet, nimmt es zwar keine der ersten Stellen in der schweizerischen Eidgenossenschaft ein; aber sein Volk ist ein kerniges und tüchtiges; der Entwicklung fähig bereitet es sich zu schnellen Fortschritten vor und wird bald diejenigen, welche ihm vorangeilt sind, einzuholen verstehen. Sollte nicht dann auch der Fremde, den bisher in den beiden Städten wenig anregte, ja den Solothurn's stilles, apathisches Wesen sogar oft abstieß, sich mehr

und mehr angezogen fühlen? Liegt auch unser Kanton nur im Juragebiet und fehlen ihm daher auch alle Wunder des Hochgebirges, die himmelhohen, firnbedeckten Gipfel, die tief eingeschnittenen Thäler, die breiten Gletscherströme, die gewürzigen Alpen und die herrlichen Wasserfälle: es besitzt des Schönen und Anmuthigen hinreichend, um wenigstens einige Tage den flüchtigen Fuß des Touristen zu fesseln. Ja seine Bergansichten gehören sogar zu dem Schönsten, das die Schweiz zu bieten vermag. Wir wenigstens, nachdem wir wiederholt die lieblichen Thäler durchschritten und die Jurahöhen gekreuzt haben, wir werden stets von Neuem das alte Salodurum und sein felsam zusammen gewürfeltes Gebiet besuchen.



